



Soester Zeitschrift

Heft

120

Zeitschrift des Vereins
für Geschichte und
Heimatspflege Soest

herausgegeben von Norbert Wex
unter Mitarbeit von
Dirk Elbert, Gerhard Köhn und
Ulrich Löer

Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest e.V.
gegründet am 7. Februar 1881 als Verein für die Geschichte von Soest und der Börde
vereinigt am 25. Januar 1973 mit dem Verein für Heimatpflege,
gegründet am 6. Mai 1904

Vorsitzende:

Ilse Maas-Steinhoff, Nottebohmweg 23, 59494 Soest

Geschäftsführung:

Dr. Norbert Wex, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest

Kassenführung:

Bettina Steinfeld-Hösel, Michelsweg 3, 59494 Soest

Tauschstelle, Archiv und Bibliothek: Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest,
Telefon (02921) 103-1201/1202/1203, Telefax (02921) 103-1299
E-Mail: stadttarchiv@soest.de, Internet: www.geschichtsverein-soest.de
Konto: Sparkasse Soest Nr. 3005147 (BLZ 414 500 75)

Jahresbeitrag 20,- Euro

Redaktionskollegium:

Dirk Elbert, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest
Dr. Gerhard Köhn, Terlindenweg 6, 59494 Soest
Dr. Ulrich Löer, Günne, Rosenweg 31, 59519 Möhnesee
Stadtarchivar Dr. Norbert Wex, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest.

Jeder Verfasser verantwortet selbst den Inhalt seines Beitrags.

Beiträge für Heft 121 bitte bis zum 31. März 2009 ankündigen.

Mitgliedern und Tauschpartnern stehen ältere Hefte dieser Zeitschrift bis Heft 90 (1978) beim Stadtarchiv zum verbilligten Preis von 5,- Euro zur Verfügung, solange der Vorrat reicht.

ISSN 0176-3946

Titel: drebusch:design

Satz und Druck: Althoff Druck, Soest

Westfälische Verlagsbuchhandlung Mocker & Jahn Soest 2008

Verzeichnis der Autoren

Lena Bartylla M. A., Ostönnen, Alte Heerstr. 1, 59494 Soest
Prof. Dr. Wilhelm Becker, Nötten-Brüder-Wallstr. 7, 59494 Soest
Mechtild Brand, Schwefe, Zum Spielplatz 10, 59514 Welver
Martin Huckebrink, Klusenerweg 32a, 59494 Soest
Dr. Volker Jarren, Ferdinand-Weiß-Str. 59, 79106 Freiburg i. Br.
Dr. Dieter Lammers, Mühlenstr. 12, 49565 Bramsche
Bernhard Liemann, Grevener Str. 168, 48159 Münster
Dr. Ulrich Löer, Günne, Rosenweg 31, 59494 Soest
Elisabeth Meeder, Franz-Nölken-Weg 18, 59494 Soest
Ingo Pfeffer M. A., Stadtarchäologie Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest
Dr. Andreas Post, Hoffschultestr. 8, 48155 Münster
Prof. Dr. Wilfried Reininghaus, Schmiedekamp 51, 48308 Senden
Maria Sperling, Kattenhol 1d, 59494 Soest
Dr. Thomas Spohn, LWL-Amt für Denkmalpflege in Westfalen, Fürstenbergstr. 15, 48147 Münster
Karl Josef Steininger, Dr.-Blaich-Str. 12, 82256 Fürstfeldbruck
Dr. Wolfgang Stelbrink, Elisabeth-Rathus-Weg 19, 59494 Soest
Dr. Norbert Wex, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest

Inhalt

Ingo Pfeffer: Ein Forschungsprojekt zu den Soester Bleifunden	5
Wilfried Reininghaus: Die Soester Wolltuchmacherei im Rahmen der Textilgeschichte Westfalens und Nordwesteuropas vom 13. bis zum 18. Jahrhundert	13
Karl Josef Steininger: Die Albertitafel in Soest von 1672	39
Volker Jarren: Hochwasser in der Stadt	45
Bernhard Liemann: Zwischen den Generationen - zur Gestaltung des bäuerlichen Besitztransfers in der Soester Börde im 19. Jahrhundert	55
Lena Bartylla: Heimatschutzarchitektur in Soest	79
Thomas Spohn: Hubertus Schwartz (1883-1966) – „Soest in seinen Denkmälern“	111
Mechtild Brand: Flucht aus dem Oflag	135
Martin Huckebrink: Schuld und Irrtum – Dr. Artur Strätters Plädoyer für eine „gerechte Entnazifizierung“	149
Wilhelm Becker: Hugo Kükelhaus wird Soester Bürger	157
Maria Sperling: Spuren jüdischen Lebens. Von Körbecke in die Museen der Welt	197
Andreas Post: Die Kirchenglocken in Soest	205
Elisabeth Meeder: Silberne Wappenscheiben auf Paramenten – eine Soester Besonderheit?	221
Dieter Lammers, Ulrich Lör, Wolfgang Stelbrink, Norbert Wex: Neuerscheinungen, Anzeigen und Besprechungen	225
Ilse Maas-Steinhoff: Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Heimatpflege e. V. für das Jahr 2007	239

INGO PFEFFER

SOESTER BLEIFUNDE IM ZENTRUM EINES FORSCHUNGSPROJEKTS

Wie bereits im Vorbericht¹ erwähnt, hat die Stadtarchäologie Soest im August 2000 begonnen, die Bereiche westlich der Altgrabung Soest-„Ardey“ auf einer Fläche von 6 ha zu untersuchen (Abb. 1). Die Ausgrabungen wurden Ende 2001 abgeschlossen. Prospektionen zeigten jedoch schon im



Abb. 1: Soest-„Am Ardey/Rüenstert/Am Brinkenkamp“. Die 40 ha große Grabungsfläche sowie der Quellteich und die Fläche der Altgrabung

¹ Ingo Pfeffer: Neue Ausgrabungen in Soest-„Ardey“ – Ein Zwischenbericht über die laufenden Grabungen. In: Soester Zeitschrift 113 (2001), S. 4-7.

Vorfeld, dass die westlich angrenzenden Altfluren „Rüenstert“ und „Am Brinkenkamp“ ebenfalls umfangreiches vorgeschichtliches Fundgut bargen. Auch diese Flächen konnten bis Ende 2005 ausgegraben werden. Somit konnte mit freundlicher Unterstützung des Investors das gesamte etwa 40 ha große, zur Bebauung anstehende Gelände archäologisch untersucht werden.

Die ältesten nachweisbaren Besiedlungsspuren stammen aus der jungsteinzeitlichen Rössener Kultur, einer bäuerlichen Kulturgruppe aus der 1. Hälfte des 5. Jahrtausends vor Christus. Zu den wissenschaftlich sehr ergiebigen Befunden gehören Hausgrundrisse (Abb. 2) und ein kleines Gräberfeld mit 17 nachgewiesenen Gräbern, deren Knochenerhaltung leider nur sehr schlecht war (Abb. 3). Trotzdem wird die Auswertung der Befunde aufgrund der Einzigartigkeit in Westfalen und der unmittelbaren Nähe zwischen Siedlung und Gräberfeld neue Erkenntnisse über die Bestattungssitten der mittelneolithischen Menschen in Westfalen bringen.

Zur jüngsten Besiedlungsphase gehören mehrere Hofstellen des frühen Mittelalters, die nicht nur die Ergebnisse der Befunde der Altgrabung Soest-„Ardey“ und der Soester Altstadt entscheidend ergänzen können, sondern Ergebnisse über die Hofentwicklung bis in die Neuzeit erwarten lassen. Denn auf der großen Ausgrabungsfläche konnten mehrere Hofstellen ausgegraben werden, die chronologisch vielleicht die Lücke zwischen dem in der Altgrabung erfassten frühmittelalterlichen Gehöft und den heute noch bestehenden Hofanlagen, für die eine archivalische Überlieferung bis in das 12. Jahrhundert belegt ist, schließen.



Abb. 2: Hausgrundriss der jungsteinzeitlichen Rössener Kultur



Abb. 3: Grabgrube der Rössener Kultur bei der Ausgrabung

Weiterhin wurden in zwei Bereichen des untersuchten Geländes eisenzeitliche Hofstellen aufgedeckt, die neue Erkenntnisse zum Siedlungsgepräge der Eisenzeit im Hellwegraum erwarten lassen. Von überregionaler Bedeutung ist jedoch die Auswertung von sechs Hofstellen des 1. Jahrhunderts nach Christus mit ihrer für die Geschichte Westfalens sehr bedeutenden Bleiverarbeitung, die in diesem Vorbericht vorrangig dargestellt werden soll.

Die zahlreichen Bleifunde haben das Interesse der Vorgeschichtsforschung geweckt, so dass die Grabungen im Soester Westen seit 2007 in einem interdisziplinären Projekt zwischen der Stadtarchäologie Soest und dem Institut für Archäologische Wissenschaften der Ruhr-Universität Bochum sowie dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum ausgewertet werden können. Neben der Auswertung der Bodenfunde in verschiedenen Examensarbeiten werden auch naturwissenschaftliche Untersuchungen an den Metallobjekten sowie archäobotanische und archäozoologische Bestimmungen der Pflanzen- bzw. Tierknochenfunde durchgeführt. So wird am Ende des Projekts eine Vielzahl an Erkenntnissen über die Lebensweise, die Siedlungsstruktur, aber auch über die Umwelt der damals im Soester Raum ansässigen Menschen die Wissenschaft bereichern.

In der älteren römischen Kaiserzeit wurde die Besiedlung auf den untersuchten Flächen offensichtlich dichter. Insgesamt wurden sechs Gehöfte mit Resten von zum Teil mehrphasigen Wohngebäuden nachgewiesen. Die Hofstellen lagen in geringem Abstand zueinander im südlichen und südöstlichen Bereich der Grabungsflächen. Zu den Wohnhäusern gehörten immer Speicher mit vier oder sechs Pfosten. Die Staunässe im wasserundurchlässigen Lössboden machte es in der älteren römischen Kaiserzeit unmöglich, Grubenhäuser anzulegen. Brunnen ließen sich ebenfalls nicht nachweisen, dafür aber Wasserschöpfgruben, die die Menschen aufgrund des bereits erwähnten hohen Grundwasserspiegels nutzten. Auch der nahe gelegene Quellteich und die kleinen Bachläufe konnten zur Frischwassergewinnung genutzt werden.

Die sechs dokumentierten Gehöfte bestanden nach bisherigem Kenntnisstand im 1. Jahrhundert n. Chr. vielleicht sogar zeitgleich, wobei das größte der Gehöfte eine Siedlungskontinuität ab der jüngeren vorrömischen Eisenzeit (etwa 450-100 v. Chr.) aufwies. Die noch ausstehende feinchronologische Auswertung des Fundmaterials wird in naher Zukunft genaue Ergebnisse hierzu bringen.

Bereits bei der Auswertung der Ausgrabung von 1976/77 wurde schon durch R. Halpaap auf eine nicht näher fassbare Buntmetall- und Bleiver-

arbeitung hingewiesen². Da aber nur einige Funde aus Befundzusammenhängen stammten, war das Ausmaß der Metallverarbeitung damals nicht annähernd erkennbar. Noch zu Beginn der Grabungen im Jahr 2000 waren die Felder der entsprechenden Flure voll mit Bleiobjekten. Buntmetallstücke fanden sich dagegen selten, da alle Flächen bereits von privaten Sondengängern intensiv abgesucht worden waren. Dies verdeutlicht z. B. die Anzahl der Münzfunde. R. Halpaap führt für die Grabungen der 1970er Jahre 213 römische Münzen an, bei den Grabungen von 2000 bis 2005 wurden jedoch trotz Einsatz eines Metalldetektors nur noch zehn römische Münzen entdeckt. Das Blei dagegen schien offenbar nicht des Aufsammlens wert. So wurden Bleibarren, geschmolzene Bleireste, zahlreiche spinnwirtelförmige Stücke und Model bzw. Modelle zuhauf als Lesefunde im gesamten Grabungsareal, aber auch in archäologischen Befunden ge-



Abb. 4: Bleifunde aus Soest und das Teilstück eines römischen Bleibarrens aus Bad Sassendorf-Heppen

² Rainer Halpaap: Der Siedlungsplatz Soest-Ardey (Bodenaltertümer Westfalens. 30). Münster 1994.

borgen; insgesamt konnten Bleireste mit einem Gewicht von über 100 kg aufgesammelt werden³. Nach einer ersten Durchsicht der Funde blieben noch 84 kg Blei übrig, die in die römische Kaiserzeit gehören (Abb. 4), darunter 53 kg Blei als Oberflächenfunde und 31 kg aus gesicherten Befunden der älteren römischen Kaiserzeit. Diese Menge verdeutlicht, wie groß die Bedeutung des Bleis für die hier ansässigen Menschen im ersten nachchristlichen Jahrhundert gewesen sein muss. Erstmals konnte also eine Siedlung mit Bleiverarbeitung inklusive aller Lesefunde aus Blei komplett untersucht werden.

Bei den meisten Bleistücken handelt es sich um einfache Schmelzreste, die nicht wieder verwertet wurden. Viele der in der archäologischen Literatur bisher oft als „spinnwirtelartig“ bezeichneten Stücke sind ebenfalls Produktionsabfälle, die den Guss von kleinen Bleiobjekten belegen. Es sind genau wie die aus dem Buntmetallguss bekannten, dort nicht durchlochten Stücke, Gusszapfen, die durch den Gusstrichter ihre Form erhielten. Die runden, oft konischen Löcher entstanden durch den Sog, der das erkaltende Metall in die Gussform zog. Gussformen sind nicht erhalten, so dass davon ausgegangen werden kann, dass verlorene Formen aus Lehm



Abb. 5: Bleimodell, Gewicht und Spinnwirtel aus Blei. Verschiedene Maßstäbe

oder Formsand verwendet wurden. Es wurden auch Bleimodelle gefunden. Somit muss angenommen werden, dass das Blei hauptsächlich als Zwischenprodukt verwendet wurde. Es ist einfach zu schmelzen und zu bearbeiten, so dass Modelle (Abb. 5.1) und Model recht einfach hergestellt werden konnten. Vorstellbar ist, dass es wie beim Wachs ausschmelzver-

³ Walter Melzer/Ingo Pfeffer: Römerzeitliche Bleiverarbeitung in Soest. In: Heinz Günter Horn (Hrsg.): Von Anfang an. Archäologie in Nordrhein-Westfalen (Schriften zur Bodendenkmalpflege in Nordrhein-Westfalen. 8). Mainz 2005, S. 373-375. - Walter Melzer/Ingo Pfeffer: Soest – Ein Zentrum der Bleiverarbeitung im 1. Jahrhundert nach Christus. In: Walter Melzer/Torsten Capelle (Hrsg.): Bleibergbau und Bleiverarbeitung während der römischen Kaiserzeit im rechtsrheinischen Barbaricum (Soester Beiträge zur Archäologie. 8). Soest 2007, S. 91-104.

fahren Gussformen aus Lehm gab, aus denen das Blei einfach durch Erhitzen ausgeschmolzen werden konnte. So könnten viele der hunderte von Schmelzresten einmal Bleimodelle gewesen sein, die auch für einen Bronze-guss in Frage kommen. Leider wurden kaum Endprodukte aus Bronze gefunden, so dass nur noch die Schmelzreste aus Blei von der umfangreichen Metallverarbeitung zeugen. Weiterhin wurden auch Verschnitte von Bleiblechen und große Abfallstücke gefunden, die davon zeugen, dass noch andere Bleiobjekte hergestellt worden sein müssen. Endprodukte aus Blei wurden nur wenige gefunden. Darunter sind vor allem Gewichte (Abb. 5.2) und auch ein kleiner Spinnwirtel aus Blei (Abb. 5.3).

Angeliefert wurde das Blei in Soest hauptsächlich in Form trapezförmiger, randständig durchlochter Kleinbarren⁴. Im Soester Stadtgebiet sind bisher sieben dieser Bleibarren gefunden worden, wobei fünf Exemplare aus den Grabungsarealen „Am Ardey“ und „Rüenster“ stammen sowie zwei weitere von einer Fundstelle im Soester Süden. Diese und noch weitere Lesefundstellen im Soester Westen, Süden und Osten deuten darauf hin, dass die Bleiverarbeitung in der älteren römischen Kaiserzeit im Hellwegraum eine noch weitaus größere Bedeutung hatte als bisher bekannt. Auch bei einigen anderen Bleistücken mit einem Gewicht zwischen 1,1 und 2,6 kg dürfte es sich um Barren oder deren Teilstücke handeln. Und gerade diese Stücke verdeutlichen, wie lückenhaft zurzeit noch unsere Vorstellungen eines germanischen Bleihandels von den Lagerstätten zu den Weiterverarbeitungsorten – von denen bisher nur die Fundstellen im Soester Westen ausgegraben wurden – oder an Abnehmer im Römischen Reich sind.

Proben zur Isotopenbestimmung wurden von Bleibarren und Bleiobjekten aus Befunden der Grabungen, aber auch von Bleiobjekten aus den anderen Soester Fundplätzen genommen⁵, darunter auch von dem römischen Barren aus dem Inventar des Burghofmuseums in Soest, der aus dem östlich von Soest gelegenen Bad Sassendorf-Heppen stammt. Es handelt sich um ein 13 kg schweres Endstück eines Bleibarrrens mit zwei römischen Inschriften (Abb. 4).

Die Herkunft des Soester Bleis aus der ergrabenen Siedlung kann nach den naturwissenschaftlichen Untersuchungen im nördlichen Sauerland (Raum Brilon) liegen. Kaiserzeitliche Fundstellen und Bleiobjekte von dort verstärken diese Hypothese, so dass mittlerweile für die meisten Bleifunde nahezu zweifelsfrei eine Herkunft des Rohstoffs aus dem nördlichen

⁴ Pfeffer (wie Anm. 1), S. 6.

⁵ Michael Bode/Andreas Hauptmann/Klaus Mezger: Rekonstruktion frühkaiserzeitlicher Bleiproduktion in Germanien: Synergie von Archäologie und Materialwissenschaften. In: Melzer/Capelle (wie Anm. 3), S. 105-124.

Sauerland angenommen werden kann. Dort gab es sowohl Erzlagerstätten als auch Fundstellen mit Bleiobjekten. Bleibarren und -schmelzreste sowie die Keramikfunde machen zumindest den Abbau für das 1. und vielleicht noch das 2. Jahrhundert nach Christus wahrscheinlich. Der direkte Erzabbau lässt sich aufgrund der mittelalterlichen Überprägung bisher aber nicht nachweisen. Lediglich für wenige Bleiobjekte kommt eine Herkunft aus Spanien (Sierra Morena) oder dem Lüderich (Bergisches Land) in Frage. Diese Bleiobjekte können nur durch die Römer bis nach Soest gelangt sein und deuten einen Technologietransfer an. Eine weitere Schwierigkeit bei den Bleiisotopenanalysen ist, dass sich die Lagerstätten aus der Eifel und dem Sauerland in ihrer Isotopenzusammensetzung nicht unterscheiden und somit zum Beispiel allein durch dieses Verfahren nicht geklärt werden kann, ob der römische Bleibarren aus Bad Sassendorf-Heppen aus der Nordwesteifel oder aus dem nördlichen Sauerland um Brilon stammt. Gerade die Herkunft von römischen Bleibarren mit dem Aufdruck „Plumb Germ“, also germanisches Blei, die auch im Mittelmeerraum gefunden wurden, wird unter Althistorikern und Archäologen zur Zeit kontrovers diskutiert. Naheliegender ist zwar eine Herkunft aus den bekannten Lagerstätten der Nordwesteifel, aber einige Indizien und Funde deuten auch eine mögliche Herkunft aus dem nördlichen Sauerland an⁶.

Was aber bewog die Menschen des 1. Jahrhunderts im Hellwegraum dazu, das im Briloner Raum anstehende Blei zu nutzen? Nur der Gebrauch als Modelle für den Buntmetallguss kann kaum ausschlaggebend dafür gewesen sein, das Blei bergmännisch abzubauen, denn das Blei wurde nicht an die umliegenden Gebiete weiterverhandelt. Im Münsterland konnte zum Beispiel – bis auf einen Bleiring in Sendenhorst-Albersloh – kein Blei aus dem 1. Jahrhundert nachgewiesen werden. Was könnte also ausschlaggebend für den Bleiabbau gewesen sein? Auffallend ist jedenfalls, dass Blei erst in der römischen Okkupationszeit auftaucht und am Ende des 1. Jahrhunderts in der Hellwegzone bisher nicht mehr nachweisbar ist. Als These wurde bereits aufgestellt, dass die Römer in der Okkupationszeit die Bleilagerstätten im Briloner Raum erschlossen hätten, obwohl die Beweise hierfür noch äußerst dürftig und keine direkten römischen Abbaustellen bekannt sind. Erklärbar würde dadurch aber die Lage des Römerlagers von Kneblinghausen zwischen Soest und Brilon, für das seit Neuestem

⁶ Peter Rothenhöfer: Lucius Flavius Verucla – ein römischer Großunternehmer in Germanien. Neue Erkenntnisse zu einem alten Fundstück im Burghofmuseum Soest. In: Soester Zeitschrift 115 (2003), S. 12-21. - Norbert Hanel/Peter Rothenhöfer: Germanisches Blei für Rom. Zur Rolle des römischen Bergbaus im rechtsrheinischen Germanien im frühen Prinzipat. In: Germania 83/1 (2005), S. 53-65.

die Datierung in die Okkupationszeit gesichert ist⁷. Zu klären ist auch, wie und wer nach der Varusschlacht weiter Blei im nördlichen Sauerland abgebaut hat. Dass weiter Blei abgebaut wurde, ist durch die zahlreichen Barrenfunde im Briloner Raum hinlänglich bewiesen. Vermutet werden kann, dass weiterhin Blei zu den Römern gelangte, die große Mengen an Blei benötigten. Ebenfalls kann ein Zusammenhang zwischen Blei und Salzgewinnung vermutet werden, denn in den Bereichen der Hellwegzone, in der Bleifunde gemacht wurden, treten auch salzhaltige Quellen zutage. Es gibt aber bisher keinen einzigen Beweis, dass in der Hellwegzone zwischen Werl und Paderborn schon im 1. Jahrhundert in Bleipfannen Salz gesotten wurde. Dies ließ sich in Soest erst für die Zeit um 600 nach Christus gesichert nachweisen⁸. Das Salzsieden in Bleipfannen war den Römern aber bekannt, wie zum Beispiel Funde in Britannien belegen.

Die Untersuchungen der Soester Bleifunde eröffnen also einen Blick in eine Zeit, in der die Provinzialisierung des germanischen Gebietes gescheitert war und offenbar dennoch weiterhin Interesse an der Nutzung der vorhandenen Rohstoffe bestand. Dem Soester Raum als Wirtschaftszentrum am Hellweg kam als Drehscheibe der Rohstoffströme dabei wohl eine besondere Rolle zu.

Die Bleifunde lassen also zur Zeit noch großen Raum für Spekulationen, die noch nicht durch Bodenfunde zu belegen sind. Die Auswertung der Soester Bleifunde wird jedoch dazu beitragen können, wenigstens einen Teilaspekt der Hypothesen zu belegen. Um die ganze Tragweite und Bedeutung des Bleis aus dem 1. Jahrhundert in der Hellwegzone zwischen Werl und Paderborn zu klären, bedarf es jedoch weiterer Grabungen und naturwissenschaftlicher Untersuchungen im Briloner Raum und in der Hellwegzone. Vielleicht können wir dann eines Tages die ganze Bedeutung des Bleis erfassen und verstehen.

Abbildungsnachweis:

1, 2, 3, 5 Stadtarchäologie Soest. 4 Stadtarchäologie Soest/Christian Theopold

⁷ Bernhard Rudnick: Kneblinghausen, Stadt Rütten, Kreis Soest (Römerlager in Westfalen. 1). Münster 2008.

⁸ Susanne Jülich: Die frühmittelalterliche Saline von Soest im europäischen Kontext (Bodenaltertümer Westfalens 44). Mainz 2007.

WILFRIED REININGHAUS

DIE SOESTER WOLLTUCHMACHEREI IM RAHMEN DER TEXTILGESCHICHTE WESTFALENS UND NORDWESTEUROPAS VOM 13. BIS ZUM 18. JAHRHUNDERT

Emil Dösseler, der verdiente Sammler von Daten zur westfälischen Wirtschaftsgeschichte, hatte keine allzu hohe Meinung vom Soester Textilgewerbe. „Wir haben außer den 1315 in Erfurt erwähnten Soester Tuchen keine Belege für den Fernhandel mit Soester Tuchen für das Mittelalter“¹. In der Tat konnte Soest mit den großen Textilstädten in Nordfrankreich, Flandern, Brabant, Holland und England nicht mithalten. Die Stadt exportierte keine Spitzentuche in großem Stil, sondern blieb auf eher grobe Tuche konzentriert, die im Gegensatz zu denen aus den genannten Gebieten nicht bis in den Mittelmeerraum oder in das Baltikum exportiert wurden. Die Soester Tuchmacher gehörten, wie die in den meisten anderen Städten in Nordwestdeutschland, zu jener Gruppe von Produzenten, die eher mittlere und billige Massenware erzeugten². Und dennoch dürfen die Auswirkungen der Tuchherstellung auf die Stadtgeschichte Soests im Mittelalter und im 16. Jahrhundert nicht zu gering veranschlagt werden. Ein großer Teil der Bevölkerung war in diesem Gewerbe tätig; die Wollweber standen an der Spitze der handwerklichen Gruppen, die 1260 eine neue Stadtverfassung erzwangen. Die ökonomische Bedeutung der Tuchmacherei erhellt trotz des fehlenden Fernhandels mit Tuchen, wenn wir den nordwestdeutschen Binnenhandel zwischen Nordsee und Ruhr als Absatzmarkt für Soester Tuche in Rechnung stellen. Die Forschungen von Rudolf Holbach haben die Märkte dort als wichtigen Faktor für die gewerbliche Entwicklung herausgestellt³. Sie schärfen auch den Blick für die aus Soest vorliegenden Dokumente zur Geschichte der Tuchmacher und verwandter Textilberufe zwischen dem 13. und dem 18. Jahrhundert. Diese bieten durchaus reiches Material, müssen aber rückgekoppelt werden mit der Entwicklung von

¹ Emil Dösseler: Soests auswärtige Beziehungen besonders im hansischen Raum, Teil 1 [mehr nicht erschienen] (Soester Beiträge. 49). Soest 1988, S. 12.

² Hektor Ammann: Deutschland und die Tuchindustrie Nordwesteuropas im Mittelalter [1954]. In: Carl Haase (Hrsg.): Die Stadt des Mittelalters, Bd. 3. Darmstadt 1973, S. 55-136, hier S. 133.

³ Rudolf Holbach: Zur Handelsbedeutung von Wolltuchen aus dem Hanseraum. In: Stuart Jenks/Michael North: Der Hansische Sonderweg? Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Hanse. Köln/Weimar/Wien 1993, S. 135-190.

Textilhandel und -gewerbe in Westfalen und Nordwesteuropa. Nur durch solche Einbindung lässt sich ermessen, in welcher Weise Soest abhing von regionalen und internationalen Konjunkturen und Strukturveränderungen. Deshalb ist es auch wichtig, Periodisierungen vorzunehmen. Der erste Abschnitt dieses Aufsatzes gilt der Entstehung der Soester Wolltuchmacherei im 13./14. Jahrhundert, der zweite Abschnitt den Strukturwandlungen des 15. und langen 16. Jahrhunderts, der dritte Abschnitt dem Niedergang im 17./18. Jahrhundert.

Der vorliegende Beitrag entstand im Kontext einer zusammenfassenden Darstellung der Wirtschaftsgeschichte Westfalens bis 1800, die der Verfasser in nicht allzu ferner Zukunft vorzulegen hofft. Ergänzend werden zwei Quellen ediert, die die Einbindung des Soester Textilgewerbes in überregionale Zusammenhänge verdeutlichen: der Vertrag der Stadt Soest mit einem Färber aus Deventer von 1475 (Anhang 1) und die nach Soest übermittelten Statuten der Drapenierzunft aus Harderwijk aus dem 15. Jahrhundert (Anhang 2).

1. Die Entstehung der Wolltuchmacherei im 13./14. Jahrhundert

Versetzen wir uns in die Lage eines Unternehmers, der im 12. oder frühen 13. Jahrhundert über die Gründung einer Wolltuchproduktion in Soest zu entscheiden gehabt hätte. Mehrere günstige Voraussetzungen zur Wahl des Standorts hätten seine positive Entscheidung beflügelt: Erstens gab es in der Umgebung von Soest umfangreiche Schafzucht, die anzusiedelnde Weber mit den nötigen Rohstoffen versorgt hätte. Zweitens bot das Umland gute Bedingungen für die Ernte von Waidpflanzen, die zum Färben fertiger Tuche erforderlich waren. Die Anwerbung von ausländischen Experten für das Färben der Tuche wäre lohnend gewesen. Drittens bot Soest als zentraler Ort der Hellwegzone optimale Bedingungen für die Vermarktung der Tuche, zumal die Soester Kaufleute als Besucher auswärtiger Handelsplätze einen weiten Radius abdeckten. Viertens hätte ein Unternehmer wahrgenommen, dass die Einwanderung der Landbevölkerung in die Städte Westfalens in dieser Zeit anhielt und somit für die begleitenden vor- und nachbereitenden Schritte bei der Tuchproduktion, das Spinnen, Kratzen, Kämmen und Aufbereiten, viele Arbeitskräfte zur Verfügung standen.

Natürlich ist die gedachte Situation fiktiv. Denn die mittelalterliche Stadtwirtschaft hing nicht primär von singulären Unternehmerentscheidungen ab, sondern war in korporative Strukturen eingebettet, die sich auf das Wohl der jeweiligen Stadt ausrichteten. Aber alles deutet darauf hin, dass

nach 1150 in und um Soest hervorragende Bedingungen für die Etablierung einer Wolltuchmacherei in beträchtlichem Umfang herrschten. Wenn wir die Quellen mustern, wirkten mehrere Faktoren positiv zusammen. Aus ihrem Zusammenspiel entstand eine Berufsgruppe, die – aus heutiger Sicht – 1260/61 mit Paukenschlägen in die Stadtgeschichte eintrat.

Die Genese des dann erstmals beurkundeten Wollweberamts⁴ muss noch weiter zurückgereicht haben. Sie setzte erstens auf die Schafzucht in der Soester Umgebung. 1231 wurde erstmals der Familienname „am Schafmarkt“ („de ovili foro“) erwähnt⁵. Der Haarstrang und wahrscheinlich auch die Börde blieben lange Plätze der Schafzucht, deren Produkte auf dem Soester Markt verhandelt wurden. Ab wann sich der Jahrmarkt zu St. Ulrich zu einem regional bedeutsamen Wollmarkt entwickelte, ist unbekannt. Bruder Göbel aus Böddeken fuhr jedenfalls zwischen 1510 und 1541 wie selbstverständlich nach Soest und nicht nach Paderborn, um dort die Wolle der Böddeker Domäne Tingeln zu verkaufen⁶. Der Jahrmarkt zu St. Ulrich lag im Juli optimal zur Frühjahrsschur der Schafe, die meistens im Mai stattfand.

Zum Zweiten: Der Anbau des Waid- oder Färberkrauts in der Soester Börde wird in der Literatur mehrfach als Produkt der Tuchherstellung benannt: „Durch die Tuchfabrikation wurde die Kultur des Waid- oder Färberkrauts, der herba fullonum hervorgerufen, das im Mittelalter auf den Äckern um Soest eifrig angebaut wurde“ (Ilgen)⁷. Belege dafür sind selten. Das offenbar von Färbern als Werkstatt und/oder Versammlungshaus benutzte „domus fullonum“, das im Nekrolog des Patroklistifts (frühestens kurz vor 1200, spätestens von ca. 1330) genannt wird, ist ein wichtiges Indiz. Die Soester Zollrolle von etwa 1400 erwähnt Waid, das ein- und ausgeführt wurde. Offen ist aber, ob die Tuchmacherei den Waidanbau hervorrief, wie Ilgen vermutete, oder umgekehrt der Waidanbau die Tuchmacherei und -färberei begünstigte.

Drittens: Ob Walen oder Friesen die Tuchmacherei in Soest initiiert haben, muss ebenfalls offenbleiben. Die beiläufige Erwähnung der „Friso-

⁴ Zünfte hießen in Soest „Amt“, nicht zunftgebundene Gewerbe gehörten der „Gemeinheit“ an. Im Folgenden wird „Amt“ und „Zunft“ synonym verwendet; vgl. Wilfried Reininghaus: Zünfte, Städte und Staat in der Grafschaft Mark. Einleitung und Regesten von Texten des 14. bis 19. Jahrhunderts. Münster 1989, S. 210-215.

⁵ Theodor Ilgen: Zur Orts- und Wirtschaftsgeschichte Soests im Mittelalter. In: Hansische Geschichtsblätter 27 (1899), S. 117-146, hier S. 133; Karl Ader: Geschichte der Ämter und Gemeinheit in der Stadt Soest bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Diss. Münster, Pirmasens 1914, S. 3.

⁶ Heinrich Rüthing (Hrsg.): Die Chronik Bruder Göbels. Aufzeichnungen eines Laienbruders aus dem Kloster Böddeken 1502 bis 1543. Bielefeld 2005, passim.

⁷ Ilgen (wie Anm. 5), S. 133f.

nes“ und „Galli“ im ältesten Stadtrecht belegt nur, dass Vertreter dieser Ethnien in Soest gewesen sind, mehr nicht⁸. Die Historiographie zu Soest ist dadurch immer wieder inspiriert worden. Gesichert ist, dass bis nach der Jahrtausendwende Friesland und dann seit der Mitte des 12. Jahrhunderts das heutige Nordfrankreich und Belgien große Tuchzentren waren. Flandrische Tuchhändler tauchten spätestens 1173 am rechten Rheinufer auf⁹. Dass ihre Einflüsse bis nach Soest gereicht haben, ist wahrscheinlich. Mehrere Soester Neubürger im 14. Jahrhundert stammten von dort¹⁰. Genauso wichtig für Soest dürften freilich auch die Kontakte zu Köln mit seinem früh entfalteten Textilgewerbe gewesen sein. Dort bestand ausgiebig Gelegenheit, die Importe aus dem französisch-flandrischen Raum kennenzulernen.

Und viertens ist Soests Rolle als Marktzentrum der Hellwegzone unstrittig, ebenso die starke Zuwanderung aus dem Umland seit etwa 1150¹¹. Zweifellos entstand ein innerer Markt im mittleren Westfalen, der die Herstellung von Tuchen weiter förderte.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts breitete sich dann die Wolltuchproduktion derart aus, dass bei den städtischen Unruhen von 1260 die Wollweber an der Spitze der „Bruderschaften“ (sc. Zünfte) standen, denen politische Rechte eingeräumt wurden. 1261 erhielten sie das Recht, ihre Tuche mit dem Siegel der Stadt auszuzeichnen und zu verkaufen. Dieser Vorgang ist oft dargestellt und muss hier nicht weiter vertieft werden¹². Festzuhalten ist, dass die Soester Wollweber ihren Einflussbereich weiter über die Stadt hinaus ausdehnten. 1263 pachteten sie zwei Walkmühlen an der Möhne, 1359 in Bruchhausen an der Ruhr. Später besaßen sie bis zu drei Walkmühlen in der Soester Börde. Darauf wird noch zurückzukommen sein. Mit den Wollwebern entwickelten sich weitere auf die Tuchproduktion ausgerichtete Berufe. Neben den Färbern (Kümpfern) lassen sich zwei weitere nachweisen: Spätestens 1360 waren auch die Wandschneider und Wollkäufer korporativ verfasst. Letztere umfassten die Aufbereitung des eigentlichen Webprozesses, wie wir aus einer Nachricht von 1510 wis-

⁸ Friedrich Keutgen: Urkunden zur städtischen Verfassungsgeschichte, Berlin 1901 (ND Aalen 1965), S. 140 § 13.

⁹ Ammann (wie Anm. 2), S. 86.

¹⁰ Vgl. Hermann Rothert (Hrsg.): Das älteste Bürgerbuch der Stadt Soest 1302-1449. Münster 1958, S. 34f.

¹¹ Ebd., S. 56f., wird allerdings darauf verwiesen, dass nach 1310 kaum Wollweber zuwanderten.

¹² Vgl. zuletzt Mark Mersiowsky: Städtische Verfassung und Verwaltung im spätmittelalterlichen Soest. In: Heinz-Dieter Heimann (Hrsg.): Soest. Geschichte der Stadt, Bd. 2: Die Welt der Bürger. Politik, Gesellschaft und Kultur im spätmittelalterlichen Soest. Soest 1996, S. 57-151, hier S. 62ff.; Wilfried Reininghaus: Zünfte in Soest. Das Jahr 1260 und die Folgen. In: Soester Zeitschrift 104 (1992), S. 48-66.

sen¹³. Das Wort „Wollkäufer“ ist wahrscheinlich aus einer Verballhornung entstanden.

2. Der Strukturwandel und die Krise im 15. und 16. Jahrhundert

Die bekannten Vereinbarungen des Wollweberamts mit dem Rat von ca. 1300 und 1371 lassen eine relativ breite Palette an Soester Tuchsorten erkennen¹⁴. „Volderlaken, drylbeiderwant“ und „slichtbeiderwant“, in beiden Urkunden erwähnt, machten jedoch nur die einfacheren Tuchsorten aus. Sie waren strittig zwischen der Gemeinheit und dem Amt, das zugestehen musste, dass Haushalte in Soest, die nicht zur Zunft gehörten, Beiderwand für den Eigenbedarf weben durften. Futtertuch zu weben war nur Zunftmitgliedern erlaubt. Daneben gab es „banclaken, zarzen“, Bettzeuge und Kissen. Die wichtigste Unterscheidung war die zwischen breitem und schmalem Tuch. Das breite Tuch betrug nach allgemein in Westfalen gültigen Regeln zehn oder elf Viertel Ellen und war für den Export bestimmt.

Die Vereinbarung des Jahres 1371 lässt in schwachen Andeutungen Symptome eines Wandels erkennen. Zum einen wurden die Leineweber ausdrücklich erwähnt. Sie stellten einen der zwei Aufseher im Wollweberamt, in dem sie institutionell verankert waren. Von 1371 war es noch ein langer Weg, bis sie 1480 eine eigene Gesellschaft gründeten, die von den Wollwebern unabhängig war¹⁵. Am Ende des Alten Reiches sollten die Leineweber zahlenmäßig stärker als die Wollweber in Soest vertreten sein. Zum anderen muss man die Preisfixierung für das Recken und Kratzen der Tuche als Zeichen für Arbeitskräfteknappheit werten. Ob dies ein Beleg für steigende Löhne nach einer der Pestwellen ist? Weiterhin gestand der Rat den Wollwebern die Option zu, die Tuchherstellung in der Börde anzuzeigen, d. h. der Rat schützte die städtische Produktion und versuchte, die ländliche Spinnerei und Weberei zu unterbinden.

Im 15. Jahrhundert schweigen die Soester Quellen lange zum Textilgewerbe. Dies ist bedauerlich, weil sich gravierende Veränderungen abgespielt haben müssen. Denn das Verschwinden der Färber bzw. Kümper in Soest als Zunft zwischen 1373¹⁶ und 1510 und damit ein zahlenmäßiger Rückgang dürfte nicht ohne Folgen für die Exportfähigkeit der Tuche und

¹³ Reininghaus (wie Anm. 4), S. 245.

¹⁴ Ebd., S. 246f.

¹⁵ Ebd., S. 232.

¹⁶ 1373 schlichtete der Rat einen Streit zwischen Wollwebern und Kümpern. Dies war eines der letzten Lebenszeichen der Kümper; Ludwig Eberhard Rademacher: *Annales oder Jahrbücher der Uhr-alten und weitberühmten Stadt Soest*, hrsg. von Gerhard Köhn. 4 Bde. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Soest 22). Soest 1999, Bd. 1, S. 23.

damit für die wirtschaftliche Leistungskraft der Stadt insgesamt gewesen sein. Die Ursachen für diese Entwicklung sind nicht unmittelbar zu erkennen. Soest bezog Waid 1530 aus Thüringen; der Anbau in der Börde spielte offenbar an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert keine Rolle mehr¹⁷.

Als ein Indiz für eine krisenhafte Situation im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts darf der Umstand gewertet werden, dass der Rat sich in das Tuchmachergewerbe einschaltete und einen Tuchfärber aus Deventer anwarb. Der unten in Anlage 1 edierte Vertrag zwischen der Stadt und Arndt Verver aus dem Jahr 1475 stattete Letzteren mit einem Monopol für seinen Beruf über zwölf Jahre aus¹⁸. Das Monopol erstreckte sich über die Laken, „als men nu bynnen Sost nyes makende wert“. Verver erhielt weitere Vergünstigungen, Steuerfreiheit, einen Zuschuss zur Hausmiete und ein Darlehen über 60 Gulden, für das die Ratsherren Diedrich Haver und Hermann Grutbeck hafteten¹⁹.

Ein einziger Färber konnte nicht die gesamte Tuchproduktion von Soest aufbereiten. Deshalb ist es notwendig, die oben zitierte einschränkende Klausel ernst zu nehmen. Der angeworbene Meister sollte nur die neuen Tuche färben, die neuerdings in Soest hergestellt wurden! Wir müssen deshalb den Vertrag mit ihm im Kontext der Soester Nachrichten über die sogenannte „trappeneringh“ sehen. Unter dieser Bezeichnung tauchte das Gewerbe erstmals 1510 in den Soester Akten auf, war damals aber schon seit einigen Jahrzehnten in Soest ansässig, spätestens seit 1475²⁰. 1495 erschienen ihre Produkte als „kleyne lakens“ in einem Beschluss von Rat, Ämtern und Gemeinheit. Während die Mitglieder des Wollweberamts als „alte Wollweber“ die „Soischen lakens“ herstellten, die „hiersche wullen“ verarbeiteten, blieb die neue Tuchmacherei außerhalb der Zunft und war nicht ihren Regeln unterworfen. Sie verwendete ausschließlich „rinsche wolle“. Hinter „trappeneringh“ verbarg sich nichts anderes als das Wort „draperie“ (französisch) bzw. „drapeneringh“ (niederländisch). Damit war die Herstellung von gekämmter hochwertiger Wolle mit anschließender sorgfältiger Appretur gemeint. In der Regel wurde die Wolle von spanischen Merinoschafen verwendet²¹. Eine der Hochburgen der „nouvelle

¹⁷ Dösseler (wie Anm. 1), S. 47, zum Import aus Thüringen; hierzu vgl. Werner Mägdefrau: Zum Waid- und Tuchhandel thüringischer Städte im Spätmittelalter. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1973 II, S. 131-148.

¹⁸ Stadtarchiv Soest (künftig abgekürzt StAS) A 5988.

¹⁹ Nachweis der beiden Ratsherren: Wolf-Herbert Deus: Die Herren von Soest. Die Stadtverfassung im Spiegel des Ratswahlbuches von 1417 bis 1751 (Soester wiss. Beiträge 10). Soest 1955, S. 394f.

²⁰ 1510: Reininghaus (wie Anm. 4), S. 248.

²¹ Jetzt zusammenfassend: John H. Munro: Medieval Woollens: The Western European Wool-

draperie“ war in den nördlichen Niederlanden Harderwijk am Ijsselmeer. Harderwijk hatte die Amsterdamer Willkür der Draperie von ca. 1413 erfragt, wahrscheinlich um Anhaltspunkte für Regeln für das neue Gewerbe zu erhalten²². 1434 war dann in Harderwijk selbst eine städtische Willkür für die Draperie aufgesetzt worden. Sie bezog sich auf feine Wolle als „Veluwesche wolle of Schotsche wolle ofte Castielsche wolle“²³. Größere Wolle war ausgeschlossen. Aus Harderwijk besorgte sich der Soester Rat Statuten der „drapenye off drapenirunghe“, deren Text in einer undatierten Fassung im Soester Stadtarchiv erhalten ist (vgl. Anlage 2)²⁴. Gegenüber der Fassung von 1434 ist die in Soest erhaltene Fassung erheblich ausführlicher gehalten. Die Anzahl der Einzelbestimmungen ist von 39 auf 74 fast verdoppelt. Sie muss daher weitentwickelt worden, d. h. jünger sein. Details können hier nicht im Einzelnen analysiert werden. Es verdient jedoch Beachtung, welche genaue Vorschriften für Spinnen, Appretur und Färben galten und wie viele Hilfskräfte den Drapiers zur Verfügung gestanden haben mussten. In Harderwijk übte der Rat über die Aufseher („weerdeyns“) einen großen Einfluss auf das Gewerbe aus. In der Willkür stand daher auch die Regelung ökonomischer Fragen in der „Nering“ (= Gewerbe) im Vordergrund, nicht die sozialen und religiösen Aspekte einer Zunft²⁵. 1475 darf daher als letztmögliches Datum für die Anfertigung der erneuerten Harderwijker „wilkuer en ordenancie“ gelten, denn der Soester Rat wird sich spätestens zum Zeitpunkt der Anwerbung des Färbers aus Deventer auch über die Produktionsbedingungen in Harderwijk erkundigt haben²⁶. Er hat daraus einzelne Passagen aus Harderwijk für seine Stadt

len Industries and their Struggles for International Markets, c. 1000-1500. In: David Jenkins (Hrsg.): *The Cambridge History of Western Textiles I*, Cambridge 2003, S. 228-324, hier S. 290ff.

²² Streekarchivariaat Noordwest-Veluwe, Oud Archief Harderwijk Inv.-Nr. 473, fol. 11-17 (Abschrift).

²³ Ebd., fol. 1-3; ediert: J. L. Berns (Hrsg.): *Rechtsbronnen der stad Harderwijk. 's-Gravenhage 1886*, S. 151-153. Ich danke Herrn Kollegen Henk Hovenkamp herzlich für seine große Hilfe.

²⁴ StAS A 5862, Zitat fol. 9. Berns (wie Anm. 23), S. VII Anm. 1, kannte die Soester Abschrift und brachte sie mit dem Text von 1434 in Verbindung, ohne die Erweiterung ausführlich zu würdigen. Er erhielt seinerzeit (1886) aus dem Stadtarchiv Soest die Auskunft, die „Ordinancie“ sei noch im frühen 16. Jahrhundert in Kraft gewesen. Da erst 1532 eine Aufnahme der unzünftigen „Trappening“ in die alte Wollweberzunft erfolgte, ist diese Ansicht nicht abwegig. Aus dem archivalischen Zusammenhang ist sie heute nicht mehr abzuleiten.

²⁵ Vgl. zu den „Neringen“ in den Niederlanden, die von Zünften zu unterscheiden sind: Sandra Bos/Piet Lourens/Jan Lucassen: *Die Zünfte in der niederländischen Republik*. In: Heinz-Georg Haupt (Hrsg.): *Das Ende der Zünfte. Ein europäischer Vergleich*. Göttingen 2002, S. 127-154, hier S. 129; N. W. Posthumus: *De neringen in de Republik*. Amsterdam 1937.

²⁶ Ammann (wie Anm. 2), S. 132, datiert die Übernahme der Willkür aus Harderwijk fälschlich auf 1371. Er folgt darin Erich Liesegang: *Niederrheinisches Städtewesen, vornehmlich im Mittelalter*. Breslau 1897, S. 633 Anm. 1.

ergänzt oder kommentiert. Ganz wichtig ist eine Soester Ergänzung in Anschluss an § 6, die die Verwendung rheinischer Wolle vorschreibt²⁷. Dieser Passus wurde im 16. Jahrhundert mehrfach wiederholt. Eine am Ende der Willkür notierte und schwer lesbare bruchstückhafte Vorschrift erwähnt nach Soest gekommene und dort bearbeitete Tuche aus England, Leiden und Amsterdam²⁸.

Aus Soester Sicht betrachtet muss die Etablierung einer neuen Tuchmacherei durch den Rat als dessen Kampfansage an die Ämter und deren Haupt, die Wollweber, angesehen werden. Der Rat verordnete gewissermaßen innerhalb der Stadt seinem wichtigsten Gewerbe eine interne Konkurrenz. Er muss erkannt haben, dass die grobe Wolltuchmacherei in einer schwierigen Lage steckte und neue Impulse benötigte. Durchzuhalten war diese Politik des Rats nur dann, wenn es klare Kriterien zur Trennung gab. Eine Differenz markierte der Färber. Arnd Verver bediente nur die „Trappenering“, wie wir mangels Alternative die neuen Tuchmacher quellennah nennen wollen. Wir wissen nicht, wie viele und wer sie waren. Waren sie eingewandert oder rekrutierten sie sich aus Soester Einwohnern, die von den „alten Wollwebern“ übergelaufen waren? Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal ist die verwendete Wolle. Die neuen Tuchmacher verwendeten „rinsche wulle“²⁹. Dieser Begriff ist nicht abschließend geklärt. Wahrscheinlich ist damit nicht eine aus dem Rheinland importierte höherwertige Wolle gemeint, sondern die Wolle rheinischer Schafe. Wolle, zumal für hochwertige Tuche, war generell knapp, auch im Rheinland. Letzte Klarheit können aber nur weitere Forschungen zur Schafzucht in Westfalen erbringen³⁰.

Der Rat hielt mehr als ein halbes Jahrhundert am Dualismus von alter und neuer Tuchmacherei fest. Er gab schließlich 1532 nach³¹, zum einen, weil die alte Wollweberei in immer größere Schwierigkeiten durch externe wie interne Konkurrenz geriet. Das bereits 1371 als Bedrohung empfundene Spinnen auf dem Lande hatte offenbar immer mehr zugenommen. 1510 gaben die „alten Wollenweber“ zu Protokoll, sie wünschten nicht, dass Auswärtige inner- und außerhalb der Börde Wolle kämmten, spönnen oder kratzten. Zum Andrenen musste der Rat nachgeben, weil die „alten Wollweber“ in die „Trappenering“ drängten. 1511 mussten sie bereits da-

²⁷ StAS A 5862, fol. 1.

²⁸ Ebd., fol. 9 (siehe unten Anhang 2, Anm. 80).

²⁹ Wolf-Herbert Deus: Soester Recht, 3. Lfg. (Soester Beiträge 34). Soest 1971, S. 403 § 2210; Reininghaus (wie Anm. 4), S. 248.

³⁰ Die Belege bei Bruno Kuske: Wirtschaftsgeschichte Westfalens in Leistung und Verflechtung mit den Nachbarländern. Münster 1949, S. 58-60, befriedigen nicht mehr. Vgl. Rothert (wie Anm. 10), S. 51, zu rheinischer Wolle.

³¹ StAS A 5849; Regest: Reininghaus (wie Anm. 4), S. 249.

ran erinnert werden, dass sie Vorrechte der Gemeinheit beeinträchtigten, d. h. keine rheinische Wolle verwendeten³². 1527 war es gang und gäbe geworden, dass die „alten Wollweber“ sowohl die „hiersche“ wie andere Wolle gebrauchten. Inzwischen hatte sich für sie der Name „grobe („grave“) Wollweber“ und für ihre Kontrahenten „kleine Wollweber“ eingebürgert³³. Zu dieser Zeit ließ sich aber die Weberei mit „rheinischer“ und „hierscher“ Wolle nicht mehr auf die Stadt beschränken. In der Börde („in unser gerycht“) saß Konkurrenz, der beide Wollwebergruppen feindlich gegenüberstanden. 1527 spernte sich der Rat noch gegen ihre Zusammenlegung, 1532 stimmte er dann der Aufnahme der „kleinen Wollweber“ in das Wollweberamt zu³⁴. Ausdrücklich wurde dies mit dem „Niedergang“ des „grave[n] wullenamptes“ begründet. Noch hatte aber das vereinigte Wollenamt mindestens 71 Mitglieder³⁵. Rechnet man auf einen Wollweber ca. acht Hilfskräfte für alle vor- und nachbereitenden Arbeiten, dann bekommt man eine Vorstellung der Größenordnung des gesamten Gewerbes! Auf ca. 10.000 Einwohner Soests könnten in jener Zeit rund 600 Beschäftigte in der Tuchmacherei entfallen sein³⁶.

Mit der Fusion von alter und neuer Tuchmacherei war aber die Krise des Gewerbes in Soest nicht beizulegen. Wie an anderen Standorten blühender mittelalterlicher Textilgewerbe verlief der Niedergang auch in Soest „nicht in einer gradlinigen Abwärtsbewegung“. „Bei wachsender Bevölkerung [...] und zwangsläufig vermehrtem Kleidungsbedarf expandieren Zeugmacherei und Leinengewerbe, schrumpfen indes jene Tuchmacherzünfte, die ihre Produktion nicht auf leichtere und modisch appetierbare Tuche umstellen können“³⁷. Dieser Befund von Otfried Dascher zu Hessen und Mitteldeutschland im 16. Jahrhundert kann auf Soests Tuchmacherei übertragen werden. Die städtischen Akten gestatten für diese Zeit mindestens die Analyse der internen, aus den Produktionskosten herzuleitenden Gründe für die langwierige Krise. Die externen Gründe, vor allem die internationale Konkurrenz durch englische und niederländische Wolltuche und durch Baumwollprodukte, wurden seltener thematisiert. Mittelbar sind sie

³² Reininghaus (wie Anm. 4), S. 248.

³³ StAS A 5847b.

³⁴ StAS A 5849, Regest: Reininghaus (wie Anm. 4), S. 249.

³⁵ Ader (wie Anm. 5), S. 16. Bei dieser Zahl ist unklar, ob sie vor oder nach der Vereinigung 1532 erhoben wurde.

³⁶ Zur Einwohnerzahl vgl. Wilfried Ehbrecht: Art. Soest. In: Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Bd. 3: Nordrhein-Westfalen, hrsg. v. Manfred Groten u. a. 3. Aufl. Stuttgart 2006, S. 967.

³⁷ Otfried Dascher: Der mitteldeutsche Raum. In: Marco Spallanzani (Hrsg.): *Produzione commercio e consumo der panni di lana (nei secoli XII-XVIII)*. Firenze 1971, S. 269-278, hier S. 271, 277.

zu greifen durch die Klagen des Wollenamts über die einheimischen und auswärtigen Kramer, die verbotenerweise Textilien nach Soest importieren. Wenn wir versuchen, die Krise im 16. Jahrhundert genauer zu analysieren, so ist bei der Verlagerung von Teilen der Tuchproduktion nach außen zu beginnen. Das Wollenamt verfolgte die Politik, dass alle Vor- und Nacharbeiten an den Tuchen in der Stadt stattfinden sollten. Um 1530 wurde dies auf folgende Formel gebracht: „Niemand en günne kammern noch spynnen noch krassen anders dan unser borger gut und buten luden nicht to gunnen sey wonen yn unser borde offte nycht.“³⁸ Diese Vorschrift war auf Dauer nicht einzuhalten. Die Krise lässt sich auch als fortgesetzten Verstoß gegen diese Vorschrift interpretieren. Soester Einwohner selbst beschäftigten die Landbevölkerung auf der Börde und darüber hinaus vor allem mit Spinnen. Insbesondere die Kramer standen dabei in der Kritik des Wollenamts. Einzelne Kramer organisierten dabei nicht nur das Kämmen und Kratzen, sondern auch den Ausschnitt, so der Kramer Ruisse 1570³⁹. 1559 beschwerte das Wollenamt sich beim Rat: „Ock laten syck etlycke der kremers lusten und nemmen hydr bynnen der erentrycken stadt Soist van etlycken ampteß luden und van de borden etlyckee wulle unde alles ock ut dem stycht Collen unde Marken enne laken dan von dat unsem ampte unde der gemeynheyt geynne cleyne, sunder groiten merklycken schaden inbrenget.“⁴⁰ Die unnachgiebige Haltung des Wollenamts gegenüber ländlicher Produktion wurde beispielhaft deutlich, als es 1567 die Annahme von Wolle verweigerte, die das Kloster Welper in die Stadt geschickt hatte. Das Kloster stand in Verdacht, am Wollenamt vorbei auf der Börde versponnenes Garn in die Stadt zu schleusen. Die Äbtissin in Welper wunderte sich darüber, dass das Wollenamt die „armen Leute“, die die Wolle verspinnen sollten, derart benachteiligte⁴¹. Wenig überraschend war daher, dass andere außerhalb des Wollenamtes das offenbar einträgliche Geschäft der Garnerzeugung in die Hand nahmen. Unverdrossen beharrten die zünftigen Wollweber, dass sie das Weben und Rahmen in ihren Häusern beaufsichtigen müssten. Das Garn aus der Stadt zu tragen, Weben und Walken „in anderen koninckreichen“ (gemeint sind andere Territorien) erlaubten sie nicht, denn dort würden falsche Laken gemacht. Sie empfangen selbst Garn von Bauern („hausleuten“), die schlechtes Tuch herstellten. In dieser Eingabe an den Rat gaben die Wollweber erstmals zu, dass sie selbst Arbeitsgänge außerhalb der Stadt machen ließen⁴². 1570

³⁸ StAS A 5848.

³⁹ StAS A 5853.

⁴⁰ StAS A 5851, fol. 1f.

⁴¹ StAS A 5852.

⁴² StAS A 5854, fol. 6-6v.

kam es deshalb zwischen ihnen und dem Rat zu einem Konflikt, denn sie mussten sich mit dem Vorwurf auseinandersetzen, sie ließen auch Tuch außerhalb der Stadt anfertigen. Die Wollweber reagierten empört, denn sie hielten dem Rat vor, er selbst habe ihnen das erlaubt, wofür sie doppelte Akzise zahlten. Ursache seien die steigenden Löhne in der Stadt, denn sie bekämen „hierbinnen umb gebuirliche besoldung“ kaum noch Arbeitskräfte. Wenn der Rat dem gegensteuern wolle, „wollten wir unß des außenziehens mussigen und enthalten“⁴³. Die Wollweber sahen über Soest hinaus das ganze Gewerbe der Region in einer schwierigen Situation, „auch auf meheren ortheren sei ihr ampt selber ausgemergelt“. An anderen Orten griffen – angeblich – die Tuchmacherzünfte aber auch auf Unehrlische und Unfreie („sie seyn aigen oder frey“) zurück und verstießen damit gegen die Handwerkerlehre.

Die Jahre um 1570 beschrieb Karl Ader in seiner Geschichte der Soester Ämter und Gemeinheit als „eine große wirtschaftliche Krise“, die wegen des Zwists zwischen Tuchhändlern und Webern zu heftigen Auseinandersetzungen und zu dramatischen Konsequenzen führte: „Offener Aufruhr war losgebrochen“⁴⁴. Ob Soest tatsächlich vor einer solchen Zerreißprobe stand, bedarf weiterer Forschungen. Bisher hat die Stadtgeschichtsschreibung die Zeit um 1570 noch nicht intensiver untersucht⁴⁵. Die Rademacher-Annalen liefern für die Jahre zwischen 1570 und 1574 keinen Hinweis auf innerstädtische Konflikte, sehr wohl aber auf Klagen über die steigenden Getreidepreise⁴⁶. Sicher kam zur Teuerung und zur schleichenden Krise des Wollgewerbes die externe Bedrohung durch Kriege hinzu⁴⁷. Eine undatierte Eingabe der Wollweber an den Rat aus dieser Zeit erläu-

⁴³ Ebd., fol. 12v.

⁴⁴ Ader (wie Anm. 5), S. 44. Kritisch ist gegen Ader einzuwenden, dass er die längerfristige Entwicklung im Tuchgewerbe zu sehr auf 1564 und 1570 fokussiert. Sein Befund muss als These gesehen werden, die ereignis- und strukturgeschichtlich geprüft werden müsste. Zu ähnlichen Konflikten in Coesfeld um 1600 vgl. Wilfried Reininghaus: Tuchhandel, Aufruhr und Tumulte in Coesfeld um 1600. Der Prozeß der Gewandschneider gegen die Wandmacher und seine Hintergründe. In: Westfälische Zeitschrift 148 (1998), S. 79-112.

⁴⁵ Eine Massierung der Stadtrevolten in den Jahrzehnten vor dem Dreißigjährigen Krieg weisen nach Christopher R. Friedrichs: German Town Revolts and the Seventeenth Century Crisis. In: Renaissance and Modern Studies 26 (1982), S. 27-51; Peter Blickle: Unruhen in der ständischen Gesellschaft 1300-1800. München 1988, S. 44f.

⁴⁶ Rademacher (wie Anm. 16), Bd. 3, S. 808f., 813, 841, 855. Zur Hungerkrise zu Beginn der 1570er Jahre vgl. Wilhelm Abel: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Hamburg, Berlin 1974, S. 70-98.

⁴⁷ Keine Nachweise bei Ralf Günther: Städtische Autonomie und fürstliche Herrschaft. Politik und Verfassung im frühneuzeitlichen Soest. In: Ellen Widder (Hrsg.): Soest. Geschichte der Stadt, Bd. 3: Zwischen Bürgerstolz und Fürstenstaat. Soest in der frühen Neuzeit. Soest 1995, S. 17-124; vgl. aber Gerhard Köhn: Soest und die Soester Börde in den kriegerischen Auseinandersetzungen 1543-1648. In: Ebd., S. 687-864, hier S. 704ff.

terte die äußerst gespannte Lage des Gewerbes. Sie sei wegen ihrer dichten Argumentation, die auch sozialgeschichtlich interessiert, ausführlich zitiert⁴⁸: Frauen mit geringem Vermögen, aber „jung und stark“, ergeben sich „so gantzlich dem betteln [...], daß sie auch ire kinder sich zu keiner handtarbeit, dadurch sie deß benötigen und schemmelen bettelns sich wol erwerben konnten, durchaus nicht gewennen, uben oft befleißigen wollen. Welcher unvermogen leute in anderen stetten und dorfferen, da das betteln nicht so gemein als hie, genuchsam, ja uberflußig vor geringere belonungh alß hie zu bekommen. Daher wir mit der arbeit, alß sich geburet nit vorkommen und die weinigen, so sich zum spinnen gebrauchen laßen, mit gelde und zugaben nit ersettigen und vorgnugen können, daher unß die arbeit theuwer gemacht wirt.“ Mit anderen Worten: Potenzielle weibliche Arbeitskräfte bettelten nach Meinung der Wollweber lieber als zu spinnen; die wenigen, die arbeiten wollten, trieben die Löhne nach oben. Deshalb entstehe Weberei auf dem Land. Dort aber werde schlechte Arbeit abgeliefert, denn „auß umliggenden stetten und dorpfere, da keine amptsordnungen wie hie auch daher keine sichere maeiß und noch brette der thucher observirt und in acht genommen wirt, smale tucher, kaum zein vierttel breitt, geferbet und ungeferbet keufflich hie eingefüret, hernacher amb strecke rame dermasen außgedenet und außgespannen werden, daß sie unseren tucheren, so vor sich selbst ungereckett elff vierthel breit, fast gleich und dann wegen sulcher brette vor Sostesche tucher von unserigen und vor sulchen preiß vorkauffet werden, unangesehen doch alles wiedder eingehet und krimpft. Schniederamt kann das bestätigen.“ Die Einhaltung der Soester Qualitätsnormen durch die Landweber wurde durch das Wollenamt heftig bestritten, das es daher ablehnte, solche Landtuche als Soester auszugeben. Dieser Ausweg blieb verschlossen. Eine Lösung fanden die Soester vorübergehend, indem sie ihr Tuch nach Lippstadt auf den „Rahmen“, d. h. zur weiteren Appretur schickten. Ob diese Lösung von Dauer war, ist zu bezweifeln.

Eine weitere Gefährdung der Qualität der Soester Tuchmacherei lag in dem Verfall der Walkmühlen. Die auf Ruhr und Möhne ausgreifende Anlage von Walkmühlen im 13./14. Jahrhundert war eine Voraussetzung für den Anfangserfolg gewesen. Die häufig wechselnden Walkmühlen des 16. Jahrhunderts signalisieren nichts Gutes⁴⁹. 1553 war die Walkmühle des Wollenamts in Hattrop verfallen. Man musste auf andere Standorte, nach Lohne und Ampen, ausweichen, bis schließlich 1588 die Buddenmühle übrig blieb. Das Wollweberamt war inzwischen nach eigener Aussage

⁴⁸ StAS A 5854, fol. 24-24v.

⁴⁹ Ebd., passim.

nicht mehr fähig, die Walkmühle selbst zu reparieren, und bat die Stadt um einen Zuschuss.

Zur Notlage trug massiv externe Konkurrenz bei. Zweimal, 1543 und 1586, erhöhte der Rat deswegen die Akzise auf fremde Laken, die in die Stadt eingeführt wurden⁵⁰. Die oben zitierte, undatierte Eingabe stellte fest, dass „die frembde tucher hie uberhandt genommen“ und die Soester Produkte deswegen liegen blieben⁵¹. Insbesondere klagte man auswärtige Händler an, die mit den fremden Tuchen hausieren gingen, und forderte deshalb, solchen „Freihandel“ einzustellen. Die Wollweber fanden dabei Bündnisgenossen ausgerechnet bei den Kramern, deren Eingaben aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Tenor hatten: Ihr Geschäft leide darunter, weil ihnen durch „etliche außlendische krämer, so innerhalb dero stadt Soest und außerhalb binnen der burde mit verkauffen [...] allerhandt eindracht und nachtheilige beschwerden zugefüget“ werde⁵². Die Kramer forderten eine Einschränkung des Verkaufs der auswärtigen Konkurrenten außerhalb der Jahrmärkte. Der Rat blieb trotz aller Proteste der Soester Kramer hartnäckig und entschied 1594, am Ende eines mehrjährigen Konfliktes, sie sollten sich nicht solcher Dinge annehmen, die nicht in ihr Amt fielen⁵³. Die Kramer ruhten allerdings nicht und legten regelrechte Enqueten über diejenigen Händler an, die in Soester Herbergen und Gasthöfen lagen und „alhier einen tagh nach dem anderen zu unserem großen nachtheil, hohn und spotte“ Waren verkauffen und zwar nicht nur in der Stadt, sondern auch auf der Börde⁵⁴. In einem solchen Verzeichnis, entstanden um 1600, finden wir den Namen Diedrich Bockholdt aus Dortmund, dessen Geschäftsbücher erhalten sind. Es lässt sich daher sein Geschäft, das die Soester Wollweber und Kramer so sehr beeinträchtigte, ziemlich genau rekonstruieren⁵⁵. Bockholdt kaufte in Köln Tuche ein, nicht nur einheimische, sondern auch aus Aachen und Brügge. Er setzte diese Tuche im mittleren westfälischen Raum ab und besuchte dabei auch Weber, so 1605 auch in Soest. Wahrscheinlich organisierte er nicht nur den Handel mit importiertem Tuch, sondern auch einen kleinen Verlag, und brachte westfälische Tuche in den Handel.

Aus den Protesten der Kramer und Wollweber seit dem mittleren 16. Jahrhundert wird deutlich, dass gegen die importierten Tuche die Soester

⁵⁰ Rademacher (wie Anm. 16), Bd. 2, S. 353 (1543), Bd. 3, S. 1011 (1586).

⁵¹ StAS A 5854, fol. 25.

⁵² StAS A 5869, fol. 7.

⁵³ StAS A 5870; ähnliche Vorwürfe A 5875 (1607), A 5878 (1626).

⁵⁴ StAS A 5871, fol. 1.

⁵⁵ Luise von Winterfeld: Die Dortmunder Wandschneider-Gesellschaft. Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Tuchhandels in Deutschland. Dortmund 1922, S. 42-57.

nicht mithalten konnten. Insbesondere die englischen Tuche, die nach dem Schließen des Antwerpener Hafens über Hamburg, Bremen und Emden in Nordwestdeutschland allmählich zu einer Bedrohung für die höherwertige einheimische Produktion wurden, zwangen die Soester Wollweber zu einer Anpassung. Sie verzichteten 1607 auf die mit 58 Gängen standardisierte Garndichte und setzten sie auf 52 Gänge herab⁵⁶. Soests Wollweber reagierten mit dieser Qualitätsabsenkung nach eigener Aussage auf die steigenden Kosten, gerieten dabei aber in eine Spirale nach unten. Sie erkannten damals selbst, dass sie auch gegenüber den Tuchen aus Münster „und anderer orter mehr“ (offenbar aus Westfalen) im Preis zurückblieben. Die Tuche der regionalen Konkurrenz erzielten höhere Preise „wegen ihrer güte und zierde“, obwohl sie doch – angeblich – bei genauerer Prüfung „krimpen“, d. h. bei der Verarbeitung durch die Schneider einliefen.

Bewertet man die Nachrichten über die Schwierigkeiten der Soester Wolltuchmacherei im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert, so fällt im Nachhinein die Kraftanstrengung der Zeit um 1475 auf. Damals gelang dem Rat offenbar, noch einmal durch die Einführung der „Trappenering“ für zwei Generationen die Soester Tuche konkurrenzfähig zu machen. Um 1530 setzte dann ein nicht mehr aufzuhaltender Niedergang ein.

3. Der Niedergang im 17. und 18. Jahrhundert

Die Absenkung der Standards half 1607 den Soester Wollwebern wenig weiter. Sie konnten der Abwärtsspirale nicht mehr enttrinnen. Pro forma hielt die Polizeiordnung von 1650 am Statut von 1532 fest⁵⁷. De facto veränderte sich das Profil der Soester Wolltuchproduktion grundlegend. Mehrere Lageberichte in den Magistratsakten aus dem 18. Jahrhundert indizieren, dass die Tuchmacherei zunächst schrumpfte und sich dann auf einem niedrigen Niveau stabilisierte. Wohlhabend dürfte aber kein Soester Wolltuchmacher gewesen sein. Der Tuchmacherei in Soest widerfuhr damit noch ein besseres Geschick als an den Standorten Brilon, Rüthen, Marsberg, Schmallenberg, Schwerte oder Iserlohn. Dort war von der mittelalterlichen Wollweberei im 17. Jahrhundert nichts mehr übriggeblieben. Soest gehörte aber auch nicht zu den neuen Tuchstandorten wie Hagen, Herdecke, Plettenberg, Meschede, die im 18. Jahrhundert reüssierten. Die Ursachen für diese unterschiedlichen Entwicklungen an einzelnen Standorten sind noch nicht hinreichend erforscht; wahrscheinlich hingen sie von der Wahl marktgängiger Stoffe ab. Soest fehlte seit 1475 eine grundlegend neue Innovation.

⁵⁶ StAS A 5845, fol. 15f., 63.

⁵⁷ Reininghaus (wie Anm. 4), S. 250.

Ausschlaggebend für den Niedergang der Soester Tuchmacherei waren mehrere Faktoren, die alle schon seit 1570 bekannt waren. Es mangelte am preiswerten Rohstoff. Im Jahr 1700 gaben die Wollweber an, die Wolle auf der Börde werde aufgekauft. Außerdem würde in Stadt und Land Tuch ellenweise verkauft⁵⁸. 1737 forderte eine Regierungskommission einen ausführlichen Bericht über die Lage der „Wollenfabric“ an. Der Bericht stand im Zusammenhang mit der merkantilistischen Wirtschaftspolitik Preußens, die gerade die Wolltuchmacherei zum Motor eines wirtschaftlichen Aufschwungs machen wollte⁵⁹. Soest stand dafür nicht zur Verfügung. Denn die bessere Wolle wurde, so der Bericht, von fremden Kaufleuten aufgekauft und exportiert. Selbst wenn den Bauern auf der Börde anbefohlen werde, ihre Wolle nach Soest zu bringen und die Soester Wollweber von ihrem Vorkaufsrecht Gebrauch machen wollten, wären sie doch zu arm, um große Mengen Wolle zu kaufen. Außerdem sei die Wolle oft zu dreckig. Die Wollweber wünschten sich unter den Soester Kaufleuten solche, die ihnen Tuche abkauften und vertrieben, also einen oder mehrere Verleger. Schließlich erinnerte der Vertreter des Magistrats an früher heilsame Qualitätskontrollen, die nunmehr fehlten. Es „würde auch endlich guth sein, wän nach uhralter observantz die wollenweber wochentlich ihr recht exercirten und vor wie nach freybliebe und darin gestärkt würden, das dieselbe denen krämern in den winckeln auf die jahrmärckte gingen und alldahr ihre wahr besichtigten, beurtheilten und nachmeßen mögten, ob die thücher auch die rechte breite haben und sonsten thüchtig sind, damit hiesige einwöhner und andere damit nicht verkürzet werden, worüber doch gar anietzo kein aufsicht ist“⁶⁰.

1752 arbeiteten noch 26 Mitglieder im Bereich des Wollenamts⁶¹. Darunter fielen aber auch Misellanmacher [Produzenten eines Mischgewebes] und ein Strumpfweber. Die Lage war unverändert schlecht. Es gab keine Möglichkeit, den Hausierhandel der Plettenberger Tuchmacher auf der Börde und den Wollexport an kurkölnische Standorte zu verhindern. Ein knappes halbes Jahrhundert später, 1787, hatte sich mindestens die Zahl derjenigen, die unter das Wollenamt fielen, leicht erhöht. Es waren nunmehr 46 Personen, die ganz- und halbwohlene Zeuge, Strümpfe und Hüte herstellten⁶². Sowohl der Leinweberei, deren Beschäftigtenzahl mit 165

⁵⁸ StAS A 5834, fol. 9.

⁵⁹ StAS A 5859.

⁶⁰ Ebd., fol. 1v. Gemeint war das Institut der „Wandhanse“, die im 17. und frühen 18. Jahrhundert in Werl und im kurkölnischen Sauerland ausgeübt wurde.

⁶¹ StAS B XIX g 2, fol. 38v-41.

⁶² Heinrich ten Doornkaat Koolman (Hrsg.): Historisch-statistisch-cameralistische Nachrichten von Soest und der Soester Börde, zusammengetragen im Jahre 1797. In: Soester Zeitschrift 40 (1924/25), S. 5f., Zitat S. 6.

Personen die Wolltuchmacherei bei weitem überragte, wie dem Wollenamt stellte der Magistrat kein völlig schlechtes Zeugnis aus, bemängelte aber fehlenden unternehmerischen Geist: „Es fehlen nur mercantile entrepreneurs, die zur Verstärkung der mancherlei Arten von Weberei, die hier unter allen Fabriken am besten gedeihen würde, mit Kenntniß der Sache, Geld-Vorschüsse wagten und dadurch diese Art von Industrie mehr ermunterten und höben.“ Entgegen dieser Aussage gab es zwei Unternehmer, die um 1800 Verlegerfunktionen erfüllten. Das Unternehmen Rocholl & Schwollmann ließ 20 Webstühle arbeiten, um Kattun, Siamosen, Drill, Bomside, Dobbstein und andere Mischzeuge herzustellen. Ihr Personal dürfte den Mitgliederbestand im Wollenamt ausgemacht haben⁶³.

Hoffnungen, die sich möglicherweise an diese Kleinmanufakturen richteten, erfüllten sich nicht. Zu nachhaltig waren im späten 16. Jahrhundert die Grundlagen der ehemals blühenden Tuchmacherei in Soest zerstört worden.

Anhang 1

Vertrag zwischen der Stadt Soest und Färber Arnd Verver aus Deventer, 7. Oktober 1475
Stadtarchiv Soest A 5988

Ed is to wetten overmuttz deser notlen, dat tuschen der staidt van Soest op eyne ind Arnt Ververn van Deventer op de andern siden eyn overdracht gemaket ind gesloitten ist, so dat Arnt de lakene, als men nu bynnen Sost nyes makende wert, as eyn mester verver an sich nemmen in de verven sall. Und de van Sost en sollen bynnen desen nesten tokomenden / twelff jaren geffte deser notlen neynen andern verver an sich nemen, ed en were dat des no to donde noet worde ind he des allene nicht volbaren konde. Vort so sal de selve Arnt syn leventlanck staidz denstes vry wesen, utgeschieden mollentzise sol he geven ind don as eyn ander. Ock solt de van Sost dem vorg(enannten) Arnde to baete syner wisschop nu eyns vor all sesteyn gulden geven. Se solt eme ock desen nesten tokomenden seess jar lanck itlichs jars to baete syner husinge geven dre marck Sosths pagementz. Ind ock solt und wilt de van Soest dem vorg(enannten) Arnde lenen sestich rynsche gulden gereckent eynen itliken gulden to teyn schillinge des vorg(enannten) pagementz ind de so sall ind mach de selve Arnt heben und sich der to syme nuttoste sunder pechte dese neste nakomenden seess jarlanck giffte deser notlen gebruken. Mer wanne de seess jar umme synt,

⁶³ Wilfried Reininghaus/Jürgen Kloosterhuis (Bearb.): Das „Taschenbuch Romberg“. Die Grafschaft Mark in der preußischen Statistik des Jahres 1804. Münster 2001, S. 167.

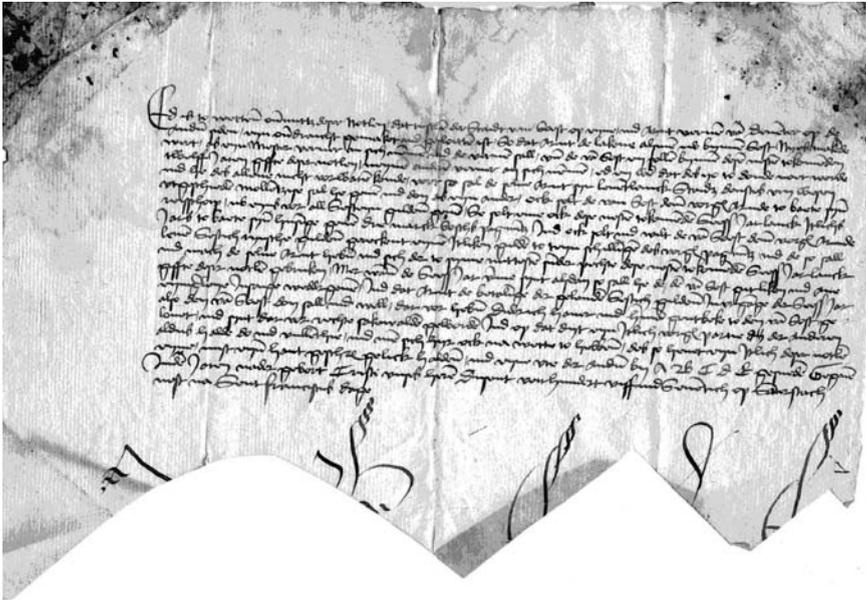


Abb. 1: Vertrag zwischen der Stadt Soest und Färber Arnd Verver aus Deventer vom 7. Oktober 1475 (Stadtarchiv Soest, A 5988)

alsdan so sall he de den van Sost gutliken ind ane eynicherleye insaige wedergeven. Ind dat Arnt de betalinge der gelenden sestich gulden int ingange der seess jar also den van Soest don sall ind well, dar vor heben Didrich Haver ind Herman Grutbecke to den van Soest gelovet und sint dar vor rechte sakewalde geworden. Ind op dat dyt eyn itlich vorg(enannter) partie der anderen aldus halde do ind vullenthue ind men sich hyr ock na wette to hebben des, so hevet eyn itlich deser notlen eyne unß eyner hant geschreven gelick halden ind eyne ute der andern by A B C D E gesneden. Gegeben in den jaren na der gebort Cristi unses hern dusent veir hundert viffindseventich op saterstach nest na Sent Franciscus dage.

Dorsalvermerke: Stad nimpt eine(m) lacken färber Arnd von Deventer auff 12 jahr 1475; Arnold von Deventer wird vom Magistrat zu Soest auf 12 Jahr zum Tuchfärber angenommen. 1475; VIII no. 5.

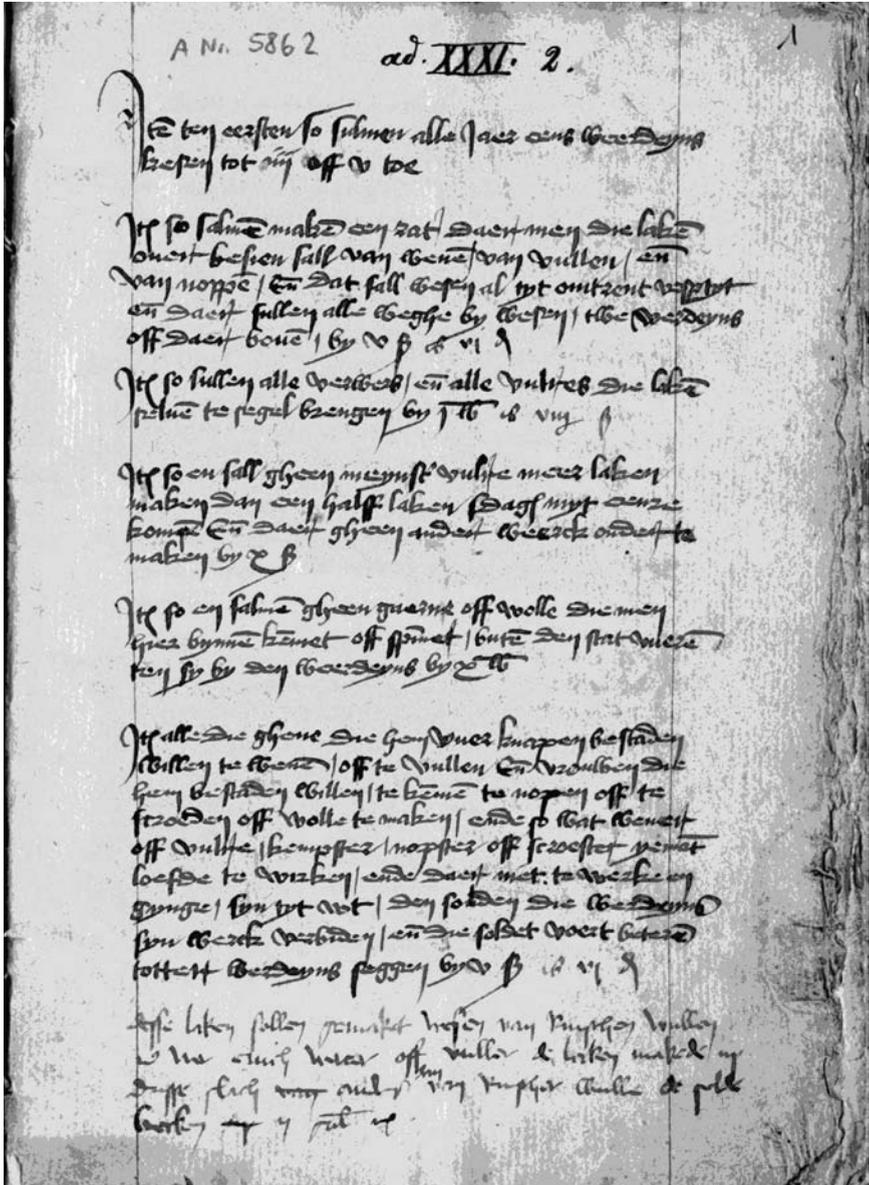


Abb. 2: Erste Seite der Willkür und Ordnung der Drapenning der Stadt Harderwijk, über-
 mittelt an die Stadt Soest, ca. 1475 (Stadtarchiv Soest, A 5862)

Anhang 2

Willkür und Ordnung der Drapenning der Stadt Harderwijk, übermittelt an die Stadt Soest o. J. [ca. 1475]

Stadtarchiv Soest A 5862, fol. 1-9

In der folgenden Edition sind die Soester Ergänzungen in die Anmerkungen übernommen worden. In eckigen Klammern sind die entsprechenden Artikel der Harderwijker Willkür von 1434 aufgeführt. Veränderungen sind vermerkt.

- (1.) Item ten eersten so sul men alle jaer eens weerdeyn kesen tot 4 off 5 toe.
- (2.) Item so sal men maken een rat, daer men die laken over besien sall van weven, van vullen en van noppen, ende dat sall wesen altyt omtrent vespertyt ende daer sullen alle weghe by wesen twe werdeyns off daer boven, by 5 β.⁶⁴ [= 1434 § 4]
- (3.) Item so sullen alle verwers en alle vulres die laken selven te segel brengen, by 1 lb.⁶⁵ [= 1434 § 9]
- (4.) Item so en sall gheen meynster vulre meer laken maken dan een halffe laken s'dagh myt eenre kompen ende daer gheen ander weerck onder te maken, by 10 β. [= 1434 § 3: verändert]
- (5.) Item so en sal men gheen gaerne off wolle die men hier bynnen kemmet off spinnet buten den stat vulren ten sy by den weerdeyns, by 10 lb. [= 1434 § 6]
- (6.) Item alle die ghene, die hem vuer knapen bestaden willen, te weven off te vullen en vrouwen, die hem bestaden willen te kemmen to nopen off te scroeden off wollen te maken, ende so wat wever off vulre, kempster, nopster off scroester, yemant loefde te wirken ende daer met te werken en gynghe, syn tyt ut, den souden die werdeynnen syn werck verbiden, ende die soldet voert beteren totter werdeyns seggen, by 5 β.^{66 67}
- (7.) Item so en sal kempster off kaerster te heet kemmen off kaerden by 5 β ende den scade te beteren by den werddeyn.[= 1434 § 7]
- (8.) Item so en sall nemand in enigen laken laten weven knyppels, dromen, noppen, waterblocken noch ander vlocken by 10 pont en die laken te verbernen. [= 1434 § 12 verändert]

⁶⁴ Soest: is 6 d.

⁶⁵ Soest: is 7 ½ β.

⁶⁶ Soest: is 6 d.

⁶⁷ Folgt Soest: Desse laken sollen gemaket wesen van rinschen wuillen in we enich wever off vuller de laken madeke up dusse slich anders dan van rinscher wullen, de solde broeken 2 sol.

- (9.) Item so sullen alle vuerwollen laken ghesceert wesen 58 gange hoge en op ten kam te bliven 15 vierdel breed en 21 ellen gesceert. En die ander wolle sall gesceert wesen 48 gange hoge en op ten kam te bliven 14 vierdel en die laken sullen 21 ellen lanck bliven, al se van den touwen comen by 5 lb. Ende die derde wolle sall gesceert wesen op ten kam 40 gange hoge en 13 vierdel breed by den selven kuer. [= 1434 § 9]
- (10.) Item weer enich wewer, die quellicke wevede die verbuerde 10 ß ende den scade to beteren by den werdeyns. Ende weert, das hem yemant bestade te weven anders dan dese willekuer in holt, verbuert 20 ß. [= 1434 § 10]
- (11.) Item so en sall geen wullenwever linnen weven by 10 lb.
- (12.) Item so sal elc syn laken mercken myt syns selves merck by 1 lb. [= 1434 § 11]
- (13.) Item weer yemant, die enige coepman vercoste enige laken bynnen, der stat gemaict weren, daerinne yn vonde, datt van den vuers(creven) gaerne weet yngewrocht off angedragen, all hoe verre die laken gebuert weren, queme die coepman off syn getouwen beide weder mit den lakene binnen der stat, dat sold hem die gene, die hem die lakene vercoft hadde, beteren by den gerichte. Ende weret, dat man enige lakene vonde in der stat, die van ongeliker wollen gemaict weren, die solt men entwe snyden ende die ghene, die die laken gemaict hadde, sall dat beteren by den gerichte.
- (14.) Item so en moet nyemant enige gerechte⁶⁸ laken ende die gebrest weren myt syden ofte myt witten gaern upmaken anders dan op die oude gewoente, by 1 lb.
- (15.) Item so wat laken daer enige van den vuers(creven) gebreke an is up ten touwe, waer by dattet on segelbaer waere in den manieren also vuers(creven) staet, die en sal men neet van den touwe snyden, vuer dat se die werdeyns geteykent hebben, by 1 lb.
- (16.) Item so sullen alle laken gevullet wesen op 16 ellen en alle vuerbollen laken sullen wesen breed 10 vierdel gevullet ende die ander wolle 9 viertel breed by 1 lb. ende die derde wollen twe ellen by den selven kuer. [= 1434 § 14]
- (17.) Item weert, dat die vulres quellike vuelleden offte mit quaden stoeve, die voerbuerden 5 ß ende den stade te beteren by den werdeyns. [= 1434 § 15]
- (18.) Item so en sullen die vulres gene laken langer houden in hoer huys dan 14 dage, by 1 lb. [= 1434 § 16]

⁶⁸ Über der Zeile Soest: gerecket.

- (19.) Item so en sal men gene laken buten der stat weven, vullen noch verwen, ten sy by den werdeyns, by 1 lb. [1434 § 19]
- (20.) Item so wie quellike spynnet die verbuert 5 β en dat te beteren by den werdeyns. [= 1434 § 20]
- (21.) Item so sullen alle drapenyers hebben gerechte spynneponde by der stat gewichte ende elck lb sal wesen 7 viertel colsch by 5 β. [= 1434 § 18]
- (22.) Item als die werdeyns up den raem gaen, so en sall daer nyemant by bliven als sy segelen, by 5 lb. [1434 § 17]
- (23.) Item so wees laken die werdeyns twewerff wraken van den wullen, ende dat selve laken derdelwerff queme ten werdeyns ende dat quellike gevullet were, dat sold onbesegelt bliven ende die vulres solden daer an breken 9 lb. Ende sy souden den drapenyieres synen scaden beteren by den werdeyns.
- (24.) Item gheen vulre en moet laken reken alse gevullet syn, by 5 β ende die laken onbesegelt te bliven.
- (25.) Item so we quellic noeppe, die verbueret 5 β.⁶⁹ [= 1434 § 24 verändert]
- (26.) Item so en sal gheen kempster off kaerster⁷⁰ laken drapenniren, by 5 lb.
- (27.) Item weert sake, dat dre verwer die laken quellit verwede, so dat die werdeyns dat wrakeden dat laken soude die verwer behouden tot der werdeyns seggen en dat gelt sdoude die verwer betalen binnen sess weken.
- (28.) Item weert sake, dat yemant enige vuerlaken wolde laten verwen blaw off groen, dat sal se indert wollen doen verwen by 10 pont off paers, by den selben kuer. [= 1434 § 25]
- (29.) Item gheen verwers moet zwarten blicken noch folyen by 5 lb., dat es te weten, dat zwarten maict men van rude en van elsen bomen, van slip, van sipsteen en dat blicken maect men oeck van der selver rude. [= 1434 § 26 verändert]
- (30.) Item gheen verwer en moet blaw syden, wer se die werdeyns besyen hebben, by 5 lb. [= 1434 § 27]
- (31.) Item so sullen die scepen⁷¹ setten van elken verwen een stal, daer die verwewer na verwen sall. [= 1434 § 28]
- (32.) Item so sal men alle halve laken liesten aen beiden eynden. [= 1434 § 29]

⁶⁹ Soest: ind eyn itlich sall synen laken selven noppede ind.

⁷⁰ Soest ü.d.Z.: van dussen laken.

⁷¹ Soest ü.d.Z.: de werdeyns.

- (33.) Item so sal die verwer geven den werdeyns van 8 halve laken, die men stael blaw upt stael een stuver.
- (34.) Item so en sal men gene witte laken blawnen anders dan mit mede-wede⁷² te meden by 5 lb.
- (35.) Item gheen verwer moet verwen enige besegelde laken van buten off van binnen, ten sy dat men die segel eerste off dor by 5 lb. Ende men sal gewen den werdeyns van elken vremden laken alst upten raem comt een ort scheidgen.⁷³
- (36.) Item so en moet gheen verwer myt burgoensche assche verwen noch myt heyde assche noch yn syn huuss hebben, by 5 lb.
- (37.) Item weret, dat die werdeyns quemen tot enigen verwer, daer sy vynden enige laken, die noet geblawet en weren upt stael ende die werdeyns daer twewerff en drewerff weder quemen ende die selve laken noch neet geblawet en weren up't stael, die verwer verbuerde van elken halven laken 1 lb.
- (38.) Item so en sall gheen verwer stuuckwerck verwen na der tyt, dat hem die werdeyns dat verboden hebben, dat segelwerck ende sy vuer geverwet ende wanneer enich verwer daer boven stuuckwerck verweede ende die werdeyns deess gewaer werden, die verbuerde van elliken stucke 5 lb.
- (39.) Item so en sal niemans laken, die hier binnen gemaect syn, vercoppen by halven laken off bi der ellen noch ut der stat vuren, die laken sullen eerste gereckt ende geramet wesen by 10 lb. ende dat laken verloren te wesen. Ende so wy dat an brenget, die sall dan k...⁷⁴ halff hebben.
- (40.) Item so wat laken te licht off ontwe gekaert off onre delike gestuert syn off alle lake da die coepman neet mede bewaert en syn, die sal men ontwe snyden en krympen en sullen gheen segel hebben.
- (41.) Item so sen sal men ghene laken begeten an den rame up den dach, als men se van den raem nemen sall by 5 β. Ende so wat ramer, dat einige laken aen sinen raem staende hadde, dye bliven den selven dage begoten waren, als men se off nemen soude ende lyes den werdeyns neet en seide, die verbuerde 10 β.
- (42.) Item men sal geen laken van binnen off van buten, dat besegelt is, weder verramen off vertrecken, ten sy dat segel eerste off doen. Ende weret, dat enich ramer die laken mitten segel ramede ende treckede, die verbuerde 5 lb.

⁷² Soest u.d.Z.: rode und.

⁷³ Soest: dat is 5 d.

⁷⁴ Folgt ein verschriebenes Wort.

- (43.) Item men sal geen laken van den raem doen, eer die werdeyns besien hebbe, so wat laken dattet is, by 1 lb.
- (44.) Item so wat laken die werdeyns onsegelber vynden an den raem overmits enigerhande gebreke, dat sall beteren die ghene, die den scade aen die gebreke souden hevet.
- (45.) Item men sal alle laken doen averechten, eer men se aen den raem sleet, by 1 lb ende weder van den raem te doen.
- (46.) Item so wes laken, die buten der stat gemaict syn, die men verramen ende verwynden will, die sal men vylden en besten up alsullike woude ende bestinge also hoer langize is, daer se gemaict syn ende met te verramen dan by die werdeyns by 5 lb., also dycke also hy't doet.
- (47.) Item so wat upreder dat opene laken utter parsen nemet anders dan der willen, dat hy se wrochte, die verbuerde van elken halven laken 10 β.
- (48.) Item so wie dat enige laken dede sceren anders dan averechten, die men ramen woude, die verbuerde 5 lb. van elken halve laken ende dat sal staen totter werdeyns besien.
- (49.) Item die kamers en upreders sullen een ygeliken syn laken weder leveren, dat men hem levert en sullen dat besorgen binnen haren huse. Ende weert sake, dat sy enich laken verloren, dat hem ut haren huse genomen wort, dat soude sy beteren totter werdeyns seggen, utgesegt noitsaken van brande.
- (50.) Item alle laken, die vuer geverwet syn, die sullen vuer ramen also veer als syt ter gueder tyt begeren. Ende die verwerttet gescreven werden up den raem, die sullen oec vuergaen vuer die andere, die na geverwet werden. Ende wie hier tegen duet, die verbuert 5 lb.
- (51.) Item so wat laken die werdeyns teyken mit oen rontgat in den hoeck te snyden, were ymant, die dat stoppede, et sy drapenyre, verwer off vulre, nopster off dede stoppen, die verbuerde 5 lb.
- (52.) Item weert yemant, die stene off ander dinck in laken steken off leide, die van den raem genomen were, ende men se noch wegen souden, die verbuerde 5 lb.
- (53.) Item so wie dat enige laken dat binnen der stat gemaict were van den raem to huys droge off in des upreders huys eert gewegen were, die verbuerde 5 lb.
- (54.) Item die upreders sullen die laken rechten oert volden, also uten raem comen en met up die dele te leggen, by 10 β van elken halven laken ende die segel van den laken weder off te breken.

- (55.) Item alle die laken, als se gevolden syn, sal men nyt loge toe steken achter en vuer by 5 β van elken halven laken ende mit cloester twerve to te steken by 10 β.⁷⁵
- (56.) Item alle die laken te krimpen mit pannen, by [...].⁷⁶
- (57.) Item gheen upredder moet haekgarne off schuerden⁷⁷ van enighen laken, by 10 lb.
- (58.) Item el ramer sal hebben vorstelen⁷⁸ ende versyen yzers ende daer mede den toech van den laken to maken, by 10 β.
- (59.) Item wanner die werdeyns die drapenyeres outbidden, by hem te comen tot eenre stade, um myt hem to spreken van enigen punten, die van der drapenyre rurende syn, die als dan niet by hem en queme, verbuerde aen reden gelden 5 β ende dien en solt me gheen laken besegelen, eer die brueke betaelt were.
- (60.) Item gheen ramer moet laken toe steken, die die werdeyns geordelt hebben, daer enige gebreke in comen na dat sy geordelt syn van den werdeyns, et sy off daer gate off scuere in quamen ende off daer gate yn waren, die mit den crucken duer ghestoten weren off daer slossmen ynne weren, die die loetslager onverhuets gesegelt hadden, by 5 lb. ende binnen enen jaer niet te ramen. Ende yst sake, dat syt den werdeyns aen brengen, so en sullen sy daer gheen scade off hebben van den draperye.
- (61.) Item so sullen die werdeyns gheen laken besegellen, die gate hebben langer dan eens leets lanck. [= 1434 § 38]
- (62.) Item so sullen alle vuerlaken upten raem staen 12 ½ vierdel of onbesegelt te bliven. [= 1434 § 39]
- (63.) Item alle die ghene, die laken reden, die sullen die wolle verscheten up't grote segel. Ende weert sake, dat die werdeyns vonden, dat die laken, die ander wolle naere weren dan der eerster, die sold men ontwe snyden mit eenre ze wagen een ellen diep ende die verbuerde 5 lb. Ende men solde alle cleyne offbrecke. Ende weret oick, dat yemant die laken versteke en aen den raem neet en quemen ende die werdeyns des ghewaer worden, die laken solden verbuert wesen ende voert ter scepen claringe, hoe sy dat richten wolden. Ende weert oick sake, dat die werdeyns dees ghewaer worden ende met en richten, so souden die werdeyns elc der stat verbueren 10 lb.
- (64.) Item so en sal nyemant enige vuerlaken breder reden noch smaelre dan 10 vierdel by 5 lb. Ende als dan die laken up'ten raem comen,

⁷⁵ Soest: gebleik.

⁷⁶ Die Strafhöhe fehlt.

⁷⁷ Soest: ryten.

⁷⁸ Soest ü. d. Z.: verblichen.

- dochte dan by werdeyns, dat die wolle van den vuerlaken nare leke dan ander wolle dan der vuerwolle, so dal die upreder dat laken up scurten up 8½ vierdel ende niet hoger ende det sal men die liesten of snyden ende onbesegelt bliven ende oic so en sal men sulke laken niet to steken noch opreden, meer men salt crympe ende also vercoppen by 10 lb.
- (65.) Item so en sal men die ander wolle laken niet breder reden noch smaelre dan 9 vierdel by 5 lb. ende dochte dy werdeyns als die laken up'ten raem comen van der ander wolle, det se nare leke der derde wolle dan die ander wolle, so soude die upreder dat laken upscorten ende nier hoger ramen dan twe ellen ende onbesegelt te bliven ende niet toe to steken, meer men salt crympen ende al so vercoppen, by 10 pont.
- (66.) Item so en sal men die derde wolle laken niet breder maken off smaelre dan 2 ellen by 5 lb ende wy die derde wolle laken maket, die mach syn up'ten raem brengen off hy will.
- (67.) Item so en sal niemant eniger vuerlaken roet verwen by en salse lysten alse Leydsche off Amsterdamsche rode, by 1 lb.
- (68.) Item so elc man laken havenen,⁷⁹ alst up'ten raem staet vuer 9 uren, dattet dan gehavet sy, by 5 ß.
- (69.) Item so wye dat spreket up de werdeyns up'ten segel, dat hem ruerde up hoeren dienst, dat soude staen, off hy up den gerichte spreke ende dat soude hy beteren by den gerichte.⁸⁰
- (70.) Item so, wie dat enige subtylheit of nye vonde offte argelist sochte of hantierde in enige punten, die die dreperye ruerden, en hier neet bescreven en syn, dat soude staen ter scepen⁸¹ claringe, hoe sy dat richten willen.
- (71.) Item so en sal nyemant puke reden by 5 lb. ende weert sake, datter puke quemen up'ten raem ofte dat so die werdeyns up'ten cam vonden of up'ten raem, so mochten die werdeyns dat puyck laken van hem nemen ende geven den man off der vrouwen, die dat toe hoerde ene gulden meer, dan men die vuerlaken copt int gemeen.
- (72.) Item so en sal gheen verwer an stuck werick maken lysten of hayckgaern, by 5 lb.
- (73.) Item so sullen die meynster vulres horen knechten geven alle saterdage hoer gelt, dat sy hem off verdient hebben. Ende weert sake, dat enich meynster des neet en deede, so sullen die knechte des donredads daer na gaen totter werdeyns ende geven den werdeyns

⁷⁹ Soest ü. d. Z.: tom tage bereden.

⁸⁰ Soest: gelick.

⁸¹ Soest: werde(y)ns.

dat tekenen. Ende so sullen die werdeyns deyn meynster vulres, die sinen knechten niet betalt en hadde seggen, dat hy up ten donredach synen knechten by schynen der soemen hoer gelt geven sall of dat hy des naesten vriedages daer na niet en stoke noch en werke enich werck, dat den ampte aen gaet noch tot geenre tyt hent dat hy synen knechten betaelt hadde by 1 lb. Ende wrochte die meynster daerboven, so solden die werdeyns mitten knechten, den hoer gelt neet betaelt en were, halen tot dees meynster huus dat lb. of pande daervuer, die daer guet vuerwaren. Ende dat souden die werdeyns halff hebben en die knechte halff.

- (74.) Item enige knechten, die haer gelt niet betalt en werre in maniren als vuer ges(creven) is, en die dat verhuden woude ende den werdeyns niet en clageden, elc knechte, die dat verhude en niet angebrocht en hadde, die verbuerde 1 lb. halff totter werdeyns en halff sente Barbaren gilde.
- (75.) Iten gheen vulres knechte noch hoer wive of nymenant van hore wegen sullen brengen yn hoers meynster huus enich werck umme dat daer te vullen by 1 lb. halff totter werd(eyns) behoeff en half diet aen brenget.
- (76.) Item gheen vulres knecht en sal staen mit enen leerknecht in eenre komen, die leerknecht en hebbe eerste een jaer gewrocht mit sinen meynster ende enich knecht, die daer by stonde, die verbuerde alle dage 1 lb, halff totter werdeyns behoff ende half die dat aenbrenget.

Item dyt is de wilkuer en ordenancie des steds van Herderwyck als van der drapenye off drapeneringhe.

Ricolt B[rinc]k⁸²

Arent D[erick]s^{83 84}

⁸² Text zerstört; ergänzt durch Hinweis von Henk Hovenkamp, Harderwijk. Ricolt Brinck wird zwischen 1468 und 1492 in dortigen Akten erwähnt.

⁸³ Text zerstört; ergänzt durch Hinweis von Henk Hovenkamp, Harderwijk. Arnt Dericksz wird zwischen 1469 und 1512 in dortigen Akten erwähnt.

⁸⁴ Folgt Soest: alle laken te verbiden, de nicht te slyten binnen Sost en (?) dey te Sost gemaked sint, uitgescheden engelsch, leydesch, hardewiesch(?) und amsterdamsch.

KARL JOSEF STEININGER

DIE ALBERTI-TAFEL IN SOEST VON 1672 EINZIGES KUNSTWERK DIESER ART AUSSERHALB DES ERZBISTUMS SALZBURG UND TIROLS

Die Stadt Soest birgt in ihren Mauern, speziell in der Pfarrkirche St. Albertus Magnus, in zweifacher Hinsicht einen besonderen und einmaligen Schatz. Die Rede ist von der Alberti-Tafel, die lange Zeit im Pilgrimhaus am Jakobitor hing und vor einigen Jahren, dank eines unbekanntes Sponsors, von der 1980 zur Pfarrei erhobenen katholischen Gemeinde erworben werden konnte. Worin besteht nun die Einmaligkeit? Diese Tafel ist nicht nur die älteste erhaltene, sie ist auch die einzige außerhalb des Gebietes, in denen Alberti-Tafeln zu Hause sind, nämlich des ehemaligen Fürstbistums Salzburg und Teilen Tirols. Bekannt sind 32 derartiger Werke - zu den bisher 31 besprochenen Tafeln¹ fand ich im vergangenen Jahr eine weitere in Abtenau im Land Salzburg -, von denen zwei gestohlen worden und zwei anderweitig verschollen sind².

Ehe ich auf die Alberti-Tafel von Soest näher eingehe, muss ich mich mit dem Wesen dieser Bildtafeln und den darin enthaltenen christlichen Lebensregeln befassen. Auf den ersten Blick sehen die Tafelbilder alle gleich aus: Um ein Mittelbild gruppieren sich neun Bildpaare mit den entsprechenden Sprüchen. Auf den zweiten Blick sind Unterscheide erkennbar. Im Mittelbild sind verschiedene Themen dargestellt, auf zweien der heilige Albertus - so auch in Soest -, auf der Mehrzahl ein Priester bzw. ein Bischof bei der Wandlung des Brotes in den Leib Christi, auf anderen die Taufe Christi durch Johannes und die Kreuzigung. Der Text im Mittelteil aber ist in fast allen Tafeln gleich. Und hier beginnen die Widersprüche: Albertus Magnus, der für kurze Zeit Bischof von Regensburg war, wird permanent als „Bischof von Köln“ angesprochen, der er nie war, und man legt ihm die Worte der Ermahnungen, die „Besser-als-Sätze“, in den Mund. In Wirklichkeit ist die so genannte „Neun-Punkte-Lehre“ in keiner der Schriften Alberts zu finden. Sie muss eher auf den seligen Berthold

¹ Genoveva Nitz: Albertus in der Volkskunst. Die Alberti-Tafeln. München und Zürich 1980.

² Ramsau bei Berchtesgaden, Maria Bründl bei Haimhausen, Reit im Winkel, Oberhausen bei Ruhpolding.

von Regensburg (um 1210-1272) zurückgeführt werden³. Berthold und Albertus Magnus hatten im Auftrag von Papst Urban IV. gemeinsam in Österreich, Böhmen, Ungarn und Paris für den Kreuzzug gegen die Häretiker gepredigt.

Das Mittelbild in Soest ist einmalig: Es zeigt den heiligen Albertus in bischöflichem Ornat mit Mitra und Stab und mit den Attributen Buch und Schreibzeug. Das Buch verweist auf die Gelehrsamkeit und den Lehrer, das Tintenfass auf die reiche schriftstellerische Tätigkeit, die viele wissenschaftliche Disziplinen umfasste.

Anhand der Soester Tafel folgt hier der Textanfang des Mittelteils:

Zu Khölln am Rein Wahre Eins mahls
Ein Bischoff gewesen mit Namben
Alberdtus
Der Bate gott oft und instendiger Wolle
Ihme offen-bahren Welches das hechste Werkh
auf der Werlt Wehre allen sindern zum nutzen.

Die fromme Legende besagt dann weiter: Albertus habe einmal nach der Wandlung zu Christus gesagt: ‚Sage mir, welches das größte Werk ist, wodurch ein Sünder gerettet wird, sonst will ich nie mehr die heilige Hostie hochheben und zeigen‘. Darauf habe ein Stückchen der Hostie, das abbrach, geantwortet: ‚Weil du mich gezwungen hast, will ich es dir sagen. Hier hast du die neuen Hauptpunkte, halte den Einen oder Anderen, so bist du des ewigen Lebens sicher‘⁴.

In der Albertus-Magnus-Kirche hat man alle neun Punkte in Alltagssprache übersetzt und bei der Alberti-Tafel angebracht. Abgesehen einmal von gewissen sprachlichen und orthographischen, weil landsmannschaftlichen Unterschieden sagen die Bildunterschriften auf allen bekannten Tafeln das Gleiche aus, lediglich die Reihenfolge hat sich in wenigen Fällen verschoben. Jedes Thema wird in zwei Bildern dargeboten, der jeweilige Mahnspruch aber meist durchgehend. Auf einigen Tafeln wird darauf verwiesen, dass Gott selbst das gesagt habe.

Da heißt es dann zu den Bildern 1a und 1b: ‚Wenn du einen Pfennig aus eigener Hand austeilst, ist es mir lieber, sagt Gott, als wenn deine Nachkommen Säcke voll Geld austeilen, die von der Erde an den Himmel reichen‘.

³ Franz Pfeifer und Joseph Strobl: Bertholds von Regensburg vollständige Ausgabe seiner Predigten. Wien 1868-1880.

⁴ Gerhard Breker: St. Albertus-Magnus Soest. Schauen und Beten. Soest 1996, S. 37ff.

Als Beispiel ist hier die Tafel im Pfarrhof von Engelsberg bei Trostberg anzuführen. Diese Bekräftigung ‚sagt Gott‘ fehlt auf der Soester Tafel. Ich folge hier der Übersetzung des Pfarrers von St. Albertus Magnus, Dekan Gerhard Breker, wie sie auch in der Kirche ausgehängt ist⁵.

Bilder 2a und 2b: „Wenn du zu deinen Lebzeiten meinetwegen eine Träne vergießt, so ist mir das lieber, als wenn deine Nachkommen einen ganzen Bach Tränen vergießen wegen meines Leidens“.

Bilder 3a und 3b: „Wenn du nachts zu Gebet und Andacht aufstehst, ist mir das lieber, als wenn du 10.000 bewaffnete Soldaten zum Kampf gegen die Ungläubigen fortschickst“.

Bilder 4a und 4b: „Wenn du keinen Menschen verurteilst oder verdammt, so ist mir das lieber, als wenn du Hab und Gut den Menschen austeilst“.

Bilder 5a und 5b: „Wenn du all’ deinen Feinden verzeihst, ist es mir lieber, als wenn du barfuss nach St. Jakob [Santiago de Compostela] gingest und dabei jede Meile Ruten fändest und dich damit schlugest“.

Bilder 6a und 6b: „Wenn du einem Menschen etwas Gutes erzählst oder aus der Heiligen Schrift vorliest, so ist es mir lieber, als wenn du dich sieben Jahre lang nur mit Wasser und Brot ernähren würdest“.

Bilder 7a und 7b: „Wenn du dich selbst für den geringsten Menschen achtest und dich nicht übernimmst [in den Vordergrund stellst], so ist es mir lieber, als wenn du Brücken über alle Wasser bautest und allen Leuten, die darüber gingen, kostenlos Übernachtung gewährtest“.

Bilder 8a und 8b: „Wenn du mich zu deinen Lebzeiten für dich oder einen anderen um etwas bitten würdest, so wäre es mir lieber, als wenn nach deinem Tod alle Heiligen im Himmel für dich bitten würden“.

Bilder 9a und 9b: „Wenn du alle Freuden und Wollust der Welt hinter dich lassen würdest, so wäre es mir lieber, als wenn du eine Säule mit Messern und spitzen Schneiden errichtest, die von der Erde zum Himmel reicht und du würdest dich darüber auf- und abziehen“⁶.

⁵ Bei Herrn Pfarrer Breker bedanke ich mich für die Überlassung dieser Texte.

⁶ Der bekannte Barockprediger Abraham a Santa Clara griff die Hyperbel vom Schermesserbaum auf. Ebenso findet sich das Motiv in vielen Fassungen des Puppenspiels von Dr. Faust: Hier ist es einmal die Leiter, deren Sprossen lauter Schwerter oder Messer sind, ein andermal

Wie kam die Alberti-Tafel nach Soest?

Über diese Frage kann man endlos spekulieren. Wir wissen, dass die Familie Andernach in dieser Geschichte eine besondere Rolle spielt. Fritz Andernach⁷, ein Sohn der Hoteliersfamilie und selbst ein Maler, hat die Tafel ins väterliche Hotel, die Pilgerherberge, gebracht und aufgehängt. Hat er das nun getan, weil er Skurriles liebte oder weil von der Pilgerschaft nach Santiago de Compostela (Bild 5) die Rede ist und Soest, wie nicht zuletzt das Pilgerhaus beweist, an einem Jakobsweg lag? Eigenartigerweise ist die Tafel datiert und signiert. Cord [Kurt] Huisman⁸ ist da zu lesen. Aber dieser Maler ist nicht zu fassen. Es könnte sich um einen Angehörigen der Künstlerfamilie Huysmans (Housman, Huysman, Husmann, Hausmann) handeln, die aus Antwerpen stammt und auch in London und Paris und vielen deutschen Orten tätig war. Wie wäre es, wenn jener Cord Huisman die Tafel 1672 nur überarbeitet hätte? Dann wäre die Tafel vielleicht noch älter. Dem widerspricht freilich die Tatsache, dass alle noch vorhandenen Alberti-Tafeln in einer überschaubaren zeitlichen Folge entstanden sind. Die nächste ist gut 30 Jahre jünger, von 1702, und hängt im Bayerischen Nationalmuseum in München. Nur das Mittelbild ist anders: Hier sehen wir den ‚Bischof‘ Albertus Magnus in Gemeinschaft mit der Madonna mit Kind und dem heiligen Antonius von Padua, auf Wolken und über einer Fantasielandschaft schwebend.

Da die Soester Tafel, mit Ausnahme des Mittelbildes, alles enthält, was auch die anderen Alberti-Tafeln beinhalten, muss man davon ausgehen, dass entweder die späteren Maler oder Auftraggeber das Soester Tafelbild gekannt haben, oder aber, dass dieses ebenfalls aus dem oberdeutschen Raum stammt und irgendwann einmal den Weg nach Soest gefunden hat. Die langjährigen Besitzer und Betreiber des Hotels „Pilgrim-Haus“⁹ - die Familie Andernach - gehen davon aus, dass die Tafel seit einigen Jahrhunderten in der ehemaligen Pilgerherberge hing¹⁰. Sicher ist, dass das

ein Messerbaum oder eine Messersäule, auf der Mephistolos in den Himmel klettern würde [Leopold Kretzenbach: Des Teufels Sehnsucht nach der Himmelschau. In: Zeitschrift für Balkanologie 4(1966), S. 57ff]. Vgl. auch das Redentiner Osterspiel von 1464, das Egerer Passionsspiel von etwa 1480 und das Künzelsauer Fronleichnamspiel.

⁷ Gerhard Köhn: Soest in alten Bildern. Bd. 4: 1919-1939. T. 2: Soest im Nationalsozialismus; Soest 2006, S. 392, 590, 592, 604.

⁸ Im Thieme/Becker (Ulrich Thieme und Felix Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Leipzig 1992) ist er nicht zu finden.

⁹ Pilgrim-Huis, an Sünthe Jaokops-Paoten [an St. Jakobs Pforte = Jakobitor]: So lautete einst der Name des ältesten westfälischen Gasthauses, das dem Kloster Paradiese vor den Toren Soests, das durch den Roman „Simplicius Simplicissimus“ weltberühmt wurde, unterstand.

¹⁰ Freundliche Mitteilung von Frau Barbara Andernach.

Bild- und Textprogramm mit der Tafel des oben erwähnten Bayerischen Nationalmuseums (Inv.-Nr. 30/807) übereinstimmt.

Hier muss ich nun den Stuttgarter Heimatforscher Walter Kittel ins Spiel bringen, der sich um die Bekanntmachung und Beurteilung der Soester Tafel verdient gemacht hat. Er schrieb: „Knapp zwanzig Jahre später treten dort in der Nähe im bayerisch-österreichischen Grenzraum eine Reihe von Tafeln auf, die nun ganz eindeutig von Soest beeinflusst sind, indem sie das Gestaltungsschema von dort zu Grunde legen“.¹¹ Er vergleicht folgerichtig auch die Tafeln von Soest und München¹² miteinander: „Sie stimmen in den Einzelbildern, Landschaftshintergründen und Trachten, sowie in der Anordnung so weitgehend überein, dass man einen und denselben Maler annehmen möchte.“¹³

Dazu ist noch zu sagen, dass die Bildhintergründe, also Landschaften und Gebäude, auf keiner Alberti-Tafel irgendeinen lokalen Bezug erkennen lassen, es sei denn, dass sich viele Szenen vor alpenländisch geprägten Panoramen abspielen. Besonders interessant ist die Ansicht von Santiago de Compostela: Die Kirche steht meist auf einer kleinen Anhöhe, zu der ein mit Kreuzwegstationen gesäumter Steig führt, tirolerisch halt und bayerisch.

Die Alberti-Tafel von Soest hängt wieder in einer Kirche und damit in einem Raum, für den sie ausschließlich gedacht und gemacht war, wo gläubige und weniger gläubige und um ihr Seelenheil besorgte Menschen vor dem Betrachtungs- und Andachtsbild beten können. Es geht keineswegs um irgendwelche kunstkritischen Momente, auch wenn sich Kunstkenner und Stilkritiker verständlicherweise des Themas annehmen, es geht um die Menschen und den Glauben. Alberti-Tafeln mögen heute, weil sie vielleicht ein gewisser Zeitgeist nicht mehr in Kirchen sehen wollte, in Museen und auch privaten Räumen be- und verwahrt werden, sie sind dennoch für Kirchen und Kapellen geschaffen worden. Pfarrer Gerhard Breker von der Pfarrgemeinde St. Albertus Magnus in Soest kommt deshalb in seiner Festschrift „40 Jahre St.-Albertus-Magnus-Kirche 1996“ zu dem folgerichtigen Schluss:

„Die Alberti-Tafel ist ein außergewöhnlicher Schatz unserer Kirche, sie könnte eine Gnade für unsere Gemeinde werden, wenn wir alle diese

¹¹ Walter Kittel: Albertitafeln in Soest und anderswo. In: Soester Zeitschrift 81 (1969), S. 84-90, Zitat S. 85. Ein besonderer Dank gilt Herrn Dirk Elbert, Stadtarchiv Soest, der mir in jeder Weise und vollkommen unbürokratisch und unkompliziert bei der Beschaffung von Unterlagen behilflich war.

¹² Bayerisches Nationalmuseum München, 1702.

¹³ Walter Kittel: Albertitafeln im Erzbistum Salzburg und im angrenzenden Bayern; in: Jahresschrift des Salzburger Museums Carolino Augusteum 22 (1976), S. 163.

‚Besser-als-Sätze‘ immer wieder bedenken und allmählich in unserem Leben verwirklichen würden.“

Vorläufer der Alberti-Tafeln

Unmittelbar nach der Seligsprechung Alberts (1622) erschien 1623 in Augsburg ein dem Regensburger Dominikanerprior Reiner Hann gewidmeter Einblattdruck, der als Vorläufer der Alberti-Tafeln gelten kann, zumindest vom Bildschema her gesehen. Während sowohl der Stich als auch viele der Alberti-Tafeln im Mittelteil den Bischof in vollem Ornat - meist bei der Wandlung - zeigen, umfasst das Augsburger Bild zwölf Begebenheiten aus dem Leben Alberts, beginnend mit der Berufung des späteren Gelehrten durch die Gottesmutter bis hin zum Grab in der Dominikaner-Kirche zu Köln und den durch die Fürsprache Alberts aus dem Fegefeuer erretteten Seelen. Übrigens: Albertus wurde erst 1931 heilig gesprochen¹⁴.

Wo hängen die anderen Alberti-Tafeln?

Land Salzburg: Abtenau, Embach, Fusch (Dom- und Diözesanmuseum Salzburg), Goldegg (Volkskundemuseum Salzburg-Hellbrunn), Saalbach, Werfen, Werfenweng.

Land Tirol: Angath, Auffach, Brandenburg (Augustiner-Museum Rattenberg), Kirchbichl, Niederau, Niederbreitenbach, Niederthai, Oberau, Oberluech (Gemeinde Kirchbichl), Prädasten.

Rupertiwinkel (Kreise Berchtesgadener Land und Traustein, früher zum Fürstbistum Salzburg gehörig): Birnbach bei Perau (Bayerischen Nationalmuseum München), Brannenburg am Inn, Engelsberg bei Garching an der Alz, Mühlberg (Waginger See), Plereit, Ramsau, St. Johann bei Siegsdorf, Vogling bei Siedsdorf; Weildorf bei Freilassing, Weissbach bei Inzell.

Andere Orte: Augsburg, München (Bayerisches Nationalmuseum, 1702, 1780, 19. Jh., 1831, 1840/60), Wien (Österreichisches Museum für Volkskunde).

¹⁴ Mehr zum Leben und Wirken des Heiligen in: Breker (wie Anm. 4).

VOLKER JARREN

HOCHWASSER IN DER STADT

Am Pfingstmontag, dem 26. Mai 1749, kam es in Soest und Umgebung zu sintflutartigen Regenfällen¹. Die Böden konnten die Niederschlagsmengen nicht mehr aufnehmen, so dass von den höher gelegenen Flächen der südlichen Soester Feldmark große Wassermengen – auch aus Richtung des Grandwegertors – durch das Ulrichertor in die Stadt flossen. Weiteres Wasser drückte der Soestbach zwischen Ulricher- und Jakobitor in die Stadt². Erhebliche Überschwemmungen in der Paulihofe waren die Folge. Es standen aber nicht nur Gärten und Keller unter Wasser, sondern auch viele Erdgeschosse von Wohn- und Geschäftshäusern.

Nachdem das Wasser abgeflossen war, kamen von Seiten des Magistrats und aus der Bürgerschaft verschiedene Vorschläge, wie in Zukunft Abhilfe geschafft werden könnte, denn es war nicht das erste Mal, dass diese Teile der Stadt unter Wasser standen. Die meisten Empfehlungen gingen dahin, das Oberflächenwasser in die Gräften abzuleiten. Zudem hielten es die betroffenen Bürger in der Paulihofe für notwendig, die durch die Stadt fließenden Bäche regelmäßiger zu reinigen, um so einen schnelleren Wasserabfluss zu gewährleisten.

Falls in der Folgezeit Maßnahmen überhaupt ergriffen wurden, so reichten sie jedenfalls nicht aus, denn im Frühjahr 1752 meldete Pfarrer Dr. Schooff der Verwaltung, dass Pfarrhaus und Pfarrgarten der Paulikirche wiederum unter Wasser ständen. Bei vielen Bürgern in der Paulihofe, so der Geistliche weiter, rege sich Unmut über die untätige Magistratsspitze. Vorschläge zur Sauberhaltung der Gräften und Bäche habe die Verwaltung bisher nur deshalb nicht umgesetzt, weil einzelne Magistratsmitglieder um ihre Fischereipachteinnahmen aus den Gräften fürchteten³.

¹ Soweit nicht anders vermerkt, stammen sämtliche Angaben aus Stadtarchiv Soest B XV L 1.

² Zu Ursprung und zum Verlauf des Soestbaches vgl. Dirk Elbert: Der verheimlichte Bach. In: Norbert Wex (Hrsg.): Soester Schau-Plätze. Historische Orte neu erinnert (Soester Beiträge 59). Soest 2006, S. 157-162.

³ Dieser Vorwurf, bezogen auf die Zeit der alten Magistratsverfassung bis zum 11. Juni 1751, war, wie weiter unten deutlich wird, berechtigt.



Noch bis in die jüngere Vergangenheit, hier 1952 (oben) bzw. 1955, kam es zu Überschwemmungen im Grandweg. Fotos: Stadtarchiv

Nach drei weiteren Unwettern mit Starkregen am 29. Mai sowie am 4. und 5. Juni 1753 riss bei den betroffenen Bürgern endgültig der Geduldsfaden. 60 Personen, darunter viele Kaufleute, reichten eine offizielle Beschwerde ein, denn durch die erneuten Niederschläge waren nicht nur das

Pastoratsgebäude überschwemmt worden, sondern auch viele Lagerräume von Händlern und Kaufleuten. In der Brüderstraße stand das Wasser fast 90 Zentimeter hoch.

Nach den Angaben der Unterzeichner waren die Schäden erheblich, da das Wasser viele Waren verdorben habe. Zudem fürchteten sie den Ausbruch von Krankheiten, denn die Straßen und Wälle seien jetzt voll mit „koth und unflath“. Ganz offen drohten die Unterzeichner, dass sie „lieber die Stadt verlassen“ als „ihre Häuser weiterhin beständig der gefahr und dem ruin“ aussetzen würden. Die Kosten für die Reinigung der Gräften und Bäche wögen wenig im Vergleich zu den durch den Wegzug unweigerlich sinkenden Steuereinnahmen. Persönlich besonders betrüblich war die Lage am 5. Juni für den Prediger der reformierten Gemeinde, Theodor Wilhelm Neuhaus. Ihm sei es weder möglich gewesen, seine verstorbene Frau aus dem Hause bringen zu lassen noch selbst das Haus zu verlassen. Die Leichenträger mussten bis Mitternacht warten, um zumindest die „leiche in einen wagen“ zu legen.

Ultimativ forderten die Unterzeichner baldige Gegenmaßnahmen, damit sich solche Katastrophen nicht wiederholten. Ein Teil der Kaufleute machte auch genaue Angaben über die Art und den Wert der durch Hochwasser verdorbenen Waren und Güter. Kaufmann Johann Melchior Peter Rocholl bezifferte den Schaden allein für die Überschwemmung zu Pfingsten 1749 auf 300 Taler. Buchdrucker Johann Georg Hermann gab für die Jahre 1749 bis 1753 einen Schaden von 500 Talern zu Protokoll. Diese Schadenssumme bezog sich allerdings nur auf die Druckerei, das Wohnhaus und den Garten. Darüber hinaus hatten die Wassermassen drei große Ställe, ein Gartenhäuschen und die Grundstücksmauer mitgerissen und zerstört. Insgesamt belief sich die Schadenssumme auf rund 2.000 Reichstaler.

Die offenen Drohungen der Kaufleute blieben nicht ohne Wirkung auf die städtische Verwaltungsspitze. Stadtpräsident und Rat erteilten dem Stadtmaurermeister Schwartzkopff umgehend den Befehl, Pläne auszuarbeiten, um eine erneute Überschwemmung von Häusern am Grandweg, Ulricherstraße, Am Loerbach und der sich daran anschließenden Brüderstraße unmöglich zu machen. Am 13. Juli 1753 präsentierte Schwartzkopff der Stadtspitze seine Ausarbeitungen sowie einen Kostenvoranschlag. Kern des Vorschlages war, das von weiter außerhalb heranströmende Oberflächenwasser bereits vor dem Grandwegertor südwärts zum Soestbach zu leiten. Das sich direkt vor der Stadt sammelnde Regenwasser sollte durch die vorhandenen Wallgräben und weitere neue Gräben und Kanäle um die Stadt herumgeführt und in Höhe der Regenbrechter Mühle wieder dem

Soestbach zugeführt werden. Konkret schlug der Stadtmaurermeister vor:

1. Der neue Graben südwärts solle mindestens 4 Fuß breit und 6 Fuß tief sein;
2. ein weiterer, neuer Graben am Stadtgraben müsse das Grandwegertor und das Ulrichertor verbinden;
3. am Ulrichertor sei der Graben großzügig auszupflastern, so dass ein Gewölbe entstehe – Schwartzkopff schwebte offenbar eine Art Wasser-rückhaltebecken vor;
4. von diesem Gewölbe müsse der Graben bis zum Jakobitor führen;
5. ein weiterer Kanal, unter dem Jakobitor hindurch, laufe dann bis zum Nöttentor;
6. vom Nöttentor aus werde dann ein Verbindungsgraben zum Mühlengraben geschaffen.

Die Kosten (Material und Arbeitslohn) für alle sechs Baumaßnahmen bezifferte der Stadtmaurermeister auf insgesamt 418 Reichstaler und 24 Stüber.

Acht Tage später, am 21. Juli 1753, bestätigte ein Gutachter dem Magistrat, dass die Vorschläge des Stadtmaurermeisters Hand und Fuß hätten, denn das von den höher liegenden Äckern südlich der Stadt abfließende Oberflächenwasser stelle für Soest die größte Bedrohung dar. Noch jetzt, sechs Wochen nach der Überschwemmung, sehe das Gebiet außerhalb des Grandwegertores aus wie ein „See“. Die Kosten für das geplante Grabensystem seien allerdings „ziemlich hoch“. Dennoch empfahl der Gutachter, die Schwartzkopff'schen Pläne ohne Abstriche umzusetzen, denn wenn nichts passiere, sei der Schaden noch höher: Dann drohten der „Ruin“ von Kaufleuten und damit letztlich erheblich mehr Einnahmeverluste für die Stadtkasse.

Die Stadtkämmerei fragte zunächst bei der Domänenkammer zu Hamm an, ob sie bereit sei, die Kosten zu übernehmen. Im August 1753 erklärten die dortigen Kammermitglieder Friedrich und König, dass vor einem positiven Bescheid noch weitere Planungsvarianten geprüft werden müssten. So könne z. B. ein Damm vor dem Grandwegertor angelegt werden. Das sei „billiger“ und der „Verlust an den Gräben“ könne vermieden werden, denn es stelle sich die Frage, wie viel Fischereipacht dem Staat verloren gehe, wenn die Wallgräben zu Regenabflusskanälen umfunktioniert würden⁴. Ohnehin sei zu prüfen, ob es nicht „billig“ sei, diejenigen Einwohner an den Kosten zu beteiligen, die vom Hochwasserschutz anschließend profitierten.

⁴ Die Einnahmen aus der Fischerei standen seit der neuen Magistratsverfassung vom 11. Juni 1751 dem Staat zu.

Die Kammer entschied, zunächst eine Kommission einzusetzen und Landbaumeister Risse nach Soest zu entsenden. Neben Risse gehörten diesem Gremium von städtischer Seite Ratmann Crüsemann und Kämmerer Bolberitz an. Als weitere Mitglieder fungierten die Bürger und Kaufleute Doktor Ritter, Rocholl, Sasse und Korthaus. Sie gehörten zu den Personen, die in den letzten Jahren die finanziell größten Schäden erlitten hatten.

Im September nahm die Kommission ihre Arbeit auf und besichtigte zunächst die Problemzone am Grandwegertor⁵. Dabei wurde aus den Reihen der Kommissionsmitglieder angemerkt, dass die Überschwemmungen möglicherweise in Zusammenhang mit der Papiermühle in Lohne stehen könnten, da dort Wasser regelmäßig aufgestaut und beim Ansteigen des Wasserstandes durch Regen das Wehr einfach geöffnet werde, um Schaden von der Mühle abzuwenden.

Bei der weiteren Besichtigung des Terrains entdeckte Landbaumeister Risse gemauerte Kanäle, die von einer Anhöhe kurz vor dem Torschreiberhaus am Grandwegertor in die Stadtgräben führten. Ein Kanal lief vom Grandwegertor zum Grundstück des Bäckers Haverland und ein weiterer Kanal vom Ulrichertor zum Garten des Bürgers Sybel.

Diese Kanäle hatten ursprünglich die Funktion, das Oberflächenwasser von den höher gelegenen Feldern sowie aus Richtung Müllingsen aufzunehmen und den Stadtwallgräben zuzuführen. Aber diese Öffnungen waren geschlossen. Risses Soester Begleiter schwiegen, als der Landbaumeister bemerkte, dass während der Zeit der alten Magistratsverfassung „einige gewinn sichtige zu ihrem eigenen privaten Nutzen“ die Stadtgräben teils als Fischteiche, teils als Wiesenflächen genutzt hätten und immer noch nutzten. Nur deshalb seien die Öffnungen der Kanäle verstopft worden, was wiederum zu dem „so großen Schaden“ der Bürger geführt habe.

In seinem Abschlussbericht vom Oktober 1753 hob Risse hervor, dass der Etatansatz „Einnahme Fischerei“ gar nicht in den aktuellen Haushalt nach der neuen Magistratsverfassung von 1751 hätte aufgenommen werden dürfen. Aber das zu unterbinden hätten die Bürger versäumt. Wenn man nun die Wasserleitung repariere, dann müsse auch der Kämmerietat geändert werden. Dadurch wiederum würden die Einnahmen des Staates beeinträchtigt. Doch, so Risse weiter, leide das königliche Interesse sicher auch, wenn Bürger zu Schaden kämen oder durch das Hochwasser gar ruiniert würden. Für den Landbaumeister stand außer Zweifel, welcher Schaden für den Staat größer war. Daher sprach er sich in seinem Gutachten dafür aus, den Magistratsetat abzuändern. Für die Instandsetzung der

⁵ Der Abschlussbericht datiert vom 12. Oktober 1753.

Wasserleitungen über Ulricher- und Nöttentor bis zur Feldmühle veranschlagte er etwa 200 Reichstaler.

Erstaunlicherweise passierte nichts. Noch am 11. November 1755 – also zwei Jahre später – beschwerte sich Risse darüber, dass überhaupt keine Maßnahmen ergriffen worden seien⁶. Ob die Verantwortung für das Ausbleiben der Aktivitäten eher in Hamm oder in Soest lag, bleibt im Unklaren. Doch die Angelegenheit war noch keineswegs zu Ende. Fast neun Jahre später wandte sich Risse erneut an den Magistrat der Stadt. In seinem Schreiben vom 7. April 1764 führte er den Stillstand in der Angelegenheit nur zum großen Teil auf den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges im Jahre 1756 zurück. Über weitere mögliche Einflussfaktoren schwieg er sich allerdings aus. Zudem kündigte er den Mitgliedern der neuen Magistratskommission, Wedeking, Mitdörffer und Marquard, Pläne zur Lösung der Hochwasserproblematik für Mai 1764 an, deren Verwirklichung nicht mehr als 150 Reichstaler kosten sollte.

Ursache für die erneuten Aktivitäten waren ganz offensichtlich die heftigen Niederschläge der letzten Monate. In einem Schreiben vom 12. April 1764 an Kriegsrat Mattermöller beklagte sich Magistratsmitglied Marquard darüber, dass das seit Dezember 1763 fast durchgehend anhaltende Regenwetter zu wiederholten Überschwemmungen am Grandweg und in der Ulricherstraße geführt habe. Auch die hier stationierte Garnison könne nicht mehr „trockenen Fußes zur parade kommen“ und die Unteroffiziere seien nicht in der Lage, ihre Kontrollpflichten zu erfüllen.

Marquard unterbreitete einige Ideen zur Wasserableitung, die im Wesentlichen auf den Plänen des mittlerweile verstorbenen Stadtmaurermeisters Schwartzkopff aufbauten: Das Oberflächenwasser am Grandwegertor könne durch einen Graben in den Bach zwischen Nöten- und Brüdertor abgeleitet werden. Marquard hatte sich der Unterstützung des kommandierenden Offiziers des in Soest garnisonierten Regiments zu Fuß Nr. 9, Generalmajor v. Wolffersdorffs, versichert, der eine solche Maßnahme ausdrücklich begrüße⁷. Marquard verwies auf den alten Kostenvoranschlag Schwartzkopffs. Dessen alte Vorschläge seien, daran bestehe überhaupt „kein Zweifel“, sinnvoll. Um allerdings Schäden an den Fischbeständen zu verhindern, schlug Marquard die Einsetzung von Metallrosten vor. Auch Risses Plänen aus dem Jahr 1753 gab Marquard noch eine Chance

⁶ Er monierte zudem, dass ihm seine Auslagen aus dem Jahr 1753 in Höhe von 24 Reichstalern auch noch nicht erstattet worden seien, obwohl ihm dieses Geld „de jure“ zustehe.

⁷ Zum Infanterieregiment Nr. 9 vgl. Andreas Elsner: Die Soester und ihre Musketiere. In: Ellen Widder (Hrsg.): Soest – Geschichte der Stadt. Bd. 3: Zwischen Bürgerstolz und Fürstentum. Soest in der frühen Neuzeit (Soester Beiträge 54). Soest 1995, S. 905-957; Jürgen Kloosterhuis: Zum Beispiel: Nummer Neun. In: Wex (wie Anm. 2), S. 207-218.

zur Verwirklichung, obwohl mittlerweile die Lohnkosten so gestiegen seien, dass sein Vorschlag mit mindestens 200 Reichstalern zu Buche schlagen würde. Welche Idee auch immer verwirklicht werden sollte, eines war für Marquard klar: Zur Abwendung weiteren Schadens musste dringend irgendeine Lösung herbeigeführt werden.

Am 14. Mai 1764 legte Risse seine neuen, aus Kostengründen nun abgewandelten Pläne vor. Zunächst verwarf er die ursprüngliche Idee des ehemaligen Stadtmaurermeisters Schwartzkopff, neue Gräben vor dem vorhandenen Stadtgrabensystem anzulegen. Stattdessen wollte Risse jetzt das Wasser kontrolliert durch Gräben an den Toren in die Stadt fließen lassen. Alle Fließverbindungen zum Brüdertor müssten nun frei bleiben, um an dieser Stelle das gesamte Wasser problemlos und ohne Rückstau wieder aus dem Stadtgebiet herauszuleiten. Das von weiter her kommende Oberflächenwasser wollte Risse jetzt in den äußeren Stadtgräben auffangen und dort speichern. Überschüssiges Wasser sollte gegebenenfalls später in den Mühlenbach eingespeist werden. Die Kosten lagen jetzt nur noch bei 130 Reichstalern. Den finanziellen Nutzen, der bisher aus den Wallgräben durch die Fischerei gezogen wurde, hielt er für unbedeutend: Für das „hie und da in dem Graben wachsende saure Schilff Graß und alte Weyden Bäume wollte ich jährlich keine“ 20 Taler geben. Für „das plaisir der Fisch Teiche kömbt es auf den Liebhaber an“. Dieser Gewinn sei letztlich nichts im Vergleich zum Schaden, den die Bürgerschaft bei Hochwasser habe. Zudem stellte Risse den Vorschlag zur Diskussion, entlang der inneren Stadtwälle Gräben anzulegen. Diese wiederum könnten mit Kanälen an der einen oder anderen Stelle mit den äußeren Stadtgräben verbunden werden. Dann hätte die Stadt bei Feuersgefahr oder anderen Anlässen stets ausreichend Wasser zur Verfügung.

Es waren ganz offensichtlich nicht in erster Linie die Schäden für die Allgemeinheit, sondern die negativen Auswirkungen für die Arbeit der in Soest stationierten Garnison, die endlich Bewegung in die Sache brachten. Am 4. Juni 1764 erklärte die Domänenkammer zu Kleve im Auftrag des Königs, dass die neuen Pläne Risses nun ausgeführt werden sollten⁸. Um die Sache nicht erneut wieder im Verwaltungsdickicht versanden zu lassen, bekräftigte Generalmajor von Wolffersdorff in Hamm am 22. Juli 1764 noch einmal, wie wichtig es sei, jetzt sofort mit den Arbeiten, wie sie Risse im Mai 1764 vorgeschlagen habe, zu beginnen.

Nur wenig später, am 26. Juli 1764, wies die Domänenkammer in Hamm den Soester Magistrat an, die notwendigen Gelder für die Baumaßnahmen im Etat auszuweisen und alles in die Wege zu leiten, damit die Pläne ge-

⁸ Dies wurde von der Domänenkammer Hamm am 13. Juni 1764 bestätigt.

rade auch im Interesse der Garnison umgehend umgesetzt werden könnten. Der Magistrat wurde aufgefordert, die Hofen anzuweisen, sich für die notwendigen Arbeitsdienste bereitzuhalten. Das gelte insbesondere für diejenigen Hofen, „welche dadurch profitieren“.

Im Oktober 1764 begannen endlich die Arbeiten. Zunächst sollte am Jakobitor ein Graben ausgehoben werden. An alle Hofeskapitäne erging am 5. Oktober 1764 die Anordnung des Magistratsmitgliedes Marquard, sich am 6. Oktober um 6.30 Uhr dort einzufinden – 10 Männer aus jeder Hofe mit „Schüppen“. Nach einer einstündigen Mittagspause sei ein weiterer Arbeitsblock nach dem Mittag ab 13.00 Uhr zu leisten. Die Hofeskapitäne wurden aufgefordert, eine namentliche Liste der zur Arbeit Verpflichteten abzugeben, „damit die widerspenstigen nicht nur bestraft, sondern auch zum nachdienen angehalten werden können“. „Kinder und unvermögende Leuthe“ sollten allerdings nicht rekrutiert werden⁹.

Trotz dieser Strafandrohungen weigerten sich einige Bürger in den folgenden Tagen, zu den Arbeiten zu erscheinen. Ihre Zahl war offenbar nicht gering, denn der städtische Obristwachtmeister von Puttkammer wurde am 10. und 11. Oktober 1764 von Marquard angewiesen, diese Leute abzuholen, zur Arbeit zu bringen und von jedem 15 Stüber Strafe zu kassieren.

Auch Beschwerden einzelner Hofen blieben nicht aus. Die Kapitäne der kleinere Stadtteile sahen nicht ein, im gleichen Umfang „pionnier dienst“ zu leisten wie die Hofen mit viel mehr Einwohnern. Der Magistrat akzeptierte diese Kritik und beschloss deshalb, die Zahl der Arbeiter nach der Zahl der Häuser festzusetzen.

Hofe	Zahl der Arbeiter
Nötten	6 Personen
Brüder und Walburger	13 Personen
Osthofe	11 Personen
Thomä	9 Personen
Pauli	10 Personen
Jakobi	11 Personen

Für jede Arbeitsgruppe der einzelnen Hofen war jetzt ein so genannter Bürgeroffizier verantwortlich, der seine Leute namentlich zu erfassen und

⁹ Offensichtlich kam es nicht selten vor, dass die rekrutierten Personen zu spät oder gar nicht erschienen. Auf alle Fälle präzisierte Rentschreiber Kölling am 5. Oktober noch einmal das strenge Verfahren: Auch wer lediglich zu spät zum verabredeten Treffpunkt komme, sei ohne Ausnahme abzuweisen und später zu bestrafen.

nicht erschienene Arbeiter durch andere zu ersetzen hatte. Zudem musste er für den reibungslosen Arbeitsablauf Sorge tragen. Am 7. November 1764 wurden am Grandwegertor mit einer Arbeitsgruppe, bestehend aus 32 Mann, die letzten Baumaßnahmen abgeschlossen.

In den folgenden Jahren kam es offenbar nicht mehr zu erheblichen Hochwasserproblemen. Ob dies das Ergebnis der Baumaßnahmen war oder zunächst keine solch extremen Wetterlagen mehr auftraten, muss unbeantwortet bleiben. Allerdings ergab sich einige Jahre später die Notwendigkeit, Nachbesserungen vorzunehmen, denn in nur wenigen Jahren waren einige der 1764 angelegten Gräben und Kanäle wieder versandet oder verstopft.

Erneut wiederholte sich zwischen Oktober und Dezember 1773 das bereits bekannte Spiel: Trotz aller Anordnungen und Strafandrohungen verzögerten sich die notwendigen Erdarbeiten immer wieder. Hofeskapitän Caspar Stute von der Nöttenhofs weigerte sich am 18. Oktober 1773, überhaupt Leute abzustellen – es mag „kosten waß es wollte“ –, denn er habe „die schlechteste Hoffe“. In Verzug gerieten auch die Thomä- und Osthofs. Bürgermeister und Rat der Stadt warnten eindringlich davor, die Arbeiten wieder und wieder zu verschleppen.

Am 23. Oktober 1773 sprach Magistratsmitglied Wedeking sogar von „usurpartion“ und forderte eine harte Bestrafung derjenigen Hofen, die weiterhin ihre Mitarbeit verweigerten. Offenbar waren die Hofen eher bereit, die Strafe zu bezahlen als Leute für die Gemeinschaftsarbeit abzustellen. Noch am 13. Dezember 1773 drohte der Magistrat Hofeskapitän Stute eine Geldstrafe in Höhe von fünf Reichstalern an.

Trotz aller Schwierigkeiten zwischen den Hofen und der Stadtverwaltung konnten Ende des Jahres 1773 die Ausbesserungsarbeiten weitgehend abgeschlossen werden. Die Verzögerungen hatten insbesondere immer wieder drei Hofen zu verantworten, die aufgrund ihrer geographischen Lage am wenigsten hochwassergefährdet waren. Ganz zweifellos war es nicht immer einfach, solidarisches Verhalten innerhalb der Gesamtstadt einzufordern. Das war bereits 1764 nicht anders.

Wie wirksam im Übrigen die Baumaßnahmen in den folgenden Jahrzehnten tatsächlich gewesen sind, welchen Beitrag sie zur Lösung der Hochwasserproblematik geleistet haben, ist nicht bekannt.

BERNHARD LIEMANN

ZWISCHEN DEN GENERATIONEN. DIE GESTALTUNG DES BÄUERLICHEN BESITZ- TRANSFERS IN DER SOESTER BÖRDE IM 19. JAHRHUNDERT

1. Einleitung

Sowohl in der deutschen Agrargeschichte als auch in der allgemeinen Beschäftigung mit bäuerlicher Vererbung wurde der Bauer lange Zeit als konservative, dem sozialen und ökonomischen Traditionalismus verhaftete Figur angesehen. Vom Wandel der Zeiten unbeeindruckt, so meinte man, orientierte sich der Bauer an starren Handlungsschemata, welche ihm seit Jahrhunderten unverändert sein Verhalten diktierten¹.

Die Kernerrungenschaft der sogenannten Neuen Agrargeschichte ist es, den Bauern eben nicht mehr als passives, statisches und gesichtsloses Wesen zu zeichnen, sondern im Gegenteil seine aktive, dynamische und individuelle Handlungskompetenz zu betonen. Durch diesen Paradigmenwechsel wurde es möglich, den Bauern als Individuum zu begreifen, welches bewusst handelnd seine alltäglichen Probleme bewältigte².

Dieser in den 1990er Jahren stattfindende Umbruch vollzog sich unter den Einflüssen der Historischen Anthropologie, der Historischen Demographie und der Mikrogeschichte. Unter anderem mit Hilfe von Familienrekonstitutionen hat David W. Sabean in einer großangelegten Lokalstudie den Zusammenhang von sozialen Netzwerken, Bodenmarkt und intergenerationellen Besitztransfers untersucht³. Vergleichbare Arbeiten der Göt-

¹ Hierzu siehe ausführlich: Susanne Rouette: Erbrecht und Besitzweitergabe: Praktiken in der ländlichen Gesellschaft Deutschlands. Diskurse in Politik und Wirtschaft. In: Reiner Prass u. a. (Hrsg.): Ländliche Gesellschaften in Deutschland und Frankreich, 18.-19. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 187). Göttingen 2003, S. 145-166.

² Peter Blickle: Deutsche Agrargeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Werner Troßbach und Clemens Zimmermann (Hrsg.): Agrargeschichte. Positionen und Perspektiven. Stuttgart 1998, S. 7-36, hier S. 31.

³ David W. Sabean: Property, production, and family in Neckarhausen, 1700-1870 (Cambridge studies in social and cultural anthropology 73). Cambridge 1990.

tinger Historiker Jürgen Schlumbohm⁴ und Hans Medick⁵ erschienen in den folgenden Jahren. Jüngst konnte Georg Fertig mit seiner Studie zum ländlichen Bodenmarkt an diesen Forschungsstrang anschließen⁶. Sowohl bei Sabean und Schlumbohm als auch bei Fertig nimmt der Themenkomplex des intergenerationellen Besitztransfers, oder spezieller gefasst der Erbschaft, einen wichtigen Raum ein.

Die früher noch zu beklagenden Forschungslücken⁷ sind im Laufe der Jahre kleiner geworden⁸. Dies gilt auch für die Frage nach der Gestaltung des Besitztransfers im Spannungsfeld zwischen Rechtsnorm und Praxis. Genau hier setzt die vorliegende Untersuchung mit ihren drei Leitfragen an. Erstens: Welches Erbrecht war wann geltendes Recht? Zweitens: Wie gestaltete die Landbevölkerung den Besitztransfer? Und drittens: Welche Faktoren hatten Einfluss auf die Entscheidung zur Gestaltung des Besitztransfers?

Die vorliegende Untersuchung wurde mit Quellen- und Datenmaterial des westfälischen Kirchspiels Borgeln durchgeführt. Der Untersuchungszeitraum umfasst 60 Jahre, beginnt mit dem Jahr 1815 und endet mit Ablauf des Jahres 1874, da ab hier die Quellendichte abnimmt.

Borgeln liegt in der Soester Börde – genauer gesagt in der Niederbörde – und gehörte zu der Zeit zur preußischen Provinz Westfalen. Die Einwohnerzahl stieg im Untersuchungszeitraum um fast 50 Prozent von ca. 900 auf ca. 1.300. Der Großteil der Bevölkerung arbeitete im Agrarsektor, war und ist die Region mit ihren hochwertigen Böden und überdurchschnittlichen Reinerträgen doch eine wohlhabende Gegend des Weizenexports. Durch den Bau der Eisenbahn vom Ruhrgebiet über Soest nach Paderborn waren die Borgelner schon seit 1850 an das Bahnnetz angeschlossen und

⁴ Jürgen Schlumbohm: *Lebensläufe, Familien, Höfe. Die Bauern und Heuerleute des Osnabrücker Kirchspiels Belm in proto-industrieller Zeit, 1650-1860* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 110). Göttingen 1994.

⁵ Hans Medick: *Weben und Überleben in Laichingen 1650-1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 126). Göttingen 1996.

⁶ Georg Fertig: *Äcker, Wirt, Gaben. Ländlicher Bodenmarkt und liberale Eigentumsordnung im Westfalen des 19. Jahrhunderts*. Berlin 2007.

⁷ So zum Beispiel: „Gerade was die mögliche, vermutlich vorhandene Diskrepanz zwischen der staatlichen Gesetzgebung und der Umsetzung im alltäglichen Volksleben betrifft, sind in der Forschung noch große Lücken zu schließen.“ Carsten Vorwig: *Erbregelung und Hofnachfolge in der Soester Börde*. In: *Soester Zeitschrift* 108 (1996), S. 88-101, hier S. 99.

⁸ Siehe besonders die Arbeiten der Forschungsgruppe „Ländliches Westfalen“ an der Universität Münster. Hier entstanden im Rahmen mehrerer von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) unterstützter Projekte unter anderem sämtliche hier zitierten Veröffentlichungen von Johannes Bracht, Christine und Georg Fertig sowie Volker Lünemann. Ihnen danke ich herzlich für die wissenschaftliche Unterstützung.

konnten damit verhältnismäßig früh an der neuen Verkehrs- und Kommunikationsinfrastruktur teilhaben.

Traditionell stark waren die Verbindungen zur 6 Kilometer im Südosten gelegenen Stadt Soest, zu deren Territorium Borgeln seit dem Mittelalter gezählt hatte⁹. Im Jahr 1609 fiel das Herzogtum Kleve mit der Grafschaft Mark, wovon die Stadt Soest mitsamt ihrer Börde einen Teil ausmachte, an Brandenburg-Preußen. Das Allgemeine Landrecht (ALR), welches allerdings nur das gemeine römische und deutsche Recht, nicht aber die alten Soester Statuten außer Kraft setzte, wurde hier 1794 eingeführt¹⁰. Vom französischen Heer im Oktober 1806 besetzt, kam Borgeln nach dem Frieden von Tilsit 1807 zum Kaiserreich Frankreich. Die endgültige administrative Trennung von ihrem jahrhundertealten Herrschaftsgebiet der Börde erlebte die Stadt Soest am 15. August 1809. Die Börde wurde in die vier gleichberechtigten Mairien Soest, Lohne, Borgeln und Schwefe unterteilt, welche als Canton Soest zum Arrondissement Hamm, Département Ruhr, Großherzogtum Berg gehörten¹¹. Mit der Einführung des Code Napoleon mit Wirkung zum 1. Januar 1810 verlor ein Großteil der Soester Statuten seine Gültigkeit¹². Nachdem die preußischen Truppen Anfang November 1813 auch in Borgeln eingerückt waren und die Region der neuen Provinzregierung in Münster unterstellt hatten, hoben die Preußen zum 1. Januar 1815 den Code Napoleon auf und führten das ALR wieder ein. Damit war – mit wenigen Ausnahmen – der alte Rechtszustand wiederhergestellt¹³.

Zwei Quellengattungen liegen der folgenden Untersuchung zu Grunde. Einerseits sind dies die Borgelner Grundakten mit den Informationen zu Besitztransfers in Form von Intestaterbschaften, Testamenten und Übergabeverträgen. Diese beinhalten darüber hinaus auch Schichtungsverträge, Vormundschaftsregelungen und Erbschaftauseinandersetzungen aller Art. Diese Quellen wurden in einer Text-Datenbank aufbereitet. Andererseits sind es die Borgelner Kirchenbücher, deren Informationen zu Geburt, Heirat, Tod usw. für die Errichtung einer datenbankgestützten Familienrekonstitution¹⁴ verwendet wurden. Verknüpft man beide Datenbanken

⁹ Vgl. Hartmut Witzig: Die Rechtsverhältnisse der Bauern der Soester Börde vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. Göttingen 1967, S. 1.

¹⁰ Vgl. Horst F. Knickenberg: Die Soester Statuten von 1790 im Rahmen der preußischen Provinzialgesetzgebung. München 1967, S. 123.

¹¹ Vgl. Witzig (wie Anm. 9), S. 3.

¹² Vgl. Knickenberg (wie Anm. 10), S. 128.

¹³ Vgl. Paul Possel-Dölken: Das Westfälische eheliche Güterrecht im 19. Jahrhundert (Geschichtliche Arbeiten zur westfälischen Landesforschung 15). Münster 1978, S. 34 f.

¹⁴ Zur grundsätzlichen Quellenkritik sowie zur Kritik der Personen- bzw. Familienrekonstitutionen vgl. Fertig (wie Anm. 6), S. 230 ff., 242 ff. und 246 ff. Speziell zur Familienrekonstitution

nun miteinander, so ergänzen sich beide Quellengattungen in dem Maße, als dass durch die verschiedenen Angaben im besten Fall ein hinreichend dichtes Informationsnetz entsteht, welches dem Historiker sinnvolle Aussagen über den Besitztransfer und die hierin involvierten Personen und Familien ermöglicht. Ohne diese Verknüpfungen hätte man lediglich einen Stapel Grundakten auf der einen Seite und die Informationen der in der Datenbank quasi wiedererschaffenen Einwohner von Borgeln auf der anderen Seite, was für die historische Forschung nicht besonders spektakulär wäre. Erst indem beide Quellengattungen in Beziehung zueinander gesetzt werden, gewinnen sie an neuem Erkenntniswert. Denn es „sind diese Verknüpfungen, nicht die Auflistungen in den Haupttabellen, die den wesentlichen Informationsgehalt der Datenbanken ausmachen“¹⁵.

Anhand von altbekanntem Quellenmaterial lassen sich auf diese Weise völlig neue Fragestellungen entwickeln und sowohl quantitativ als auch qualitativ beantworten. Für die vorliegende Untersuchung wurden aus einem Korpus von 662 seriellen Quellen aus den Borgelner Grundakten nur die 195 Dokumente aus der Datenbank herangezogen, welche Intestaterbschaften, Testamente und Übergabeverträge aus dem Untersuchungszeitraum von 1815 bis 1874 beinhalten.

Die vorliegende Untersuchung ist auf drei Säulen aufgebaut. Die erste Säule führt in den rechtshistorischen Kontext ein und stellt die erbrechtlichen Rahmenverhältnisse des Untersuchungszeitraums von 1815 bis 1874 vor. Darauf folgt als zweite Säule eine quantitative Auswertung der beobachteten tatsächlichen Erbpraxis der Borgelner Landbevölkerung. Mit Hilfe des Lebenslaufansatzes wird die bäuerliche Gestaltung des Besitztransfers als dritte Säule vor dem Hintergrund der vorangegangenen Ergebnisse beleuchtet, bevor eine Zusammenfassung die Untersuchung abschließt.

2. Gesetzliche Erbnorm

Recht speist sich aus unterschiedlichen Rechtsquellen. Bei der rechtlichen Bewertung eines Sachverhaltes ist demnach zunächst die grundsätzliche Frage zu klären, welche Rechtsquelle heranzuziehen, welches einschlägig gültige Recht auf einen Fall anzuwenden ist. Die häufigen Herrschaftswchsel zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten einen häufigen Wechsel der Rechtsnormen zur Folge. So leitete man auch in Westfalen im 19. Jahrhundert Recht aus unterschiedlichen Rechtsquellen ab. In vielen Rechtsgebiete-

tution des Kirchspiels Borgeln vgl. ebd., S. 232.

¹⁵ Fertig (wie Anm. 6), S. 251.

ten wurden alte Gesetze kassiert, neue Gesetze eingeführt und komplizierte Ausnahmeregelungen erlassen. Nachdem das ALR zum 1. Juni 1794 für Soest und die Börde Gesetzeskraft erhalten hatte – die Soester Statuten blieben als Partikularrecht gültig –, wurde unter französischer Herrschaft zum Jahresbeginn 1810 der Code Napoleon eingeführt¹⁶. Damit wurden die Soester Statuten größtenteils ausgelöscht, bis auf zwei Ausnahmen: „1. wenn der ansonsten allgemein anzuwendende Code direkt auf das lokale Recht verwies, 2. wenn der Code eine vom Soester Recht geordnete Materie nicht selbst regelte.“¹⁷ Daneben wurden verschiedene Dekrete und Gesetzesänderungen erlassen, ehe mit Wirkung zum Jahresbeginn 1814 das ALR mit einigen Ausnahmen und Sonderregelungen wiedereingeführt worden ist. Hier bleibt festzuhalten, dass die Regelungen des bäuerlichen Erbrechts zu den wenigen Bestimmungen zählten, welche 1814 nach den tiefgreifenden rechtlichen Umwälzungen noch von den Soester Statuten übriggeblieben waren.

Dieses ganze Hin und Her führte dazu, dass rechtliche Bestimmungen teilweise parallel und subsidiär Geltung hatten. In diesen Fällen wurde ein althergebrachtes lokales Recht dem übergeordneten Recht vorgezogen, wenn es Bestimmungen für eine Konfliktlösung vorsah. In der alltäglichen Praxis führte das subsidiäre Bestehen unterschiedlicher Rechtssysteme oft zu Verwirrung über das im betreffenden Fall nun anzuwendende Recht. Im Fall Borgeln tat sich beispielsweise bezüglich des Erbrechts ein Spannungsfeld zwischen dem alten Recht in Form der Soester Statuten einerseits und dem ALR andererseits auf. So herrschte im Westfalen des 19. Jahrhunderts im bäuerlichen Erb- und Familienrecht vielfach ein unsicherer Rechtszustand: „Da oft von Gemeinde zu Gemeinde Abweichungen [...] bestanden [...], kann die damalige Lage – vom heutigen Standpunkt aus – nur als schauderhaft bezeichnet werden. Sie ist schon damals ähnlich empfunden worden.“¹⁸

Das alte Recht der Stadt Soest fand in überarbeiteter Form auch im 19. Jahrhundert, teilweise sogar noch nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) im 20. Jahrhundert Anwendung¹⁹, denn der preußische Gesetzgeber hatte das „ALR von 1794 in seiner Grundkonzeption [...] lediglich als subsidiäre gemeinpreußische Rechtsgrundlage gedacht“²⁰.

¹⁶ Knickenberg (wie Anm. 10), S. 123 ff.

¹⁷ Ebd., S. 128.

¹⁸ Ebd., S. 135.

¹⁹ So wurde beispielsweise die in den Soester Statuten enthaltene nachbarrechtliche Regelung über den Grenzabstand von Hecken erst über 150 Jahre nach dem Inkrafttreten des ALR und fast 70 Jahre nach dem des BGB durch das Nachbarrechtsgesetz Nordrhein-Westfalen vom 15. April 1969 abgelöst. Vgl. Possel-Dölken (wie Anm. 13), S. 119.

²⁰ Ebd., S. 1.

Ursprünglich war geplant gewesen, in jeder preußischen Provinz ein sogenanntes Provinzialgesetzbuch einzuführen, welches „in jeder Provinz das in dieser herkömmliche besondere Recht eines jeden Ortes enthalten und vor dem mit nur subsidiärer Geltungskraft ausgestatteten Allgemeinen Landrecht festlegen, was am einzelnen Orte Rechtens sei“²¹. Obwohl dieses großangelegte Projekt 1842 endgültig gescheitert war²², blieb das oftmals lokale und im Bewusstsein der Menschen tief verwurzelte alte Recht in einigen Rechtsgebieten bestehen. Eines dieser Rechtsgebiete stellte eben auch das durch die Soester Statuten geregelte bäuerliche Erb- und Familienrecht dar.

Bezüglich des Erbrechts lässt sich der Untersuchungszeitraum von 1815 bis 1874 in drei Phasen gliedern. Die unterschiedlichen Merkmale des Erbrechts in diesen drei Phasen, erstens von 1815 bis 1836, zweitens von 1837 bis 1848 und drittens von 1849 bis 1874, sollen zunächst näher betrachtet werden.

2.1 Von 1815 bis 1836

Bezüglich der Rechtsverhältnisse lebte die Landbevölkerung Borgelns zunächst in einer unübersichtlichen Zeit, was den raschen Umbrüchen der Vorjahre geschuldet war. Für das mit dem Erbrecht eng zusammenhängende Güterrecht wird zum Beispiel festgestellt: „Infolge der territorialen Zersplitterung des westfälischen Güterrechts aber bot das Familien- und Erbrecht der Provinz Westfalen in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur ein mannigfaltiges, sondern ein mehr oder minder chaotisches Bild.“²³ Dies galt nicht nur für den Normalbürger, sondern auch den vermeintlichen Experten fiel eine Orientierung in diesem Dschungel aus alter und neuer Gesetzgebung schwer: „Die übrigen Gerichte beklagten ebenfalls die Wiederbelebung der inhaltlich bestrittenen und unsicheren Rechtsgrundsätze des provinziellen Güterrechts. Es wurde darauf hingewiesen, daß es bisher noch keinem Rechtsgelehrten gelungen sei, Licht in dieses Chaos zu bringen.“²⁴

Doch wie waren die in Borgeln gültigen rechtlichen Bestimmungen zum bäuerlichen Erbrecht nach den Soester Statuten nun eigentlich ausgestaltet? Hier hilft ein Blick in die beiden von Großrichter Terlinden und Magis-

²¹ Knickenberg (wie Anm. 10), S. 1.

²² Der neue preußische Revisionsminister Friedrich Karl von Savigny führte dieses von seinem Vorgänger Karl Albert von Kamptz eifrig betriebene Projekt nach seiner Amtsübernahme am 28.2.1842 nicht weiter. Vgl. Possel-Dölken (wie Anm. 13), S. 46.

²³ Ebd., S. 55.

²⁴ Ebd., S. 52.

tratsmitglied Rocholl verfassten Gesetzessammlungen des statutarischen Soester Rechts von 1790, welche im Rahmen des großangelegten Projekts der Provinzialgesetzbücher entstanden waren²⁵ und die bisher noch nicht kodifizierten „Bestimmungen, Observanzen und Gewohnheiten“²⁶ der Bewohner Soests und der Börde beinhalten.

Demnach mussten Regelungen zur Hofnachfolge nach dem Tod des Besitzers grundsätzlich mit dem Grundherrn ausgehandelt werden. Übergabeverträge und Testamente konnten nur mit seinem Einverständnis verfasst werden²⁷. Dasselbe galt für eine im Übergabevertrag festgeschriebene Leibzucht zugunsten der abgebenden Generation²⁸. Obwohl die grundherrlichen Lasten²⁹ in Borgeln größtenteils erst in den 1850er Jahren abgelöst wurden, fanden sich in den Borgelner Verträgen ab 1825 keine Hinweise mehr auf eine Einwilligung des Grundherrn zu den getroffenen Regelungen³⁰. Weiterhin galten in Borgeln das Anerbenprinzip verbunden mit Abfindungszahlungen an die weichenden Erben³¹ sowie die eheliche Gütergemeinschaft nach dem Kondominalprinzip. Dies bedeutet, dass die Gütergemeinschaft nach dem Tod des einen Ehepartners nicht aufgelöst wurde, sondern der überlebende Ehepartner dieselbige mit den Kindern der Ehe fortsetzte. Beim Tod des Vaters erhielten die Kinder einen gemeinsamen Anteil von zwei Dritteln des gütergemeinschaftlichen Vermögens, beim Tod der Mutter die Hälfte. Der überlebende Elternteil erhielt den restlichen Teil und darüber hinaus ein Nießbrauchsrecht am gemeinschaftlichen Vermögen³².

Obwohl es sich bei den obigen Bestimmungen grundsätzlich um ungeschriebenes Recht handelte, so scheinen sie im Bewusstsein der Agierenden doch tief verwurzelt gewesen zu sein. Diesen Eindruck vermittelt auch ein zeitgenössischer preußischer Gerichtsdirektor mit der Feststellung, es habe „sich durch Herkommen und Gewohnheit, durch Gerichtsgebrauch

²⁵ Ebd., S. 46.

²⁶ Knickenberg (wie Anm. 10), S. 1.

²⁷ Vgl. Entwurf Terlinden § 26, abgedruckt in: Wolf-Herbert Deus (Bearb.): Soester Recht. 2. Lieferung: Statutarisches Recht (Soester Beiträge 33). Soest 1970, S. 212.

²⁸ Vgl. Terlinden § 24 abgedruckt in: Ebd., S. 212. Rocholl § 30, abgedruckt in: Ebd., S. 285.

²⁹ Zur Finanzierung der Grundlastenablösungen in Borgeln siehe: Johannes Bracht: Reform auf Kredit. Grundlastenablösungen in Westfalen und ihre Finanzierung durch Rentenbank, Sparkasse und privaten Kredit (1830-1866). In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie 54 (2006), S. 55-76.

³⁰ Vgl. Volker Lünemann: Der Preis des Erbens. Besitztransfer und Altersversorgung in Westfalen, 1820-1900. In: Stefan Brakensiek u. a. (Hrsg.): Generationengerechtigkeit? Normen und Praxis im Erb- und Ehegüterrecht 1500-1850 (Zeitschrift für Historische Forschung. Beiheft 37). Berlin 2006, S. 139-162, hier S. 145.

³¹ Vgl. Terlinden in: Deus (wie Anm. 27), § 25, S. 212; Rocholl in: ebd., § 32, S. 286.

³² Vgl. Lünemann (wie Anm. 30), S. 145.

und einzelne von dem Landesherrn bestätigte Gutachten und [...] Verordnungen, ein festes Prinzip gebildet, so daß der große Streit, welcher in der benachbarten Grafschaft Mark und in anderen Gegenden über die Frage: Ob dem Hofesbesitzer ein Erbrecht an seiner Colonie gebühre? seit beinahe 100 Jahren hier nicht mehr Statt gefunden hat³³.

2.2 Von 1837 bis 1848

Ab der Einführung der westfälischen Provinzialstände im Jahre 1826 setzte eine Diskussion über eine allgemeine Wiedereinführung des bäuerlichen Anerbenrechts im Intestatfall für die gesamte Provinz ein. Dies betraf den Fall der gesetzlichen Erbfolge beim Fehlen eines Testaments oder einer Übergabe zu Lebzeiten. In besonderer Weise tat sich dabei Ludwig Freiherr von Vincke, der damalige Oberpräsident der Provinz Westfalen, hervor. Er sah sich selbst bezüglich der westfälischen Bauern in einer Expertenrolle und handelte „in der Vorstellung bäuerlicher Unmündigkeit und dem daraus abgeleiteten Anspruch, stellvertretend für den Bauernstand zu sprechen“³⁴. Am vorläufigen Ende dieser teilweise emotional geführten Debatte stand das Gesetz über die bäuerliche Erbfolge in der Provinz Westfalen vom 13. Juli 1836, in dem für den ländlichen Grundbesitz ein besonderes Intestaterbrecht festgeschrieben wurde. Vincke und seine Mitstreiter glaubten, hierin den allgemeinen Bauernwillen kodifiziert zu haben.

Das neue Gesetz fand Anwendung auf alle Höfe, welche im Jahre 1806 „auf den Grund besonderer Provinzialgesetze, Statuten oder Gewohnheiten nach einer vom gemeinen Recht abweichenden Successionsordnung vererbt wurden“³⁵, und auf solche, deren Eigentümer sich diesem Gesetz freiwillig unterwerfen wollten. Da ersterer Sachverhalt für die Borgelner Höfe zutraf, waren sie bezüglich der Erbfolge im Intestatsfall von nun an bis auf wenige Ausnahmen dem neuen Gesetz unterworfen. Darüber hinaus galt eine unbeschränkte Testierfreiheit. Eine vom Gesetz abweichende

³³ Arnold Geck: Topographisch-historisch-statistische Beschreibung der Stadt Soest und der Soester Börde. Soest 1825, S. 379. Vgl. auch Rocholl in: Deus (wie Anm. 27), § 25, S. 284.

³⁴ Arnulf Jürgens: „Freiwillige Vereinigung“ – „gesetzlicher Zwang“. Zum Verhältnis von Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit hinsichtlich der bäuerlichen Bevölkerung im Zusammenhang der Erbrechts-Debatte in Westfalen im 19. Jahrhundert. In: Karl Teppe und Michael Epenhans (Hrsg.): Westfalen und Preußen. Integration und Regionalismus. Paderborn 1991, S. 176-196, hier S. 177.

³⁵ Gesetz über die bäuerliche Erbfolge in der Provinz Westfalen vom 13. Juli 1836, § 1, abgedruckt in: J. Riehl: Westfälisches Bauernrecht (Erb- und Familienrecht) im Geltungsbereich des Gesetzes betreffend das eheliche Güterrecht in der Provinz Westfalen vom 16. April 1860. Minden 1896, S. 26.

Erbfolge konnte weiterhin in Testamenten oder Übergabeverträgen festgeschrieben werden³⁶.

Nach diesem Gesetz sollten nun alle in Frage kommenden bäuerlichen Besitzungen in ein Verzeichnis eingetragen und im Intestatsfall einem Anerben zugeteilt werden, so wie es die Borgelner Landbevölkerung bisher auch schon praktiziert hatte. Die Sukzessionsordnung gestaltete sich nun nach folgenden Kriterien: Zuerst mussten die Erben zurückstehen, welche schon Eigentümer eines Bauerngutes waren oder sich dort eingeheiratet hatten, danach hatten die Söhne Vorzug vor den Töchtern, und darunter dann die Söhne, welche sich der Landwirtschaft gewidmet hatten. Hatte sich nun noch kein Anerbe herauskristallisiert, so wurden die Söhne vorgezogen, welche militärtauglich waren und darunter wieder nur die, welche ihren Militärdienst wirklich abgeleistet hatten. Erst wenn diese Kriterien zur Wahl eines Anerben nicht ausreichten, sollte der Ältere dem Jüngeren vorgezogen werden³⁷.

Besonders häufig wurden zwei Bestimmungen des neuen Gesetzes kritisiert: zum einen der Umstand, dass der Anerbe die Hälfte des reinen Wertes des Hofes im Voraus erhielt, was als viel zu reichlich bemessen angesehen wurde. Mit der anderen Hälfte wurden die Geschwister anteilig bei Verheiratung oder Großjährigkeit abgefunden³⁸. Zum anderen störte man sich an der Behandlung des überlebenden Ehegatten im Falle einer erneuten Heirat. Dieser musste dann nämlich sein Eigentum am Hof zugunsten der nachfolgenden Generation aufgeben und erhielt nur ein Nießbrauchsrecht, und dies auch nur dann, wenn er den Hof vorher mit in die Ehe gebracht hatte³⁹. Für diese Fälle wurde berichtet, „daß die Bauern, um sich den gesetzlichen Konsequenzen zu entziehen, vielfach auf die zweite Heirat verzichtet und das Leben in wilder Ehe vorgezogen hätten“⁴⁰.

³⁶ Vgl. § 3 des Gesetzes. In: Ebd., S. 27.

³⁷ Vgl. § 9. In: Ebd., S. 28.

³⁸ Vgl. § 5. In: Ebd., S. 27. - Werner Reineke: Die Entwicklung des bäuerlichen Erbrechts in der Provinz Westfalen von 1815 bis heute. In: Engelbert Freiherr Kerckerinck zur Borg (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte des westfälischen Bauernstandes. Berlin 1912 [Neudruck Münster 1988], S. 107-163, hier S. 114. - Max Schulte: Die Entwicklung des Bauernrechts in Westfalen seit Beginn des 19. Jahrhunderts. In: Rechtspflege zwischen Rhein und Weser. Festschrift zum 150-jährigen Bestehen des OLG Hamm. Hamm 1970, S. 292-302, hier S. 293.

³⁹ Vgl. § 16. In: Riehl (wie Anm. 35), S. 29. Reineke (wie Anm. 38), S. 114. Schulte (wie Anm. 38), S. 293.

⁴⁰ Riehl (wie Anm. 35), S. 31. Vgl. auch Reineke (wie Anm. 38), S. 114. Schulte (wie Anm. 38), S. 293.

2.3 Von 1849 bis 1874

Gemessen an der lang anhaltenden und intensiven Erbrechtsdebatte war das Ergebnis mehr als enttäuschend. In der Praxis sollte sich herausstellen, dass die selbsternannten Bauernexperten, welche für die Ausgestaltung des Gesetzes von 1836 verantwortlich zeichneten, mit ihren Einschätzungen alles andere als den Bauernwillen getroffen hatten. Im Gegenteil: Dem Gesetz schlug eine allgemeine Ablehnung entgegen. Dies mussten sich auch die verantwortlichen Stellen, allen voran Oberpräsident von Vincke, eingestehen. Anfängliche Überlegungen, das Gesetz durch Modifikationen zu verbessern, wurden nicht in die Tat umgesetzt. Stattdessen wurde das Gesetz von 1836 durch die Verordnung vom 18. Dezember 1848 schließlich aufgehoben. Damit galten in Borgeln wieder die erbrechtlichen Bestimmungen der Soester Statuten, wie sie schon vor 1836 Bestand gehabt hatten⁴¹.

In der Historiographie war man sich in der Bewertung des Gesetzes über die bäuerliche Erbfolge in der Provinz Westfalen vom 13. Juli 1836 einig. So schrieb der Amtsrichter Riehl in seiner 1896 erschienenen Darstellung über das westfälische Bauernrecht vom „Mißerfolg des Gesetzes“⁴², und 1910 bescheinigte der Justitiar des Westfälischen Bauernverbandes Werner Reineke: „Der Versuch, [...] in Westfalen ein besonderes Intestaterbrecht einzuführen, ist fehlgeschlagen“⁴³. Auch in den Augen Max Schultes, Senatspräsident a. D. am Oberlandesgericht Hamm, war das Gesetz von 1836 noch aus der Sicht von 1970 ein „Fehl Schlag“⁴⁴, bevor Arnulf Jürgens im Jahr 1991 von „dem gescheiterten Unternehmen von 1836“⁴⁵ schrieb.

In Folge der Aufhebung des Erbfolgegesetzes von 1836 entwickelte der Gesetzgeber erneute Aktivitäten. So wurde im Jahr 1856 ein Gesetz zur vereinfachten Abschätzung von Landgütern und der damit verbundenen Pflichtteilberechnung erlassen. Hierdurch wurde der Besitztransfer durch Testamente und Übergabeverträge einerseits durch das vereinfachte Prozedere und andererseits durch eine ermäßigte Taxe doppelt gefördert.⁴⁶

⁴¹Vgl. Susanne Rouette: Der traditionale Bauer. Zur Entstehung einer Sozialfigur im Blick westfälisch-preußischer Behörden im 19. Jahrhundert. In: Ruth Dörner u. a. (Hrsg.): Lokale Gesellschaften im historischen Vergleich. Europäische Erfahrungen im 19. Jahrhundert (Trierer historische Forschungen 4). Trier 2001, S. 109-138, hier S. 129.

⁴² Riehl (wie Anm. 35), S. 32.

⁴³ Reineke (wie Anm. 38), S. 114.

⁴⁴ Schulte (wie Anm. 38), S. 294.

⁴⁵ Jürgens (wie Anm. 34), S. 190.

⁴⁶ Vgl. Reineke (wie Anm. 38), S. 115f. Riehl (wie Anm. 35), S. 33. Schulte (wie Anm. 38), S. 294.

Ein neues Gesetz zum westfälischen ehelichen Güterrecht trat im Jahr 1860 in Kraft. Obwohl es grundsätzlich dem Familienrecht zuzuordnen war, enthielt es aber auch einige erbrechtliche Bestimmungen. So wurde zum Beispiel festgelegt, dass dem überlebenden Ehepartner im Rahmen der fortgesetzten Gütergemeinschaft ein volles Verfügungsrecht über die Hofnachfolge zustand. Durch die hiervon begünstigten Testamente und Übergabeverträge wurde das Anerbenprinzip gestärkt⁴⁷. Schließlich wurde im Jahr 1861 ein Gesetz beschlossen, welches zum Teil erhebliche Vergünstigungen beim zu entrichtenden Stempelgeld bei Übergabeverträgen gewährte⁴⁸. Dies konnte nicht zuletzt gerade für die unterbäuerliche Schicht ein Argument für diese Formen des Besitztransfers sein.

3. Bäuerliche Erbpraxis

Nach der Darstellung der Gesetzeslage soll nun die tatsächliche Erbpraxis im Mittelpunkt stehen. Analog zu den drei Phasen der rechtlichen Erbnorm soll hier nun untersucht werden, wie die Landbevölkerung in Borgeln ihren Besitz an die nachfolgende Generation weitergegeben hat und ob signifikante Unterschiede in den Handlungsmustern von Bauern und Angehörigen der unterbäuerlichen Schicht zu erkennen sind.

Die zeitliche Verortung des Besitztransfers geschieht zum Zeitpunkt der Willensäußerung, d. h. bei Testamenten und Übergabeverträgen zum Ausstellungsdatum, bei Intestaten zum Todestag. Nach der Überprüfung der angegebenen Todesursachen in den Sterberegistern lässt sich feststellen, dass die Erblasser eines Intestaterbgangs nicht auffallend häufiger plötzlich gestorben sind als die Erblasser mit Testament bzw. die Übertragenden per Übergabevertrag. Der Einwand, die Intestaterblasser seien generell wegen eines unvorhersehbaren plötzlichen Todes nicht zum Fixieren einer Willensäußerung in einem Testament oder Übergabevertrag gekommen, kann damit für diese Gruppe als entkräftet gelten.

Für den 60 Jahre langen Untersuchungszeitraum von 1815 bis 1874 liegen insgesamt 195 Dokumente in Form von Intestaterbschaften, Testamenten und Übergabeverträgen vor. Auf die drei Phasen aufgeteilt sind dies 60 Kontrakte für die erste Phase von 1815 bis 1836, 51 Kontrakte für die zweite Phase von 1837 bis 1848 und 84 Kontrakte für die dritte Phase von 1849 bis 1874.

Werden die einzelnen Phasen in der Tabellen 1a und 1b isoliert betrachtet, so lassen sich folgende Aussagen treffen: In den Jahren 1815 bis 1836

⁴⁷ Vgl. Possel-Dölken (wie Anm. 13), S. 110. Reineke (wie Anm. 38), S. 116. Riehl (wie Anm. 35), S. 34. Schulte (wie Anm. 38), S. 294.

⁴⁸ Vgl. Reineke (wie Anm. 38), S. 116. Riehl (wie Anm. 35), S. 34.

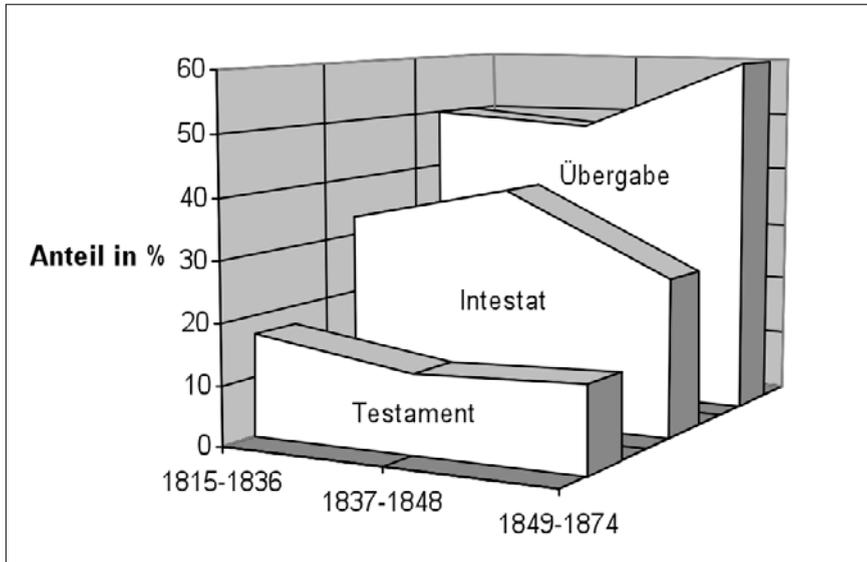


Tabelle 1a: Anteil der Transferform pro Phase

wurde in Borgeln ein Drittel der intergenerationalen Besitztransfers per Intestaterbschaft (I) getätigt und nur jeder Sechste vererbte mit Hilfe eines Testaments (T). Den mit Abstand größten Anteil am Besitztransfer machten mit einer Hälfte jedoch die Übergabeverträge (Ü) aus.

	1815-1836			1837-1848			1849-1874		
	I	T	Ü	I	T	Ü	I	T	Ü
Summe	20	10	30	20	7	24	22	12	50
	33 %	17 %	50 %	39 %	13 %	48 %	26 %	14 %	60 %

Tabelle 1b: Anzahl und Anteil der Transferform pro Phase

In der zweiten Phase von 1837 bis 1848 blieb der Anteil der Übergabeverträge ungefähr konstant bei der Hälfte, während die Borgelner Landbevölkerung zusehends Gefallen am Modell des Intestaterbfalls zu finden schien, welcher auf Kosten des Erbfalls mit Testament leichte Anteile hinzugewinnen konnte.

Auch in der dritten Phase von 1849 bis 1874 blieb der Übergabevertrag die mit Abstand beliebteste Form des intergenerationalen Besitztransfers und konnte seinen Anteil sogar auf 60 Prozent ausbauen. Während auf der

einen Seite der Übergabevertrag hinzugewonnen hat, verlor die Intestaterbschaft in demselben Verhältnis ihre Anteile. Nur noch jeder vierte Vorgang wurde per Intestat abgewickelt. Der Erbgang mit Testament wurde nahezu unverändert von jedem Siebten gewählt.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass die Borgelner Landbevölkerung während aller drei Phasen ihren Besitz am häufigsten per Übergabevertrag an die nachfolgende Generation weitergegeben hat. Die Intestaterbschaft gewann in Phase zwei zunächst gegenüber dem Erbgang mit Testament Anteile hinzu, die sie in Phase drei wiederum an den Übergabevertrag verlor, während die Anteile des Erbgangs mit Testament auf konstant niedrigem Niveau blieben. Tendenziell gewann in der zweiten Phase also der Besitztransfer durch Intestaterbschaft, in der dritten Phase der durch einen Übergabevertrag das Vertrauen der Erblasser und Übertragenden.

Obwohl die soeben aufgezeigten Entwicklungen der Formen des Besitztransfers schon für sich aussagekräftig sind, erscheint es im Interesse eines höheren Erkenntniswertes sinnvoll, noch genauer hinzuschauen. Dabei soll bezüglich der sozialen Zugehörigkeit der Erblasser und Übertragenden differenziert werden. Diese Schichtung⁴⁹ geschieht durch die Unterscheidung in die beiden sozialen Gruppen der Bauern einerseits und der unterbäuerlichen Schicht andererseits. Hintergedanke der Differenzierung nach diesem Merkmal ist die Annahme, dass der mit der Schichtzugehörigkeit verbundene Wert des übertragenen Vermögens ausschlaggebend für die Form des Besitztransfers sein könnte. Oder anders formuliert: Gestaltet der Bauer den intergenerationalen Besitztransfer tendenziell eher anders als der Knecht, Heuerling oder Tagelöhner? Wechselt eine hohe Erbsumme ihren Besitzer also tendenziell auf einem anderen Weg als eine eher niedrige Erbsumme?

Für die Schichtung wird die Borgelner Landbevölkerung anhand der aus den örtlichen Kirchenbüchern und Grundakten überlieferten Personenbezeichnungen einer der beiden sozialen Gruppen zugeteilt. Da diese Bezeichnungen eines Erblassers oder Übertragenden im Laufe eines Lebens variieren können, sind für diese Untersuchung ausschließlich die zum Zeitpunkt des Besitztransfers gebräuchlichen Bezeichnungen maßgeblich. Die Ehefrauen und Witwen werden im Falle einer fehlenden Bezeichnung der Schicht des Mannes zugeteilt. Durchgeführte Stichproben des übertragenen Vermögens und des Reinertrages der Ackerflächen bestätigen die Annahme, dass die Erbmasse der Bauern durchweg eine höhere ist als die der unterbäuerlichen Schicht. Hierdurch kann die Inhaltsvalidität der

⁴⁹ Zum Sinn und Nutzen von Schichtungen vgl. Jürgen Kocka: Zur Schichtung der preußischen Bevölkerung während der industriellen Revolution. In: Wilhelm Treue (Hrsg.): Geschichte als Aufgabe. Festschrift Otto Büsch. Berlin 1988, S. 357-390.

	1815-1836			1837-1848			1849-1874		
	I	T	Ü	I	T	Ü	I	T	Ü
Bauern	3	7	15	9	4	8	11	4	25
	12 %	28 %	60 %	43 %	19 %	38 %	27 %	10 %	63 %
UBS	17	3	15	11	3	16	11	8	25
	49 %	8 %	43 %	36 %	10 %	54 %	25 %	18 %	57 %
Summe	20	10	30	20	7	24	22	12	50
	33 %	17 %	50 %	39 %	13 %	48 %	26 %	14 %	60 %

Tabelle 2: Anzahl und Anteil der Transferform pro Phase, geschichtet

Untersuchung auch nach der durchgeführten Schichtung als gewährleistet gelten.

Beim Betrachten der Ergebnisse in der Tabelle 2 wird direkt deutlich: Zwischen den Bauern und den Angehörigen der unterbäuerlichen Schicht (UBS) gab es in Bezug auf die Gestaltung des intergenerationalen Besitztransfers zunächst gravierende Unterschiede. Diese These soll anhand der Daten weiter ausgeführt werden.

Ein besonders unterschiedliches Bild ergeben die Verhaltensmuster von Bauern und Angehörigen der unterbäuerlichen Schicht bereits in der ersten Phase von 1815 bis 1836. Während nur jeder achte Bauer seinen Besitz per Intestaterbschaft weitergab, war es bei der unterbäuerlichen Schicht fast jeder Zweite. Die andere Hälfte der unterbäuerlichen Schicht entschied sich fast mit gleichem Anteil für einen Übergabevertrag. Nur jeder Zwölfte vererbte zu dieser Zeit mit einem Testament. Bei den Bauern standen Testament und Übergabevertrag höher im Kurs. Bei ungefähr 60 Prozent geschah der Besitztransfer auf der Basis eines Übergabevertrages, bei rund 28 Prozent auf Basis eines Testamentes.

Signifikante Verschiebungen traten mit der Einführung des neuen Erbfolgegesetzes zur zweiten Phase von 1837 bis 1848 ein. Bei insgesamt 21 Besitztransfers entschieden sich neun Bauern für die Form der Intestaterbschaft, acht für einen Übergabevertrag und nur noch vier für ein Testament. Damit entwickelte sich die vormals unpopulärste Form des Besitztransfers bei den Bauern plötzlich zu der am häufigsten durchgeführten. Die Intestaterbschaft gewann auf Kosten sowohl des Testamentes als auch

des Übergabevertrages hinzu. Das auf Oberpräsident von Vincke zurückgehende bäuerliche Intestaterbrecht von 1836 scheint also doch zumindest den Willen der Bauern aus Borgeln getroffen zu haben. Bei den Angehörigen der unterbäuerlichen Schicht zeigte sich ein genau entgegengesetztes Verhaltensmuster. Hier verlor die Intestaterbschaft Anteile zugunsten des Übergabevertrages. Die Mehrheit mit 16 von 30 mochte nun schon zu Lebzeiten den Besitz an die nachfolgende Generation übertragen. Der Anteil der Testamentsbefürworter blieb hier mit jedem Zehnten ungefähr konstant.

Eine tendenzielle Angleichung der Verhaltensmuster zwischen Bauern und Angehörigen der unterbäuerlichen Schicht ist in der dritten Phase von 1849 bis 1874 zu erkennen. In beiden sozialen Gruppen gewann der Übergabevertrag an Popularität und wurde bei den Bauern in 25 von 40, bei den Angehörigen der unterbäuerlichen Schicht in 25 von 44 Fällen zum Besitztransfer gewählt. Die Intestaterbschaft verlor hingegen in beiden Schichten deutlich an Zuspruch. Bei den Bauern halbierte sich der Anteil derer, die nun ohne weitere Verfügung die gesetzliche Erbfolge eintreten lassen wollten, sogar auf fast nur noch ein Viertel. So entschieden sich 11 von 40 Bauern und 11 von 44 Angehörigen der unterbäuerlichen Schicht für die Intestaterbschaft. Der einzige Unterschied zwischen den beiden sozialen Gruppen war nunmehr die Bewertung des Testaments. Hatte in der zweiten Phase noch jeder fünfte Bauer ein Testament verfasst, so traf dies in der dritten Phase nur noch auf jeden Zehnten zu. Die unterbäuerliche Schicht verhielt sich exakt anders herum.

4. Lebensläufe zwischen Norm und Praxis

Nachdem zuerst die erbrechtlichen Rahmenbedingungen vor Augen geführt und im Anschluss daran die bäuerliche Erbpraxis quantitativ ausgewertet wurden, sollen vor diesem Hintergrund nun die einzelnen Menschen aus Borgeln zur Sprache kommen. Ihre Lebensläufe (Todesfälle inklusive) bewegten sich in einem Spannungsfeld aus Norm und Praxis. Zunächst zur Norm: Um das Konfliktpotential beim Besitztransfer zu minimieren, hat der Gesetzgeber einen rechtlichen Rahmen geschaffen, in dem zum Beispiel eine Hofübergabe ordnungsgemäß durchgeführt werden konnte. Dieser rechtliche Rahmen begegnete den Borgelnern in den drei Formen des Übergabevertrags, des Testaments und des Intestaterbgangs. Nun zur Praxis: Ein Menschenleben verlief bekanntlich auch im 19. Jahrhundert nicht immer in planbaren Bahnen. Ein Lebenslauf kann gekennzeichnet sein von verschiedenen Umwegen, Brüchen und in manchen Fällen sogar

von einem plötzlichen Ende. Dies betrifft aber nicht nur den einzelnen, isolierten Lebenslauf. Vielmehr wird dieser auch von anderen Lebensläufen beeinflusst, wie zum Beispiel von denen der Eltern, der Geschwister, des Ehepartners oder denen der eigenen Kinder. Überall hier wird gezeugt, geboren, geheiratet und gestorben. Und in all diesen Fällen muss eine rechtliche Norm in Form von Gesetzen in die soziale Praxis integriert bzw. mit ihr in Einklang gebracht werden. Wie sich die Borgelner in diesem Spannungsfeld verhalten haben, soll anhand von exemplarischen Fällen im Folgenden verdeutlicht werden. Die soziale Schichtung wird in diesem Kapitel beibehalten, in welchem zunächst auf die bäuerliche und danach auf die unterbäuerliche Schicht eingegangen wird.

Der von der Borgelner Landbevölkerung am häufigsten gewählte Modus des intergenerationalen Besitztransfers war während aller drei Gesetzesphasen der Übergabevertrag geblieben. So schloss auch das Bauernehepaar Anton und Wilhelmine Windhüvel am 1. März 1822 mit ihren Kindern einen Übergabevertrag und nannte für diesen Schritt drei Gründe: Erstens seien sie beide altersschwach und könnten „ihrer weitläufigen Wirtschaft nicht vortheilhaft mehr vorstehen“⁵⁰. Sie wünschten zweitens ihrem 26-jährigen Sohn Friedrich Windhüvel „ein festes Etabliment durch Übertragungen ihrer Colonie zu gründen“⁵¹ und drittens „zur Vermeidung künftiger Prozesse dasjenige zu bestimmen, was er nach ihrem gottgefälligen Absterben jedem seiner Geschwister abzugeben schuldig sein solle“⁵².

Zu den genannten drei Gründen lässt sich weiter ausführen: Zum Zeitpunkt des Übergabevertrages war der Bauer Anton Windhüvel 64 Jahre alt und wurde als altersschwach bezeichnet. Seine Frau Wilhelmine Windhüvel, als geborene Rüsse zum Fahnen ebenfalls aus einem bäuerlichem Hause stammend, galt zu diesem Zeitpunkt mit ihren erst 53 Lebensjahren sogar als besonders altersschwach. Beide hatten Ende Februar 1792 in Borgeln geheiratet, er war mit seinen 34 Jahren für die damaligen Verhältnisse ein schon etwas älterer Junggeselle und sie eine 23-jährige hochschwängere Bauerntochter. Nur zehn Wochen nach der Hochzeit kam ihr erstes Kind Anna Maria Elisabeth zur Welt, welche jedoch schon im Alter von neun Jahren starb. Insgesamt hatten beide sieben Kinder miteinander, von denen nur zwei Söhne und zwei Töchter die Großjährigkeit erreichen sollten. Zum Zeitpunkt der Übergabe 1822 war Sohn Friedrich noch ledig, während seine zwei Jahre jüngere Schwester Elisabeth schon vor einem Jahr auf den Hof ihres Cousins Wilhelm Rüsse zum Fahnen geheiratet

⁵⁰ Staatsarchiv Münster (StA Münster), Grundakten Soest, Nr. 8905, 15.

⁵¹ Ebd.

⁵² Ebd.

hatte. Die beiden anderen Geschwister Wilhelmine und Wilhelm waren zu diesem Zeitpunkt mit ihren 18 bzw. 13 Jahren noch minderjährig.

Das Windhüvelsche Colonat, mit rund 150 Morgen Acker-, Garten-, Wald- und Wiesenland und einem steuerbaren Reinertrag in Höhe von knapp 300 Talern zu den ertragreicheren gehörend, sollte also dem ältesten Sohn Friedrich zum Eigentum übertragen werden. Diese Verhaltensweise stimmt genau mit den Beobachtungen von Volker Lünemann überein: Je größer die Höfe in Borgeln, desto höher die Wahrscheinlichkeit, dass sie bevorzugt an den ältesten Sohn übertragen worden sind⁵³.

Als neuer Hofeigentümer musste Friedrich Windhüvel die Kosten der standesgemäßen Beerdigung seiner Mutter schon sehr früh begleichen, denn nur einen Monat nach Abschluss des Übergabevertrages starb die altersschwache Leibzüchterin an nicht näher genannten Ursachen – drei Tage vor der Geburt ihres ersten Enkelsohnes. Die Zusicherung einer standesgemäßen Beerdigung stellte neben einem umfangreichen Nießbrauchsrecht am Hof und der Leibzucht mit Pflege in gesunden und kranken Tagen die Gegenleistung der Hofübergabe dar, welche sich seine Eltern im Übergabevertrag hatten zusichern lassen. Darüber hinaus wurde festgelegt, dass er nur mit Einwilligung der Eltern heiraten konnte.

Drei Jahre später war es dann soweit. Am 10. November 1825 ehelichte der 30-jährige Jungbauer Friedrich Windhüvel die sechs Jahre jüngere Bauerntochter Charlotte zu Westen aus Dinker⁵⁴. Kurz darauf wurde diese schwanger und brachte am 29. September 1826 Zwillinge zur Welt, einen Jungen und ein Mädchen, welche jedoch bereits nach einer Woche bzw. zwei Wochen verstarben. Von insgesamt sechs gemeinsamen Kindern erreichte nur der Sohn Franz Windhüvel die Großjährigkeit.

Jedem seiner Geschwister musste Friedrich Windhüvel Abfindungen in Höhe von 1.000 Talern zahlen. Seine Eltern hatten zur Vermeidung von Streit im Übergabevertrag detailliert angegeben, auf welche Weise jeder der weichenden Erben abgefunden werden sollte. In einem Rhythmus von drei Jahren nach dem Tod des letztlebenden Elternteils musste Friedrich

⁵³ Volker Lünemann hat für Borgeln herausgefunden, dass dort die Wahrscheinlichkeit der Ältestenerbfolge mit jedem Reichstaler steuerbarem Reinertrag um 0,5 Prozent steigt. Vgl. Lünemann (wie Anm. 30), S. 152.

⁵⁴ Georg Fertig hat mit Hilfe der Event History Analysis nachgewiesen, dass sich die Heiratschancen für Männer in Borgeln beim Tod der Mutter um bis zu 70 Prozent, bei Hofübernahme sogar um bis zu 140 Prozent erhöhen konnten. Beides ist im Fall des Friedrich Windhüvel gegeben. Vgl. Georg Fertig: „Wenn zwey Menschen eine Stelle sehen“. Heirat, Besitztransfer und Lebenslauf im ländlichen Westfalen des 19. Jahrhunderts. In: Christophe Duhamelle und Jürgen Schlumbohm (Hrsg.): Eheschließungen im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts. Muster und Strategien (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 197). Göttingen 2003, S. 93-124, hier S. 116.

Windhüvel an seine Geschwister Elisabeth, Wilhelmine und Wilhelm jeweils zwischen drei und fünf Morgen große Grundstücke, Naturalien wie Pferde, Kühe und Betten sowie den Restbetrag in Bargeld auszahlen. Die Eltern legten Wert darauf, dass es die Pflicht eines jeden Kindes sei, den Übergabevertrag in dieser Form nicht anzufechten und die Höhe der Abfindungen zu akzeptieren. Die Sanktionierung hatten sie direkt mit eingebaut: „Möchte aber eines ihrer Kinder so pflichtvergessen sein, so würde es auf den Pflichtteil gesetzt.“⁵⁵

Auch ein Beispiel für eine Intestaterbschaft lässt sich in dieser Familie finden. So starb der Cousin und Ehemann der schon erwähnten weichen Erbinnen Elisabeth Rüsse zum Fahren im Jahre 1837 – und damit während der Zeit des Erbfolgegesetzes von 1836 – im Alter von 41 Jahren. Wilhelm Rüsse zum Fahren hatte kein Testament hinterlassen und mit seiner Ehefrau Elisabeth den Hof auch noch nicht an die nächste Generation übergeben. Warum hätten sie dies auch schon machen sollen? Als ihr Vater starb, waren Sohn Friedrich erst 14, Tochter Wilhelmine zwölf, Sohn Wilhelm zehn, Tochter Catharina sieben und Tochter Angeline sogar erst zwei Jahre alt. Nach dem Intestaterbfall führte die Mutter die Gütergemeinschaft mit ihren Kindern im Eigentumsverhältnis von einem Drittel zu zwei Dritteln vorläufig fort und verzichtete auf eine Wiederheirat. Die Kinder wuchsen in der Zwischenzeit heran und Tochter Catharina war die erste der fünf Geschwister, die vor den Traualtar trat. Im Jahre 1854 heiratete sie den Bauernsohn und Polizeidiener Gottfried Thiele aus Weslarn und brachte schon vier Wochen später ihren ersten und einzigen Sohn zur Welt.

Zwei Jahre danach schließlich – das Erbfolgegesetz war längst nicht mehr in Kraft – fuhr die inzwischen 58-jährige Witwe Rüsse zum Fahren am 10. Juni 1856 in Begleitung ihrer fünf Kinder und ihres bis dahin einzigen Schwiegersohnes nach Soest und bat vor Gericht um die Aufnahme eines Übergabevertrages. Nachdem die Mutter und ihre Kinder das Eigentum über 19 Jahre hinweg gütergemeinschaftlich besessen hatten, sollte der Hof nun an den 32-jährigen, ältesten und ledigen Sohn Friedrich Rüsse zum Fahren übertragen werden⁵⁶. Dieser musste im Gegenzug seine Geschwister mit 1.400 Reichstalern pro Person abfinden und seiner

⁵⁵ StA Münster, Grundakten Soest, Nr. 8905, 15.

⁵⁶ Die Witwe Rüsse zum Fahren zeigt hiermit ein typisches Verhalten, wenn sie gemeinsam mit den Kindern den Hof lange Jahre bewirtschaftete und erst spät das volle Eigentumsrecht an den Sohn übertrug. Auf diese Weise konnte sie ihren gesicherten Status für eine möglichst lange Zeit bewahren. Vgl. Christine und Georg Fertig: Bäuerliche Erbpraxis als Familienstrategie: Hofweitergabe im Westfalen des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Stefan Brakensiek (wie Anm. 30), S. 163-187, hier S. 174.

Mutter eine gut ausgestattete Leibzucht gewähren⁵⁷. Außerdem musste der Anerbe seinen drei noch unverheirateten Geschwistern „Wilhelmine, Wilhelm und Angeline zur Zeit deren Heirat eine Kuh nächst der besten, einen Tisch, sechs Stühle, eine Bettstelle, einen Koffer, einen Kleiderschrank und ein Spinnrad nebst Gespuhl liefern“⁵⁸. Von dieser Bestimmung wurde schon vier Wochen nach dem Übergabevertrag erstmals Gebrauch gemacht, denn da sollte der Bruder Wilhelm eine Bauerntochter aus Borgeln heiraten. Die Schwester Angeline tat es ihm 1860 hochschwanger gleich, nur Wilhelmine sollte indes zeitlebens unverheiratet auf dem nun brüderlichen Hof bleiben. Der Anerbe Friedrich Rüsse zum Fahnen hingegen fand seine Braut. Im Alter von 37 Jahren heiratete er 1861 die 20-jährige Bauerntochter Angeline vom Tommeshof in Borgeln.

Warum wurde der Übergabevertrag gerade im Juni 1856 aufgesetzt, nachdem man 19 Jahre lang einträglich in einer Gütergemeinschaft gelebt hatte? Eine wahrscheinliche Erklärung liegt in der damaligen Lebenssituation der Familienmitglieder begründet. Während die Tochter Catharina schon vom Hofe abgegangen und eine verheiratete Mutter war, stand die Hochzeit des zweitältesten Sohnes Wilhelm Rüsse zum Fahnen unmittelbar vor der Tür. Es liegt auf der Hand, dass vor der Hochzeit die Besitzverhältnisse auf dem Hof geklärt werden sollten. In Bezug auf die Töchter Wilhelmine und Angeline ist es unwahrscheinlich, dass sie zu diesem Zeitpunkt Heiratsabsichten gehegt und damit ihrerseits auf eine Regelung der Hofnachfolge bestanden hatten. Die Hofübergabe an den ältesten Sohn Friedrich hingegen stimmt mit der sozialen Norm in Borgeln überein. Hier orientierte sich die Berufsgruppe der Bauern in drei von vier Fällen am Ältestenerbrecht⁵⁹.

Der Besitztransfer per Testament geschah sowohl bei den Bauern als auch bei den Angehörigen der unterbäuerlichen Schicht in den allermeisten Fällen nach demselben Muster. Qualitativ wurden die Testamente völlig unabhängig von der jeweiligen Gesetzeslage in Phase eins, zwei oder drei nämlich zwischen Eheleuten verfasst, welche sich wechselseitig zu Universalerben einsetzten.

Im Folgenden soll die unterbäuerliche Schicht im Mittelpunkt stehen. Bei den Knechten, Heuerlingen und Tagelöhnern wurde zwischen 1815 und 1836 die Hälfte der Besitztransfers durch einen Intestaterbfall ausgelöst. Ein Beispiel hierfür ist der Knecht und Tagelöhner Heinrich Remmert, der mit seiner Ehefrau Clara auf einem Kotten in der Nehlerheide bei Borgeln, Schnütebühl genannt, wohnte. Seine Eltern hatten diesen

⁵⁷ Vgl. StA Münster, Grundakten Soest, Nr. 9173, 131.

⁵⁸ Ebd.

⁵⁹ Vgl. Lünemann (wie Anm. 30), S. 150.

vor 1778 übernommen und die Familie Heinrich Remmert wurde in der Gegend daher auch Schnütebühl genannt. Als Heinrich Remmert Ende Januar 1819 im Alter von fast 47 Jahren starb, waren die Kinder Clara Catharina 23, Christoph 19 und Anton zwölf Jahre alt. Die drittgeborene Tochter Margret war schon im Jahr 1810 mit nur acht Jahren verstorben. Das Ehepaar Remmert hatte noch keine Nachfolgeregelung getroffen, und so setzte die Witwe Clara Remmert die Gütergemeinschaft mit ihren genannten Kindern fort und verzichtete auf eine Wiederheirat⁶⁰.

Im November 1822 heiratete der 23-jährige Sohn Christoph Remmert die drei Jahre jüngere Anna Maria Hägger, Tochter eines Packknechts und Tagelöhners aus Borgeln. Zu diesem Zeitpunkt war sie schon im zweiten Monat schwanger. Doch noch vor der Geburt fuhren die Witwe Clara Remmert und ihr frisch verheirateter Sohn Christoph am 28. April 1823 mit Tochter Clara Catharina und dem Onkel Stephan Remmert als Vormund für den jüngsten Sohn Anton Remmert zum königlich-preußischen Land- und Stadtgericht nach Soest, um einen Übergabevertrag zu schließen. Zur Begründung führte Witwe Clara Remmert aus, dass sie „so altersschwach sei, daß sie ihrer Wirtschaft nicht weiter vorstehen, und die Steuern und Lasten, auch Schulden, nicht weiter zu befriedigen wisse“⁶¹. Der älteste Sohn Christoph Remmert, 23-jähriger Ackerknecht und werdender Familienvater, bekam das gesamte Vermögen mit Wohnhaus übertragen und sicherte seiner Mutter eine lebenslange Leibzucht zu. Der Wert des übertragenen Vermögens betrug nach Abzug der Schulden nur 31 Taler und fiel damit äußerst gering aus. Seine ledige Schwester Clara Catharina musste Christoph in zwei Jahren mit zehn Talern abfinden und ihr nach dem Tode der Mutter deren Kleidung aushändigen. Der jüngere Bruder Anton sollte zum Zeitpunkt seiner Großjährigkeit ebenfalls zehn Taler Abfindung erhalten sowie „nach der Mutter Tode einen Kasten und einen Wandrock von der mütterlichen Kleidung“⁶². Die Zahlung des Bargeldes wurde 1826 von beiden Geschwistern bestätigt⁶³. Sollte eines der Geschwister noch unverheiratet krank werden, so war ihr Bruder Christoph verpflichtet, es bei sich aufzunehmen und für es zu sorgen.

Der Witwe Clara Remmert blieben nur knapp drei Jahre im Leibzüchterinnendasein gegönnt, bevor sie im März des Jahres 1826 verstarb. Mit ihrem ersten Enkelkind Wilhelm Anton hat sie während dieser Zeit noch unter einem Dach leben können. Familienvater Christoph Remmert hatte in der Zwischenzeit damit begonnen, sich als Holzschuhmacher zu be-

⁶⁰ Vgl. StA Münster, Grundakten Soest, Nr.8898, 3.

⁶¹ Ebd., 19.

⁶² Ebd.

⁶³ Ebd., 22.

tätigen. Mit seiner Frau Anna Maria zeugte er zwischen 1822 und 1844 insgesamt acht Kinder, von denen allerdings nur zwei die Großjährigkeit erlangen sollten. Zwischen 1834 und 1835 verloren sie binnen 18 Monaten drei Kinder, nämlich – in dieser Reihenfolge – die vierjährige Anna Maria, den fast zwölfjährigen Stammhalter Wilhelm Anton und die zweijährige Maria Catharina.

In den Jahren 1836 und 1839 erblickten der Sohn Christoph junior und die Tochter Elisabeth das Licht der Welt. Beide heirateten im Sommer 1858 im Abstand von nur vier Wochen. Während die 19-jährige Elisabeth Remmert den doppelt so alten Kötter und Schankwirt Wilhelm Juncker zum Partner wählte und mit ihm ins etwa 18 Kilometer südöstlich gelegene Meiningsen zog, heiratete Christoph junior die fünf Jahre ältere und schwangere Schmiedtochter Maria Sträter aus Borgeln. Schon vier Monate später kam Tochter Maria Remmert zur Welt. Nachdem im Juni 1861 noch die zweite Tochter Elisabeth geboren war, lebten also folgende drei Generationen auf Schnütebühls Kotten auf der Nehlerheide: die alte Generation Holzschuhmacher Christoph senior mit Anna Maria Remmert, die mittlere Generation Christoph junior – der seinem Vater ins Holzschuhmacherfach folgte – mit Maria Remmert, sowie als jüngste Generation deren beiden Töchter Maria und Elisabeth.

Da die alte Generation schon über 60 Jahre alt war und eine junge Familie mit ihnen auf ihrem Kotten lebte, wäre nun eigentlich die Zeit gekommen, um zwischen den Generationen eine Nachfolgeregelung vorzubereiten. Doch eine Reihe unvorhersehbarer Ereignisse trug sich innerhalb kurzer Zeit zu: Christoph Remmert junior – mit 22 Jahren geheiratet und Vater geworden – starb am 17. März 1862 im jungen Alter von 25 Jahren. Nur zehn Wochen später folgte ihm seine dreieinhalbjährige Tochter Maria. Schon am 2. Dezember 1862 schritt die Witwe Maria Remmert mit dem 36-jährigen Albert Rademacher, dem letzten Nachtwächter von Borgeln, zur zweiten Ehe. Dem frischgebackenen Ehepaar Rademacher übertrugen Christoph senior und Anna Maria Remmert am 20. Dezember 1862 schließlich ihr gesamtes Vermögen inklusive Wohnhaus und zweier Ackerparzellen zum Gesamtwert von 800 Talern. Sie ließen sich dafür eine Leibzucht und das Nießbrauchsrecht an einer 0,88 Morgen großen Ackerfläche zusichern. Außerdem sollte ihre nach Meiningsen verheiratete Tochter Elisabeth Juncker zu Martini des Folgejahres 300 Taler erhalten. Zuletzt wurden sie verpflichtet, ihrem einzigen Enkelkind Elisabeth Remmert – dem Halbwaisenkind der Übernehmerin – „zur Zeit der Großjährigkeit oder Heirat 1 Koffer im Wert von 10 Thlr., 1 Bettstelle [ad] 4 Thlr., 3 Stühle ad 3 Thlr. 15 Sgr., 1 Tisch [ad] 3 Thlr., 1 Rind im Wert von

12 Thlr. zu geben und außerdem 30 Thlr. zu zahlen“⁶⁴. Doch auch hierzu sollte es niemals kommen, denn schon am 3. April 1863 starb auch Elisabeth Remmert im Alter von nicht einmal zwei Jahren. Dreizehn Tage zuvor hatte man in ihrem Namen noch die Vermögensteilung durchgeführt⁶⁵.

Dieses Beispiel zeigt eindrucksvoll, wie sich Lebensläufe gegenseitig beeinflussen können und dabei nach der Integration der rechtlichen Normen in die Lebensläufe gestrebt wird. Zu dem Zeitpunkt, als die Voraussetzungen für eine erwartbare Nachfolgeregelung zwischen den Generationen gegeben waren (verheirateter Sohn lebt mit Ehefrau und zwei Töchtern auf dem Hof), geschah zunächst nichts. Der Tod des Sohnes und der einen Enkeltochter drängte die Beteiligten zum Handeln. Auf Schnütebühls Kotten lebten nunmehr ein über 60-jähriges Ehepaar neben einer 30-jährigen Witwe und ihrer einjährigen Tochter. Die konkrete Lebenssituation verlangte also nach Lösungen. Die eine Tochter war nach Meiningsen weggeheiratet und damit praktisch versorgt. Für die Übernahme des Kottens blieb nur noch die verwitwete Schwiegertochter und Mutter ihrer Enkeltochter. Nach vorausgegangener schneller Wiederheirat wurde ihr und ihrem neuen Gatten der Kotten übertragen. Mit fast absoluter Sicherheit bedingten sich Wiederheirat und Übergabevertrag in diesem Fall gegenseitig. Man schnürte für die konkrete Lebenssituation ein Gesamtpaket, von dem alle Beteiligten nur profitieren konnten. Die ältere Generation war mit einer Leibzucht versorgt. Die Bewirtschaftung des Kottens konnte durch die Wiederheirat mit einem neuen Mann als gesichert gelten. Darüber hinaus waren den blutsverwandten Nachkommen, der schon verheirateten Tochter und der kurz darauf ebenfalls verstorbenen Enkeltochter, im Übergabevertrag vergleichsweise hohe Abfindungen zugesprochen worden.

Insgesamt mussten Christoph senior und Anna Maria Remmert miterleben, wie sieben ihrer acht Kinder sowie ihre beiden Enkelkinder begraben wurden. Der einzige noch lebende Blutsnachfahre beim Tode von Anna Maria Remmert 1870 und Christoph Remmert senior 1877 war die Tochter Elisabeth in Meiningsen. Ihre Schwiegertochter Maria Rademacher schenkte derweil auf Schnütebühls Kotten noch drei Kindern das Leben.

5. Schlussbetrachtung

Das bäuerliche Erbrecht in Borgeln war im Untersuchungszeitraum gesetzlichen Veränderungen unterworfen. Überwiegend galt das alte statutarische Soester Recht, unterbrochen von einer Phase von 1837 bis 1848, in

⁶⁴ Ebd., 42.

⁶⁵ Ebd., 50.

der ein besonderes bürgerliches Erbschaftsgesetz den Intestaterbfall regelte.

Die ländliche Bevölkerung gab davon unabhängig ihren Besitz in den meisten Fällen mit Hilfe eines Übergabevertrages an die jüngere Generation weiter. Zur Zeit des Erbschaftsgesetzes von 1836 trat auffallend häufig der Intestaterbfall ein. Der Besitztransfer per Testament spielt konstant nur eine untergeordnete Rolle. Hinsichtlich der Gestaltungsform des Besitztransfers werden zu Beginn schichtabhängig noch krasse Unterschiede deutlich. Erst in der letzten Phase lässt sich eine tendenzielle Angleichung der Verhaltensmuster von Bauern und Angehörigen der unterbäuerlichen Schicht erkennen. Es kann daher davon ausgegangen werden, dass sich damit auch die vormals schichtabhängigen sozialen Normen des Besitztransfers einander langsam angleichen.

Die Entscheidung für die Gestaltung des Besitztransfers hängt sowohl mit der rechtlichen als auch mit der sozialen Norm zusammen⁶⁶. Zuerst ist sie im Kontext der konkreten Lebenssituation der Familie zu sehen. Viele unvorhersehbare Ereignisse im Lebenslauf haben einen Einfluss auf den Zeitpunkt und die Form des Besitztransfers. Dieser Befund stärkt die These vom gestaltenden Bauern, dem eine individuelle Handlungskompetenz zugeschrieben wird. Die Gesetze gaben einen erbrechtlichen Rahmen vor, und die Betroffenen gestalteten diesen Raum individuell abgestimmt auf ihre Familiensituation. Die Erbform ist somit die Konsequenz aus der Familiensituation.

Hierbei sollte auch folgender Aspekt bedacht werden: „Erbnormen waren nicht flächendeckend aus Gründen der Tradition gültig, sondern sie stabilisierten sich als soziale Norm bei denjenigen Akteuren, für die sie strategischen Wert hatten.“⁶⁷

So verspricht für weitergehende Untersuchungen die Frage nach Vorhandensein und Rolle potentieller Einflussfaktoren auf die soziale Norm – man denke an das Wirken der landwirtschaftlichen Lokalvereine oder örtlicher Honoratioren – aufschlussreich zu sein.

⁶⁶ Der Heimatforscher Friedrich Weber konstatiert hierzu: „Das Normensetzende soziale Leitbild war die in den größeren Rahmen der Dorf- und Kirchengemeinde eingebundene Familie.“ Friedrich Weber: „Äs dai oine unnerchenk, was dai annere all wuier do“. Menschen und Familien auf einem mittleren Hof in der Soester Niederbörde. Welter 1994, S. 240.

⁶⁷ Fertig (wie Anm. 56), S. 187.

LENA BARTYLLA

HEIMATSCHUTZARCHITEKTUR IN SOEST¹

1. Kulturgeschichtliche Hintergründe

An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war die Industrialisierung in Europa so weit fortgeschritten, dass die Menschen an ihren unmittelbaren Folgen zu leiden hatten. Das Deutschland dieser Zeit musste die Zerstörung der Landschaft und Krankheiten, ausgelöst durch schlechte hygienische Verhältnisse, erdulden. Die Landbevölkerung verließ ihre Heimat, um in den industriellen Ballungszentren Beschäftigung zu finden. Der große Arbeiteransturm verursachte in kurzer Zeit katastrophale Wohnverhältnisse, denn das Kontingent an Wohnungen war bei Weitem zu klein, um diese neu zugezogenen Menschen zu beherbergen. Viele Menschen empfanden die Neuerungen und Geschehnisse der Modernisierung als Bedrohung der deutschen kulturellen Identität, als einen „Kulturfall“, ein Sinken des Lebens ins Profane, Säkuläre und Ordinäre². Um diesen Missständen entgegenzuwirken, formierten sich Anfang des 20. Jahrhunderts einige bürgerliche Bewegungen mit lebens- und gesellschaftsreformerischen Ideen, wie z. B. die Natur- und Tierschutzbewegung, die Gartenstadt- und Naturheilkundebewegung, die Wandervogelbewegung, das Jugendherbergswerk und auch verstärkt die Denkmalpflege, die sich den Schutz von Mensch, Kultur und Natur zum Ziel setzten³.

In diesem Zug entstand auch die Heimatschutzbewegung, die für die Rettung des traditionellen regionalen Brauchtums, der Landschaftsbilder und

1 Dieser Artikel stellt eine Zusammenfassung der Ergebnisse meiner Magisterarbeit dar, die im Jahr 2007 mit dem Titel „Heimatschutzarchitektur in Soest“ im Studienfach Kunstgeschichte an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster verfasst wurde. Für detailliertere Ausführungen, weitere Abbildungen, Baupläne und bibliographische Angaben verweise ich auf meine Magisterarbeit, die im Original in der Bibliothek des Stadtarchivs Soest einzusehen ist.

2 Andreas Knaut: Ernst Rudorff und die Anfänge der Deutschen Heimatbewegung. In: Edeltraud Klueting (Hrsg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Darmstadt 1991, S. 20.

3 Näheres zu den deutschen Reformbewegungen siehe: Diethart Kerbs/Jürgen Reulecke: Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880-1933. Wuppertal 1998.

der Kunst und Kultur eintrat. Sie entwickelte mit ihren romantisch idealistischen Wurzeln im späten 19. Jahrhundert den Begriff der Heimat als zentralen Terminus, den es vor dem Verlust der „heilen Welt“ zu schützen galt. „Heimat“ war damit gleichsam ein Synonym für den ‚ganzheitlichen‘ Sinnzusammenhang, der im wertkonservativen Weltbild als unerlässlich für die Aufrechterhaltung geistiger und sozialer Ordnung galt, in der sich entwickelnden liberalen und pluralistischen Konfliktgesellschaft aber verloren zu gehen drohte.“⁴ Die Idee der Heimatschutzbewegung wandte sich gegen alle internationalen Tendenzen vom Historismus bis zur Moderne, gegen das ungeordnete Stildurcheinander des Eklektizismus und fand ihre kulturgeschichtlichen Vorläufer in John Ruskin⁵ und William Morris⁶. Der deutsche Bund Heimatschutz wurde schließlich am 30. März 1904 auf dem Dresdner Tag für Denkmalpflege gegründet. Heimatschutztendenzen waren in fast allen europäischen Ländern erkennbar.

Durch das Anknüpfen an alte Traditionen wollte man die Menschen an ihre Heimat mit allen ihren als positiv erachteten Aspekten binden; zu diesem Zweck schuf man die Heimatschutzarchitektur, um die Menschen so wieder zurück zu einer gesunden Lebensform zu führen. Der Heimatschutz wirkte im Bereich des Wohnungsbaus Hand in Hand mit anderen Bewegungen seiner Zeit, so zum Beispiel der Gartenstadtbewegung. Man richtete sich nach den Maximen Bescheidenheit, Schlichtheit und Zweckmäßigkeit und versuchte, diese mit dem Hausbau um 1800, angelehnt an regionale Hausformen, zu verknüpfen. Paul Mebes legte dies in seinem Buch „Um 1800“ als vorbildlich dar.⁷ Wohnungsbauten der Heimatschutzarchitektur weisen bis zu zwei Geschosse auf, haben geschlammte oder weiß verputzte Lochfassaden, sind breiter als hoch und haben eine möglichst ruhige Dachführung mit einem Sattel- oder Walmdach. Das regionalspezifische Element der Bauten ist an der Fensterform, der Dachform und der Materialwahl abzulesen. So findet man im Sauer-, Sieger- und Bergischen Land überwiegend die typische Fachwerkbauweise

⁴ Marco Kieser: Heimatschutzarchitektur im Wiederaufbau des Rheinlandes (Beiträge zur Heimatpflege im Rheinland. 4). Köln 1998, S. 24.

⁵ John Ruskin: geboren 08.02.1819 in London, gestorben 20.01.1900 in Brantwood/Lancashire; Schriftsteller, Kunsthistoriker, Maler, Sozialphilosoph; sah in zunehmender Industrialisierung Niedergang menschlicher Tugenden und künstlerischer Schaffenskraft; Vorstellung seiner Sozialreformidee: Mensch im Mittelpunkt der Wirtschaftsethik, handwerkliche Arbeit als schöpferischer Wert; befürwortete Gartenstädte in traditionell geprägten handwerklichen Formen.

⁶ William Morris: geboren 24.03.1834 in Walthamstow bei London, gestorben 03.10.1896; Schriftsteller, Reformier; einer der Gründer des britischen Arts and Crafts-Movements; lehnte industrielle Architektur ab; propagierte Rückkehr zur Kunst des individuellen Handwerks.

⁷ Paul Mebes: Um 1800. Architektur und Handwerk im letzten Jahrhundert ihrer traditionellen Entwicklung. 3. Aufl. München 1920.

mit einer Schieferverkleidung, Grauwacke und weiß gestrichenen Fugen. Im Münsterland dagegen trifft man auf unverkleideten Fachwerkbau und Ziegelstein mit Sandsteineinfassungen. Im Hellwegraum um Soest und Lippstadt verwendete man den ortstypischen Grünsandstein, im Weserraum hingegen Fachwerk mit einem Sandsteinsockel und Sollingschiefer als Dachdeckung. Man baute mit den verfügbaren heimischen Baumaterialien. Die Heimatschutzarchitektur steht für das Selbstverständnis eines Volkes zum Zeitpunkt der beginnenden Moderne, das sich verstärkt altergebrachten Werten zuwandte, um die Gegenwart aktiv umzugestalten. Diese Werte wurden jedoch nicht nur in romantischer Vergangenheitsverklärung glorifiziert, sondern im Bewusstsein aktueller Bedürfnisse an die moderne Zeit angepasst.

2. Heimatschutzarchitektur in Soest bis 1945

Die Architektur der Stadt Soest ist in erster Linie geprägt durch die Verwendung des heimischen Grünsandsteins zum Bau der Kirchen und einiger profaner Gebäude. Die mittelalterlichen Kirchen bestimmen maßgeblich die Stadtsilhouette, bereichert durch eine Vielzahl unterschiedlicher Fachwerkhäuser, andere erhaltene Bürgerhäuser, eine vielfältige Folge von engen Gässchen, Straßen und Plätzen und den Grünsandsteinmauern mit dem typischen Soester Sattel und dahinter liegenden Gärten. Der nahezu unverändert erhaltene mittelalterliche Stadtgrundriss schafft mit seinem unregelmäßigen Straßenverlauf, bedingt durch den Grenzverlauf früherer Hofgemeinschaften, eine Vielzahl von Winkeln und Durchblicken. Die städtebauliche Schönheit Soests beruht so auf einer Unmenge von unscheinbaren Einzelmotiven⁸. Ebenso tragen dazu die natürlichen Grünanlagen, die blühenden Gärten, mächtige Bäume und die Alleen der Wallanlage und der Gräfte bei, die mit der charakteristischen Architektur zu einem einheitlichen Stadtbild zusammenwachsen⁹. Der natürlich gewachsene Stadtgrundriss, die charakteristische Stadtsilhouette mit ihren Sichtbeziehungen und das Erscheinungsbild vieler historischer Bauten waren im Sinne des Heimatschutzes als eine echte, natürlich entstandene Heimat unberührt geblieben von den negativen Auswirkungen der Industrialisierung. Somit bot sich Soest regelrecht als Ort heimatschützender Aktivität und Bautätigkeit an.

⁸ Paul Schlipf: Stadtbaukunst und Denkmalpflege. In: Soester Heimatkalender 1933, S. 30-37, hier S. 31.

⁹ Ebd., S. 34.

Die Geschichte der Heimatschutzarchitektur in Soest beginnt mit dem Wettbewerb zur Stadtplanung im Jahre 1915, der nach heimatlichen Gesichtspunkten ausgeführt werden sollte¹⁰. Den preisgekrönten Entwurf schuf das Berliner Architektenteam Paul Schmitthenner und Gustav Langen. Das bestimmende Motiv ihrer Planung war die Erhaltung der mittelalterlichen Stadtansicht, ganz im Sinne der Heimatschutzphilosophie. Ihr Entwurf wurde nur in kleinsten Teilen ausgeführt. Weiterhin entstanden in der Stadt am Anfang des 20. Jahrhunderts durch die Leiter des Stadterweiterungs- und Baupflegeamtes, Gustav Wolf und Paul Schlipf, selbst aktive Heimatschützer, viele qualitätvolle Bauten im Stil der Heimatschutzarchitektur. Man verwirklichte eine Vielzahl der Bauaufgaben, deren Realisierung die Heimatschutzarchitektur als wichtig erachtete. So findet man Beispiele dieses Stils in Soest im Wohnungs-, Schul-, Kindergarten- und Jugendherbergsbau, in der Schaffung eines neuen Freibadwärterhauses, im Militär- und Funktionsbau.

Das architektonisch prägende Element aller Heimatschutzarchitekturbauten der Stadt ist die Verwendung des Grünsandsteins, der als heimisches Material eine starke Bindung an die Soester Börde versinnbildlichte. Er wurde für die Fenster- und Türrahmungen, die Gebäudesockel und die Akzentuierung einzelner Bauteile, wie z. B. den Arkadengängen einiger Gebäude, verwandt. Seine hellgrüne Farbe belebte die farbig verputzten Fassaden der Gebäude kontrastreich. Die ausschließliche Verwendung von Sprossenfenstern, variierend mit oder ohne Blendläden, zur symmetrischen Gliederung der Lochfassaden, wie von Heimatschützern gefordert, ist in Soest ebenfalls zu beobachten. Alle Bauten wurden mit den heimischen Dachformen des Satteldachs oder des Walmdachs mit Gaubenaufbauten bedeckt, wobei die Verwendung des Walmdachs wesentlich häufiger zu verzeichnen ist. Sie wurden in freistehender, aufgelockerter Bauweise in die Umgebung eingefügt, so dass Gärten in verschiedenen Größen zur Verfügung standen.

2.1 Wohnhaus Schwemeckerweg 34

Das Wohnhaus Schwemeckerweg 34, heute ein eingetragenes Baudenkmal, wurde 1929 im Auftrag des Stadterweiterungs- und Baupflegeamtes nach Plänen von Paul Schlipf für den Lehrer Franz Knaup erbaut (Abb. 1). Er erhielt es als Entschädigung dafür, dass er sein altes Grundstück

¹⁰ Vgl. dazu Friedrich-Wilhelm Landwehr: Der Wettbewerb für die Stadterweiterung von Soest 1915. In: Gerhard Köhn (Hrsg.): Soest, Stadt – Territorium – Reich. Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest (Soester Beiträge 41). Soest 1981, S. 685-730.



Abb. 1: Wohnhaus Schwemeckerweg 34, Zustand 2007. Foto: Verf.

auf der gegenüberliegenden Straßenseite an die Stadt Soest wegen des Baus der Gehörlosenschule übereignen musste. Das neue Wohnhaus wurde als freistehendes, zweigeschossiges Haus mit Keller und ausgebautem Dachgeschoss auf einem Grünsandsteinsockel mit einem ziegelgedeckten Walmdach errichtet. An der Straßenseite im Süden wird es von einem Erkeranbau im Erdgeschoss und an der Treppenseite im Osten von einem Treppenturm geschmückt. Im Norden schließt sich ein großer längsrechteckiger Garten an.

Das Wohnhaus Knaup zeigt geradezu mustergültig die architektonisch-ästhetischen Tendenzen der Heimatschutzarchitektur der 1920er-Jahre auf. Man verwendete auch hier die heimatlichen Elemente Grünsandstein, verschiefernte Dachflächen, Sprossenfenster mit Blendläden und das Walmdach. Das Gebäude ist in den sehr klaren und einfachen Formen ausgeführt, die Paul Schmittenner mit seiner „Stuttgarter Schule“¹¹ zwischen den Weltkriegen prägte. Die Gestalt eines Bauwerks sollte aus der Konstruktion einer material- und werkgerechten Bauweise entstehen, ausge-

¹¹ Stilrichtung, die von der Architekturabteilung der Technischen Hochschule Stuttgart zwischen den Weltkriegen gelehrt und vertreten wurde; bekannteste Mitglieder Paul Schmittenner und Paul Bonatz.

führt in seiner einfachsten Form, angelehnt an handwerkliche Traditionen und mit natürlichen Materialien, jedoch ohne jegliche Schmuckelemente.

2.2 Wohnhaus Immermannwall 18

Das Wohnhaus am Immermannwall 18 wurde 1926 für die Familie Bräutigam errichtet und liegt heute im denkmalgeschützten Bereich des freien Felds vor dem Soester Wall (Abb. 2). Bedingt durch die Nähe zu Wall und Gräfte fiel der zugehörige Garten für ein Haus im Stil der Heimatschutzarchitektur relativ klein aus. Vergleichbar mit dem Wohnhaus der Familie Knaup wurde es nach einem von Schlipf modifizierten Plan als freistehendes zweigeschossiges Wohnhaus mit Keller und ausgebautem



Abb. 2: Wohnhaus Immermannwall 18, Zustand 2007. Foto: Verf.

Dachgeschoss errichtet. Das Haus ruht auf einem Grünsandsteinsockel, in den hier ebenfalls Fenster zur Belichtung des Kellers eingelassen sind; das auf einem Kranzgesims aufliegende Walmdach ist mit roten Hohlziegeln gedeckt. Die Straßenfassade des Hauses ist nahezu identisch mit der am Schwemeckerweg. Der zweiachsige Fassadenaufbau in zwei Stockwerken wird im Erdgeschoss auch von einem Fenster mit Blendläden auf der

rechten Seite, hier allerdings nur zweiflügelig und nur im Oberlicht mit Sprossenteilung und einem polygonalen Erkervorbau auf der linken Seite konstituiert.

Das Erkerdach ist pfannengedeckt. In den zwei Fensterachsen des Obergeschosses befinden sich zu dem des Erdgeschosses identische Fenster. Das Dach trägt eine abgewalmte schieferverkleidete Spitzgaube mit zwei rechteckigen Sprossenfenstern. Die Ansicht der rechten Seite mit dem Haupteingang unterscheidet sich durch das Fehlen des Treppenhausturmes erheblich von der des Hauses Knaup. Der Eingang ist in einem eigenen kleinen ziegelgedeckten Vorbau im Erdgeschoss angesiedelt und durch eine Treppe erschlossen. Dieser Vorbau ist von der Kante der Straßenfassade leicht zurückgesetzt und wird durch vier kleine rechteckige Sprossenfenster belichtet, die jeweils eine Lade besitzen, die im Wechsel rechts und links angebracht sind. An der Gartenseite des Hauses befindet sich links ein rechteckiger, erkerartiger Anbau, dessen Dach den Balkon des Obergeschosses bildete, der im Jahr 2007 jedoch eine Aufstockung erhielt. An der rechten Seite der Gartenfassade ist im Erdgeschoss ein Wintergarten angebracht, der sowohl von innen als auch von außen über eine Treppe zu erreichen ist. Die Gaube in der Dachfläche der linken Seitenfassade ist eine spätere Zutat.

Zusammen mit dem Haus der Familie Knaup im Schwemeckerweg 34 kann das Wohnhaus Bräutigam, heute Wohnhaus Pauli, als exemplarisches Beispiel für das Bauen der 1920er-Jahre angeführt werden. Die Heimatschützer bauten unberührt von allen neu aufkommenden Gegenströmungen der Moderne auf die gleiche Weise weiter, wie sie es schon vor dem Ersten Weltkrieg getan hatten. Auch dieses Haus lässt sich mit dem klaren einfachen Stil Schmitthenners der 1920er- und 1930er-Jahre vergleichen. Es ist geradezu eine Standardisierung der architektonischen Formensprache der Heimatschutzarchitektur zu beobachten, denn die beiden hier ausgewählten Beispiele des Wohnungsbaus in Soest ähneln sich auffallend.

2.3 Schulbau

Die Architektur des Schulbaus ist immer abhängig von ihren jeweiligen zeitgenössischen pädagogischen Leitbildern und den staatlichen Richtlinien zu ihrer Erbauung¹². Der idealtypische Schulbau des 19. Jahrhunderts war ein nüchterner kahler Zweckbau oder ein an städtebaulich zentraler Stelle gelegener Repräsentationsbau mit einer aufwändigen Fassade. Feste Bestuhlung und Frontalunterricht waren an der Tagesordnung. Bereits

¹² Kieser (wie Anm. 3), S. 192.

seit der Wende zum 20. Jahrhundert bildeten sich aktive Reformbewegungen, die sich gegen das an Lehr- und Zuchtinhalten orientierte Schulwesen des 19. Jahrhunderts richteten. An die Spitze dieser Bewegung setzte sich alsbald die Heimatschutzbewegung, die die „wilhelminische Schulkaserne“ mit zeitgemäßerer Methoden und Inhalten füllen wollte¹³. Vor allem in den Volksschulen wollte man das abstrakt vermittelte Wissen durch die unmittelbar fassbare, vertraute Lebensumwelt, namentlich die Heimat, ersetzen¹⁴. Die Heimatschutzbewegung wurde so zu einer treibenden Kraft der Schulreform in der Weimarer Republik. Das strikt hierarchisch aufgebaute Klassenzimmer mit Sitzbänken und erhöhtem Lehrerpodest wollte man durch Veränderungen im Sinne von Pestalozzis Schulwohnstubenideal reformieren¹⁵. Die neue Einrichtung sollte angelehnt an die häusliche Atmosphäre erfolgen, damit sich die Kinder in einer behaglichen, kindgerechten Umgebung wohl fühlen und entfalten konnten. Neue Unterrichtsmethoden wie die Freiluftziehung oder die Anlage und Pflege von Schulgärten bereicherten das Unterrichtsprogramm. Der Heimatschutzarchitektur gelang es, sich auch im Schulbau durchzusetzen, indem sie Pestalozzis Ideal mit dem deutschen Wohnhaus verknüpfte und nach ihren architektonischen Grundsätzen interpretierte: ein möglichst geringgeschossiger Baukörper, eindeutige Raumbegrenzungen, die charakteristische Lochfassade, Steildach und möglichst helle Innenräume. Natürlich wurden zur Verwirklichung auch hier heimatliche Baustoffe und Formen gewählt¹⁶. Während des Dritten Reiches lag der Schwerpunkt des Bauens naturgemäß nicht mehr auf der Schule, sondern hier rückte der Hitlerjugend-Heimbau in den Vordergrund, der sich ebenfalls an heimatschützenden Grundsätzen orientierte.

Die Patroklischeule wurde nach einem Entwurf von Paul Schlipf 1928/29 in der Schonekindstraße 17 als achtzehnklassige katholische Volksschule errichtet und gehört zu den bemerkenswertesten Bauten des Soester Stadtbildes (Abb. 3, 4). Heute vereint sie zwei Schulen unter einem Dach: die Patrokli- und die Georgsschule. Sie ist als großes zweigeschossiges Massivgebäude erbaut, das in Form einer zweiflügeligen Anlage auf einem Grünsandsteinsockel ruht. Die Flügel sind rechtwinklig zueinander gesetzt und begrenzen den Schulhof an zwei Seiten. Im Hauptflügel befin-

¹³ Marco Kieser: Heimatschutz und Baugestaltung. Bemerkungen zu einer verdrängten Geschichte. In: Rheinische Heimatpflege 34 (1997), S. 291..

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ausführlich zu Pestalozzis Erziehungsidee: Roger Kaysel/Arno Egloff: Pestalozzi – Fröbel – Montessori. Spielen – Gestalten – Lernen. Ein Beitrag zur Entwicklungs- und Wirkungsgeschichte des Lern- und Beschäftigungsspiels in Elternhaus, Kindergarten und Schule. Baden 1996.

¹⁶ Kieser (wie Anm. 3), S. 194

den sich die Klassenräume, im Seitenflügel die Turnhalle und die Zeichen- und Handarbeitssäle. Der Hauptflügel im Südwesten verläuft entlang der Quadegasse und ist in Form eines Kreissegmentes geschwungen. Somit



Abb. 3: Patroklischule in der Schonekindstraße 17, Hauptflügel, Zustand 1981. Foto: Stadt Soest, Denkmalakte der Unteren Denkmalbehörde



Abb. 4: Patroklischule in der Schonekindstraße 17, Seitenflügel, Zustand 1981. Foto: Stadt Soest, Denkmalakte der Unteren Denkmalbehörde

verleiht er der zur Quadegasse gelegenen Fassade eine große Dynamik. Der Seitenflügel im Nordwesten ist gerade ausgebildet und verläuft parallel zur Lavauengasse bis hin zur Schonekindstraße. Der Hauptflügel trägt ein Walmdach, der Seitenflügel ein Satteldach. An der Schulhofseite sind

beiden Flügeln laubenartige Vorbauten mit spitzbogigen Öffnungen aus Grünsandstein vorgelagert. Der Vorbau des Hauptflügels überfängt den Haupteingang sowie ein Treppenpodest und hat drei Bogenöffnungen. Der Vorbau des Seitenflügels hat sieben Öffnungen. In der Außenwand des Seitenflügels befindet sich hinter jedem Spitzbogen ein Rundfenster als ausdrucksstarke Kombination runder und spitzer Formen. Hinter dem Vorbau des Hauptflügels am Eingangsbereich befinden sich quadratische Fenster. Beide Vorbauten sind nach Art eines Balkons durch Türen im Obergeschoss begehbar.

Der Innenraum der Schule ist schlicht, aber wirkungsvoll mit künstlerisch durchgeformten Einzelheiten gestaltet, von denen sich das meiste im Original erhalten hat. Die Schulflure sind durch Eingänge in den Treppenhäusern erreichbar, die durch grünsandsteinerne Pfeilerbögen mit deutlich



Abb. 5: Patroklischule in der Schonekindstraße 17, Turnhalle im Seitenflügel, Zustand 1986. Foto: Stadt Soest, Denkmalakte der Unteren Denkmalbehörde

abgesetzten Kämpfern gegliedert sind. Diese sind roh und kantig ausgeführt, ganz im Gegensatz zu den überreichen Stuckornamenten der Gründerzeit¹⁷. Der Fußboden der Schulflure ist mit hellen Fliesen ausgelegt, die von schwarzen umrahmt werden. Die Wände sind etwa bis zur Hälfte

¹⁷ Gerd-Ulrich Piesch: Heimatschutzarchitektur in Soest am Beispiel einiger Bauten von Paul Schlipf. In: Köhn (wie Anm. 9), S. 731-774, hier S. 754.

mit dunklem Stein verkleidet, der von einem schmalen Grünsandsteinband begrenzt wird. Die Wand darüber ist verputzt. Am Knickpunkt beider Flügel befindet sich im Flur des Erdgeschosses ein aus blauen Fliesen gestalteter Trinkbrunnen, neben dem eine Sitzbank angelegt ist, die aus dem gleichen Material gefertigt wurde. Brunnen und Sitzbank befinden sich unter einer Rundbogenstellung und sind heute noch erhalten, allerdings mit Stoff überhangen und abgedeckt, denn sie werden nicht mehr genutzt. Im Obergeschoss ist die gleiche Rundbogenstellung zu finden, jedoch ohne Trinkbrunnen oder Bank darunter. Im Lehrerzimmer, das sich im Nordwestflügel befindet, sind die originalen Schrankwände der Erbauungszeit erhalten.

Die Turnhalle der Schule war gleichzeitig als Aula vorgesehen und gleicht daher einem Festraum, der von expressionistischen Formen geprägt ist

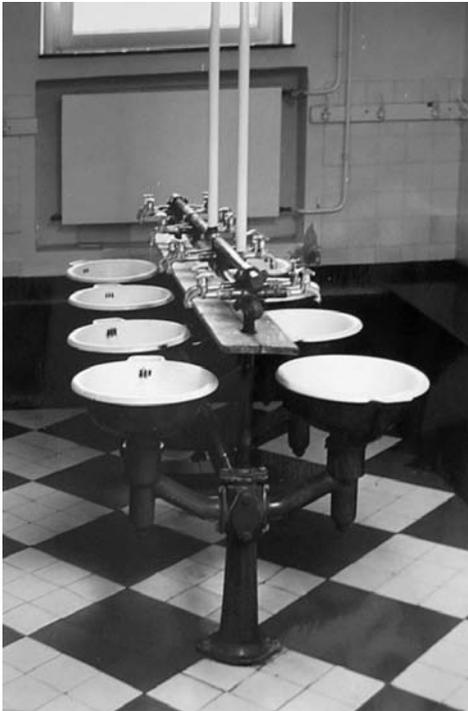


Abb. 6: Patroklihschule in der Schonekindstraße 17, Umkleideraum der Turnhalle, Zustand 1986. Foto: Stadt Soest, Denkmalakte der Unteren Denkmalbehörde

(Abb. 5)¹⁸. An der Nordwestwand der Halle befindet sich eine in die Wand eingelassene Bühne. Die Zuschauerloge befindet sich an der Nordostwand und wurde ursprünglich durch die rundbogigen Fenster belichtet, die an der Schulhofseite unter den Spitzbogenarkaden aus Sandstein liegen. Doch wurden in den Durchgängen zur Loge Wände eingezogen, so dass das Licht der Fenster heute nicht mehr bis in die Loge gelangen kann. An der Südostwand der Turnhalle ist ein Filmvorführungserker angebracht. Die Decke wird durch fünf tief herabreichende Balken getragen und ist mit einer bemerkenswerten expressionistischen Verzierung aus großen und kleinen Sternen geschmückt. Die heutige grau-rote Farbfassung ist jüngerer Datums. Es hat sich eine weitere ältere Farbfassung auf Fotos

¹⁸ Ebd.

erhalten, die in blau und gelb gehalten ist. Allerdings ist unklar, ob dies die Originalfassung ist. Die Farben Blau und Gelb sind für einen Himmel mit Sternen jedoch naheliegender als eine Fassung in grau und rot.

Der Umkleideraum der Turnhalle verfügte über einen Waschraum mit freistehenden, metallenen Waschbecken, die heute nicht mehr erhalten sind, doch mindestens bis 1987 existiert haben müssen (Abb. 6). Die untere Denkmalbehörde benennt sie in einem Brief, den sie am 9. April 1987 an das Liegenschaftsamt schickte, um diesem mitzuteilen, dass das Gebäude unter Denkmalschutz gestellt worden sei¹⁹.

2.4 Kindergartenbau

Kindergärten entwickelten sich zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zur Zeit der beginnenden Industrialisierung. Vor allem die unteren Bevölkerungsschichten bedurften einer Einrichtung zur Beaufsichtigung der Kleinkinder, da aufgrund der finanziellen Situation beide Elternteile gezwungen waren, einer Arbeit nachzugehen und so ihre Kinder nicht selbst den ganzen Tag beaufsichtigen konnten. Die ersten Kindergartenbauten wurden, ähnlich wie die Industrie- und Fabrikbauten, ohne Rücksicht auf die Umgebung errichtet²⁰. Zunächst hatten diese Einrichtungen nur den Anspruch der bloßen Beaufsichtigung ohne kindgerechte Förderung. Mit der Zeit entwickelten sich reformerische pädagogische Ansätze wie das bereits erwähnte Wohnstubenkonzept Pestalozzis, das sich auch der Schulbau zum Vorbild nahm. Die Annahme, dass die menschliche Entwicklung im frühen Kindesalter nur in der Geborgenheit stattfinden könne, die eine Annäherung an die heimische Wohnstube suggeriert, wurde auch zum prägenden Element der Kindergartenarchitektur.

Das Kindergartenwesen ist neben dem Schulwesen und dem Jugendherbergswesen unabdingbarer Bestandteil der Jugendpflege, die der Heimatschutzbewegung ein wichtiges Anliegen war. Die Bestrebungen des Kindergartenwesens nach Beaufsichtigung und kindgerechter Förderung der Jugend zusammen mit der Fröbelschen Bindung an die Natur waren leicht mit den Bestrebungen der Heimatschutzbewegung verknüpfbar, da beide aus der Kritik an der Industrialisierung entstanden waren. Die Entwicklung des Kindergartenwesens kann analog zu der des Schulwesens betrachtet werden, denn die reformerischen Ziele am Ende des 18. und

¹⁹ Stadt Soest, Abteilung Bauordnung, Denkmalakte Schonekindstr. 17.

²⁰ Michael Körner: Die Architektur des Kindergartens im 20. Jahrhundert in Deutschland. Eine Untersuchung im Hinblick auf konzeptionelle Qualitäten im Spektrum von individueller Planungsvielfalt und Baukastensystemen. Weimar 2004, (<http://e-pub.uni-weimar.de/volltexte/2004/69/pdf/Koerner.pdf>, zuletzt aufgerufen am 28.11.2008), S. 23.

zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind nahezu deckungsgleich. Um eine heimatliche Bindung des Menschen bereits im frühen Kindesalter voranzutreiben, bot sich die Errichtung von Kindergartenbauten im Stil der Heimatschutzarchitektur an, doch wird dies in der Literatur nicht als eigenständige Bauaufgabe dieser erwähnt. Es erscheint jedoch logisch, denn betrachtet man die Einrichtung Kindergarten als eine Wohnstube, ist es für die Entwicklung des Kindes vorteilhafter, zur Beaufsichtigung im frühen Kindesalter, also der temporären Trennung von den Eltern, in ein Haus einzukehren, das dem Zuhause ähnelt und nicht steril, unpersönlich oder gar beängstigend wirkt.



Abb. 7: Kindergarten „Sonnenkamp“ am Müllingser Weg 64, feierliche Eröffnung am 15.9.1929. Foto: Stadtarchiv Soest

Der Kindergarten „Sonnenkamp“ wurde in den Jahren 1928/29 am Müllingser Weg 64 explizit als Kindergartenbau mit großem Garten für die evangelische Thomä-Kirchengemeinde errichtet und wird heute noch als solcher genutzt (Abb. 7, 8). Der bei der Baubehörde eingereichte erste Entwurfsplan sah vor, den Kindergarten traufständig auf rechteckigem Grundriss mit Erdgeschoss, Obergeschoss, das bereits in der Dachfläche lag, und einem ausgebauten Dachraum unter einem schlichten Satteldach zu errichten. Das Dach sollte bis auf das Erdgeschoss herunter gezogen sein und so das Obergeschoss mit einschließen. Die Belichtung des Ober-

geschosses erfolgte durch eine langgezogene Gaube. Ein mächtiger polygonaler Treppenhausturm in der Mittelachse der Fassade sollte das Gebäude beherrschen. Diesem war im Eingangsbereich des Erdgeschosses eine Eingangshalle mit drei Rundbögen vorgestellt. Die zu diesem Plan



Abb. 8: Kindergarten „Sonnenkamp“ am Müllingser Weg 64, Zustand 2007. Foto: Verf.

gehörige Baubeschreibung erwähnte explizit, dass das Äußere des Gebäudes an die heimatliche Bauweise angepasst werden sollte, der Sockel und der Vorbau sollten aus heimatlichem Bruchstein bestehen, die Ansichtsflächen farbigen Putz erhalten und das Dach mit roten Pfannen gedeckt werden. Bei der inneren Einrichtung war Wert auf Schlichtheit, sachliche Einfachheit und Dauerhaftigkeit zu legen, da die Funktion dem Gebäude eine gewisse Robustheit abverlangte²¹. Dieser Ursprungsplan wurde von Paul Schlipf in seiner Funktion als Leiter des Stadterweiterungs- und Baupflegeteames nach heimatgeschützarchitektonischen Gesichtspunkten abgeändert, denn er wies noch zu viel Bauschmuck und geschwungene Formen auf, die nicht den Vorstellungen der Heimatschutzarchitektur entsprachen. Die ursprüngliche Grundkonzeption des Hauses auf rechteckigem Grundriss unter einem Satteldach wurde beibehalten, jedoch modifizierte man

²¹ Stadt Soest, Abteilung Bauordnung, Bauakte 7363, Müllingser Weg 64, Kindergarten Sonnenkamp, Baubeschreibung.

alle Formen zu schlichterem, klaren Ausdruck. Das Gebäude wurde freistehend ohne einengende Bebauung an seinen Seiten errichtet und dunkel verputzt, wodurch ein interessantes Zusammenspiel mit der hellgrünen Farbe des heimischen Grünsandsteins entstand.

Bereits ab 1930 erfuhr das Gebäude im Laufe der Jahre immer mehr Erweiterungen an seiner Rückseite und Veränderungen im Inneren. Der Originalzustand blieb nicht lange erhalten und der einst große Garten schrumpfte so stetig. Der Kindergarten ist heute weiß verputzt, das Dach mit schwarzen Pfannen gedeckt. Der Haupteingang ist an die rechte Seite in einen Anbau verlegt worden. Trotz dieser Veränderungen hat der Kindergarten insgesamt seinen Charakter eines Gebäudes im Stil der Heimatschutzarchitektur behalten, obwohl diese Wirkung zur Erbauungszeit stärker gewesen sein muss, denn auch die städtebauliche Entwicklung veränderte das ursprüngliche Erscheinungsbild negativ. Das Gebäude wurde einst freistehend ohne Nachbarbauten errichtet und steht heute inmitten eines dicht bebauten Wohngebietes. Der Kindergarten geht so bei flüchtigem Hinsehen im Vorbeigehen in der umliegenden Bebauung unter und versinkt in der Massenwirkung der Siedlung.

2.5 Jugendherbergsbau

Die Anfänge der öffentlichen Jugendpflege und damit auch die Anfänge des Jugendherbergswesens manifestieren sich zeitgleich mit der Heimatschutzbewegung an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Der Grundgedanke, mit Hilfe der öffentlichen Hand entlang den Wanderstrecken annehmbare und billige Übernachtungsmöglichkeiten zu schaffen, wurde von Richard Schirrmann und Wilhelm Münker vom Sauerland ausgehend über ganz Deutschland verbreitet²². Die Jugendbewegung organisierte Ausflüge, um den Jugendlichen die Schönheit und Eigenart der deutschen Landschaft näherzubringen, und Wanderungen wurden zum wichtigsten Aspekt der Jugendpflege. Diese Bestrebungen ließen sich leicht mit dem Ansinnen des Heimatschutzes vereinen. Zunächst übernachtete man während dieser Ausflüge noch auf Bauernhöfen in der Scheune, aber schnell begann die systematische Schaffung von Unterkünften. Man baute mit Vorliebe alte Ruinen, idyllisch gelegene Bauernhäuser, trutzige Wehrtürme, Schlösser und Burgen zu Jugendherbergen um und passte sie den Bedürfnissen von Jugendunterkünften an, denn diese historischen Gebäude sprachen wegen der ihnen eigenen Romantik besonders zu den Herzen

²² Kieser (wie Anm. 3), S. 223.

der Jugendlichen²³. Die Burg Altena an der Lenne wurde im Jahre 1909 die erste ständige Jugendherberge Deutschlands. Viele weitere Burgruinen wurden zu Herbergen ausgebaut, man schuf aber auch Herbergsneubauten in Burgform. Die Herbergen sollten sich als Teil der Heimat harmonisch in die Umgebung einfügen. Zu diesem Zweck musste der Architekt auf eine profunde Kenntnis der charakteristischen Eigenart der heimatlichen Kultur und Bauweise zurückgreifen können²⁴. Die Gestaltungsvorstellungen der Heimatschutzarchitektur kamen so im Jugendherbergsbau wie in einem Musterbuch zur Anwendung²⁵.

Die Jugendherberge der Stadt Soest wurde im Jahre 1929 am Kaiser-Friedrich-Platz 2 errichtet (Abb. 9). Sie wurde zu einem Zeitpunkt der Jugendherbergsbewegung erbaut, an dem man sich schon nicht mehr auf den Ruinenausbau zur Schaffung der Herbergen konzentrierte, sondern einen Neubau nach heimatlichen Gesichtspunkten bevorzugte. Der Ursprungsbau bestand aus einem kleinen, lang gezogenen Gebäude auf rechtecki-



Abb. 9: Jugendherberge am Kaiser-Friedrich-Platz 2, Zustand 1933. Foto: Stadtarchiv Soest

gem Grundriss, das über ein Keller-, Erd-, Ober- und Dachgeschoss verfügte. Es trägt ein Satteldach mit ausschwingenden Enden, das bis zum Erdgeschoss hinuntergezogen ist und so das Obergeschoss mit einschließt.

²³ Gabriela-Nina Bode: „Muster-Jugendherbergen“ – Die Jugendherbergen in Adenau und Altenahr und ihr Architekt Ernst Stahl (1882-1957). In: Heimatjahrbuch Kreis Ahrweiler 55 (1998), S. 100.

²⁴ Ebd., S. 103.

²⁵ Kieser (wie Anm. 12), S. 292.

Man verwendete beim Bau der Soester Jugendherberge viele Elemente der Heimatschutzarchitektur wie die charakteristische Lochfassade mit Sprossenfenstern, die verschieferten Dachgauben und einen Steinsockel aus Soester Grünsandstein. Körperhygiene war der Heimatschutzbewegung ebenso wichtig wie eine ausreichende Belichtung der Räume, um ein gesundes Leben führen zu können. Deswegen installierte man auf beiden Etagen Waschräume mit WCs und Brausen, die eine ausreichende Hygiene für die Gäste sicherstellten. Die Natur der Soester Börde, die Nähe zum Möhnesee und dem Sauerland machten Soest als Reiseziel für Jugendgruppen attraktiv. Die Soester Jugendherberge erfüllte den Anspruch einer einfachen, aber ausreichenden Herberge im Sinne günstiger, annehmbarer Übernachtungsmöglichkeiten. Somit lässt sich der Ursprungsbau der Jugendherberge in Soest durchaus in die Tradition der Herbergsbauten im Stil der Heimatschutzarchitektur mit ihren Anforderungen einordnen, jedoch in bescheidenen, provinziellen Maßstäben.

Im Jahre 1960 erfolgte eine Erweiterung des vorhandenen Gebäudes an der rechten Seite in gleicher Form. Die Baunaht ist gut zu erkennen. Zwei weitere Fensterachsen wurden dem Erdgeschoss hinzugefügt. Die Dachgaube wurde dementsprechend auch um zwei Fenster erweitert. Nachdem das Gebäude von innen ausbrannte, erfolgte im Jahr 2001 eine komplette Modernisierung. In diesem Zuge wurde ein großer Anbau im rechten Winkel gegen die Rückseite des alten Gebäudes gesetzt. So ist die Ausstrahlung des Heimatschutzarchitekturgebäudes der Modernisierung zum Opfer gefallen.

2.6 Erholungsanlagen

Etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts lässt sich die vermehrte Einrichtung überwachter Badebereiche wegen der hohen Zahl der Unglücksfälle beim unbeobachteten Baden feststellen²⁶. Zunächst baute man Teiche zu Schwimmteichen aus und staute Bäche oder Flüsse auf, angepasst an die jeweiligen topographischen Gegebenheiten. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts mehrten sich schließlich die speziell zum Baden und Schwimmen geschaffenen Anlagen mit eigens ausgehobenen Schwimmbecken, die mit Wasser aus Quellen oder öffentlichen Leitungen gefüllt wurden. Neben dem Aspekt der Sicherheit war ein weiterer ausschlaggebender Grund zur Schaffung dieser Anlagen, dass die leicht oder gar unbedeckten Badenden öffentlichen Anstoß erregten. Folglich schuf man abgetrennte, von der

²⁶ Thomas Spohn: Über das Baden im Freien und über Freibäder. In: Westfalen 81 (2003), S. 187-216, hier S. 189.

Öffentlichkeit durch Zäune abgeschirmte Badebereiche, die von einem Bademeister beaufsichtigt wurden²⁷. Zur Prävention von Unglücken hielt man neben der Beaufsichtigung durch Bademeister Schwimmunterricht ab. Die Schulen beteiligten sich schnell daran und nahmen den Schwimmunterricht in den Lehrplan auf²⁸.

Die durch die Industrialisierung verursachte zunehmende Verschmutzung der fließenden Gewässer ließ Flüsse und Seen mehr und mehr als unattraktive Badeorte erscheinen und so vereinte man den Bau eigenständiger Badeanlagen mit Kampagnen zur Hebung der Volksgesundheit und Volkshygiene als Linderung und Mittel gegen die negativen Folgen der Industrialisierung und Urbanisierung²⁹ - ein Ansinnen, das sich wiederum ideal in die Ideologie des Heimatschutzes einfügte. Zwar stand man der Wasserverschmutzung machtlos gegenüber, versuchte aber, die gesundheitlichen Konsequenzen der Industrialisierung durch Erholung im Freien auszugleichen, zu der auch die Ertüchtigung durch Schwimmen zählte. Wurden die Anlagen zunächst ohne jeglichen architektonischen Anspruch erbaut, errichtete man im ausgehenden 19. Jahrhundert in einigen größeren Städten Freibäder, die bereits eine Formsprache erkennen ließen³⁰. Die Blütezeit des Freibadbaus in Westfalen lag in den Jahren von 1924 bis 1936. Konzentrierte man sich im 19. Jahrhundert noch ausschließlich



Abb. 10: Freibad am Feldmühlenweg 57, Zustand kurz nach der Errichtung des Wärterhauses 1926. Foto: Stadtarchiv Soest

²⁷ Ebd., S. 189-191.

²⁸ Ebd., S. 193f.

²⁹ Ebd., S. 187.

³⁰ Ebd., S. 192.



Abb. 11: Freibad am Feldmühlenweg 57, Zustand 2007. Foto: Verf.

auf das Schwimmen, wurde nun das Schwimmbad mit verschiedensten Freizeitmöglichkeiten kombiniert. Einen maßgeblichen Einfluss auf diese Entwicklung hatte die sich Anfang des 20. Jahrhunderts abzeichnende Volksparkbewegung. Richtige Parks im Sinne dieser Bewegung entstanden jedoch nur in Großstädten.

Im Jahre 1926 sollte in Soest ein neues Freibadwärterhaus errichtet werden. Zu diesem Zeitpunkt bestand das Freibad am Feldmühlenweg 57 bereits in folgender Form: Es verfügte über ein Schwimmbassin, an das an einer Seite direkt das Bademeisterhaus angrenzte. An der anderen Beckenseite befanden sich die Brause und der lang gezogene Bau der Badezellen, der das Becken flankierte. Die Taubstummenbaracke stand etwas abseits inmitten der Bäume³¹. Dieses alte Wärterhaus galt es nun zusammen mit der Taubstummenbaracke abzureißen, um ein neues Wärterhaus im Stil der Heimatschutzarchitektur zu erbauen (Abb. 10, 11). Es sollte nicht an alter Stelle an der Längsseite des Beckens errichtet werden, sondern als dominierender Eingangsbau. Ein praktischer Nutzen war gleichzeitig der Sichtschutz, den das neu errichtete Gebäude zum Feldmühlenweg bot.

Die großzügige Verwendung von Grünsandstein, die Sprossenfenster, der Laubengang, die Bogenstellungen und die hölzerne Giebelverschalung weisen das Wärterhaus des Soester Freibades als ein Gebäude der Heimatschutzarchitektur aus. Mit dem Neubau wurde in Soest eine für die

³¹ In Soest befand sich seit 1847 das von-Vincke'sche Blindeninstitut für Westfalen, in dem blinde Kinder Schulunterricht erhielten. Ab 1858 bestand dort auch die Möglichkeit einer Berufsausbildung. Von 1831 bis 1939 wurden Taubstumme in Soest unterrichtet, ebenfalls in einer Einrichtung der Provinz Westfalen.

Zeit typische Freibadsituation geschaffen, bei der ein Eingangsgebäude mit Kassenbereich und anderen Funktionen, wie z. B. Wärterwohnung, Umkleidebereich oder sanitäre Anlagen, den Auftakt des Freibadkomplexes bildet, hinter dem sich dann das Bad öffnet. Auch gehören Laubengänge zum festen Bestandteil der Freibadarchitektur. Das Wärterhaus erfuhr im Laufe der Jahre zahlreiche Neubauten, Erweiterungen und Modernisierungen, doch es ist in seiner äußeren Gestalt nahezu unverändert erhalten. Das Soester Freibad wurde im Jahre 2005 geschlossen, die Zukunft des Wärterhauses ist ungewiss.

2.7 Funktionsbau

Zur Schaffung eines einheitlichen Gesamtbildes beschränkte sich die Heimatschutzarchitektur nicht nur auf Bauten, die die Menschen direkt nutzen konnten, sondern sie schuf auch jede erdenkliche Art von Funktionsbauten, die sich ebenso städtebaulich in die Heimat einfügen sollten. Das Transformatorenhaus mit integrierter öffentlicher Bedürfnisanstalt am Nottebohmweg 1 wurde 1930 von Paul Schlipf für die Städtischen Elektrischen Werke Soest errichtet (Abb. 12). Es befindet sich gegenüber dem Osthofentor, dem einzigen erhaltenen Stadttor der Soester Befestigungsanlagen aus Grünsandstein, das 1523-1526 erbaut wurde.

Das Transformatorenhaus kann als eines der städtebaulich wichtigsten



Abb. 12: Transformatorenhaus am Nottebohmweg 1, Zustand 2007. Foto: Bartylla

Werke Soests angesehen werden, denn Schlipf versuchte hier, nach dem Vorbild Camillo Sittes und seinem Städtebau einen geschlossenen Platz zu schaffen³². Der Bebauungsplan lässt erkennen, dass das Gebäude zur Schaffung einer einheitlichen Platzwirkung direkt gegenüber eines 1637 erbauten Torwärterhauses, das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, errichtet werden sollte. Die Bürgersteige auf Höhe des Transformatorenhäuschens, des Torwärterhauses und der nördlich und südlich des Osthofentores geplanten Gebäude sollten mit Arkadengängen versehen werden. Östlich des Transformatorenhauses war ein runder, baumbestandener Spielplatz geplant. Bis auf das Transformatorenhäuschen wurde keines der Vorhaben aus Schlipfs Planung verwirklicht. Es wurde auch nicht direkt gegenüber dem Torwärterhaus errichtet. Der zur Besinnung geplante geschlossene Platz wurde durch die Nachkriegsentwicklung völlig zunichte gemacht, da die spätere Bebauung des Nottebohmwegs stilistisch nicht mit dem Transformatorenhäuschen harmoniert. Heute findet man am Osthofentor eine belebte Durchgangsstraße und keineswegs einen besinnlichen, schönen Platz³³.

Die Verwendung des heimischen Grünsandsteins für die Umrahmungen der kleinen Fenster, zur Akzentuierung der Gebäudekanten, zur Ausformung des Gebäudesockels und zum Bau der Pfeiler der Bogenhalle verleiht dem Zweckbau einen lebhaften Ausdruck, den der gelbe Verputz noch steigert. Im Gegensatz zum Usus der Gründerzeit enthalten auch die nicht sichtbaren Nord- und Ostseiten diese Merkmale³⁴. Die Entlüftungshauben des Daches fügen sich in das Gesamtbild ein, das Transformatorenhaus vermittelt einen harmonischen Gesamteindruck. Schlipf schuf hier nach allen Regeln der Heimatschutzarchitektur ein Gebäude, das man würdig den Torschreiberhäusern des frühen 19. Jahrhunderts an die Seite stellen kann. Es hat nicht mehr deren biedermeierlich-behäbigen Charakter, der z. B. dem Torschreiberhaus des Soester Jakobitors von 1828 zu eigen ist, sondern wurde ganz im heimatlichen Sinne erbaut³⁵.

2.8 Militärbau

Der Heimatschutz erwies sich aufgrund z. T. gleicher ideologischer Herkunft und gleicher Wertvorstellungen als attraktiver Bündnispartner für die Kulturpolitik der Nationalsozialisten, denn beide Bewegungen propagierten die deutsche Heimat als das zu bewahrende Vorbild einer heilen

³² Piesch (wie Anm. 16), S. 745.

³³ Ebd., S. 747.

³⁴ Ebd., S. 748.

³⁵ Ebd.

Welt³⁶. So begann mit der Machtergreifung Adolf Hitlers 1933 die Vereinnahmung des Heimatschutzgedankens durch die Nationalsozialisten. Nach Ende des Ersten Weltkrieges gestand der Versailler Vertrag Deutschland nur eine bedingte militärische Tätigkeit zum Zwecke des Landes-schutzes zu. Dies änderte sich, als die Nationalsozialisten mit der Aufrüstung begannen, zunächst nur zögerlich, beschleunigte sich aber ab dem Herbst 1934. Bedingt durch das schnelle Anwachsen der Streitkräfte stieg nun der Bedarf an neuen Unterkünften, Ausbildungsstätten, Magazinen und Wartungseinrichtungen erheblich. Obwohl viele bereits vorhandene Kasernen des Kaiserreiches übernommen wurden, reichte das Kontingent bei Weitem nicht aus. Aus diesem Grund begann man mit dem Neubau zahlreicher Kasernen samt zugehöriger Nebenanlagen. In den Jahren von 1934 bis 1938 errichtete das nationalsozialistische Regime 532 Kasernenneubauten.

Das Bauprogramm der neu zu schaffenden Kasernen orientierte sich an den Maximen der Zweckmäßigkeit, Sachlichkeit und der Repräsentation. Die Gebäude sollten sich nach Möglichkeit harmonisch in die Landschaft und Umgebung einfügen und dem in der Zeit als enorm wichtig angesehenen hygienischen Standard gerecht werden. Man errichtete die Kasernenanlagen auf am Stadtrand gelegenen Arealen, die von feindlichen Fliegern nur schwer auszumachen waren³⁷. Innenbezirke der Stadt mit dichter Bebauung waren also ungeeignet. Außerdem musste das Areal verkehrsgünstig gelegen sein, abseits von störender Industrie und auf einem ausgeglichenen Niveau, denn eine Planierung des Geländes konnte aus Kostengründen nicht erfolgen. Die weitgehend standardisierten Wohnblöcke der Kaserne sollten strikt von Kraftfahrzeughallen, Ställen und Wirtschaftsgebäuden getrennt errichtet werden, um eine Beeinträchtigung des Wohnbereiches durch Lärm, Geruch und Fliegen zu vermeiden. Die Gesamtanlage der Kasernen war in lose Baugruppen aufzulösen, damit sie wie eine kleine Siedlung wirke, weil es gesünder sei, in solch einer Anlage zu leben als in lichtlosen Steinkästen³⁸. Bei der Bauausführung wählte man ortsübliche Bauformen und Bauschmuck. Formen der Architekturmoderne sind nirgends zu finden. Es lässt sich die ausschließliche Verwendung von klassizistischen, romantisch-rustikalen und – insbesondere

³⁶ Karl Ditt: *Mit Westfalengruß und Heil Hitler. Die westfälische Heimatbewegung 1918-1945.* In: *Klueting* (wie Anm. 1), S. 201.

³⁷ Wolfgang Schmidt: *Nutzung und Bauformen von Kasernenbauten in den dreißiger Jahren.* In: *Militärbauten und Denkmalpflege. Vortragstexte zur Fachtagung Militärbauten und Denkmalpflege am 8. und 9. Dezember 1998 in Mülheim an der Ruhr* (Rheinisches Amt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 54). Essen 2000, S. 37.

³⁸ *Ebd.*, S. 40f.

bei den Gebirgsjägerkasernen – landschaftstypischen Formen feststellen. Diese starke Normierung der Baugestalt macht Architektenhandschriften nur sehr schwer erkennbar. Das Bauprogramm der Kasernen sollte dem deutschen Soldaten ein Stück Heimat bieten, an die er sich sein ganzes Leben zurückerinnern könne, denn das sei wichtig für seine seelische Gesundheit³⁹.

Die Planungen für die Kaserne der dritten Abteilung des 16. Artillerieregiments begannen im Jahre 1935 (Abb. 13, 14)⁴⁰. Sie wurde nach dem Truppenführer des Regiments, Bleidorn, benannt. 1936 erfolgte der Bauantrag des Heeresbauamtes Hamm. Die Heeresbauleitung Soest begann mit der Errichtung, die im Herbst 1938 vollendet wurde. Der Gesamtkomplex der Anlage besteht aus dem Stabshaus mit der Wache, den Mannschaftsunterkünften, dem Wirtschaftsgebäude mit einem Uhrentürmchen, der Exerzierhalle, dem Krankenstall, der Waffenmeisterei, die heute im Norden einen modernen Anbau hat, dem Pferdestall mit den Reithallen und den Geschützhallen. Die Kasernengebäude sind auf einem nach Süden leicht ansteigenden Areal errichtet. Der Hauptzugang zum Gelände erfolgt über ein Tor im Westen am Hiddingser Weg, von dem aus eine Erschließungsstraße das gesamte Gelände umgibt. Alle Gebäude sind massiv errichtet und mit verschieferten Walmdächern gedeckt. Die Dachstühle sind bis in die Spitzböden mit einer Sargdeckelkonstruktion aus



Abb. 13: Bleidornkaserne am Hiddingser Weg 125, Zustand 1930er-Jahre.
Foto: Stadtarchiv Soest

³⁹ Ebd., S. 48.

⁴⁰ Schwere pferdegezogene Artillerie mit ca. 750 Mann und 370 Pferden.



*Abb. 14: Bleidornkaserne am Hiddinger Weg 125, Zustand 1930er-Jahre.
Foto: Stadtarchiv Soest*

Beton ausgekleidet, an denen Bomben abgleiten sollten. Das Stabsgebäude, die Mannschaftsgebäude und das Wirtschaftsgebäude sind massiv ausgeführte Putzbauten, die allesamt auf einem Sockel aus leicht bossiertem Naturstein ruhen. Die Wache am Westeingang ist gänzlich natursteinverkleidet. Die Eingangstüren der Traufseiten und die jeweils darüberliegenden Fenster, die stichbogigen Eingänge des Wirtschaftsgebäudes und die darüberliegenden Oculi sind sandsteingerahmt. Darüber hinaus wird der Sandstein nur sehr sparsam verwendet und die restlichen Fenster haben lediglich schmale geputzte Faschen. In den Treppenhäusern befinden sich gusseiserne Treppen mit geometrischen Eisengeländern, die Türen sind gesprosselte Windfangtüren aus Holz. In den Wänden der gefliesten Flure sind Gewehrnischen eingelassen und die Wohnräume mit Stabparkett ausgelegt. Die Pferdeställe und Reithallen wurden auffallend sorgfältig als stützenlose Räume mit Eisenfachwerk in Metallskelettbauweise gestaltet und die Gefache mit Sandstein ausgefüllt. Die Grünsandsteinquader bleiben bis zur halben Traufhöhe sichtbar, der Rest der Wand ist verputzt. Alle Türen und die hoch liegenden Fenster sind werksteingerahmt. Lediglich die Geschütz- und Werkhallen wurden als reine Zweckbauten aus Beton-

binderkonstruktionen ohne Verkleidung ausgeführt.

Die äußere Form der Bleidorn-Kaserne ist weitgehend an den Richtlinien des Kasernenbauprogramms der nationalsozialistischen Zeit orientiert. Betrachtet man andere Kasernen der Zeit in Deutschland, ist festzustellen, dass die Anlagen sich in Bauprogramm und Lageplan an einem Kanon orientierten. Sie wurden auf leicht ansteigendem Gelände unter Verwendung gleicher Bautypen mit heimatlichen Motiven errichtet und die Gebäude wurden so angeordnet, dass der Eindruck einer kleinen Siedlung entstand, in denen die Soldaten sich fast wie zu Hause fühlen konnten. Die dreigeschossige Bauweise der Bleidorn-Kaserne auf dem sparsam bemessenen Platz war wirtschaftlich und zweckmäßig, das klare Ordnungsprinzip ermöglichte die strikte Abtrennung unterschiedlicher Funktionsbereiche zur Erleichterung des Dienstbetriebes. Die Formgebung besticht durch Schlichtheit und Zurückhaltung, die landschaftliche Einbindung in die heimatliche Bauweise erfolgte durch die Verwendung des Soester Grünsandsteins, die Lochfassaden, Walmdächer, Sprossenfenster und das Setzen von Dachgauben, hier vorwiegend Fledermausgauben. Die Gesamtanlage der Kaserne wirkt wie eine Siedlungsgemeinschaft. Somit ist die Bleidorn-Kaserne ein mustergültiges Bauzeugnis der Geschichteperode der verstärkten Aufrüstung der 1930er-Jahre und des Ausbaus Soests zur Garnisonsstadt.

3. Heimatschutzarchitektur im Wiederaufbau nach 1945

Der Zweite Weltkrieg hinterließ Soest stark zerstört, so dass die Frage des Wiederaufbaus und seiner Form aufkam. Der Soester Verein Heimatpflege gründete noch 1945 die Notgemeinschaft „Soest baut auf“, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, bei Bauherren, Architekten und Handwerkern für einen Wiederaufbau nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten zu werben. Da der Wiederaufbau der Stadt über die Jahre hinweg enorme Gelder verschlingen würde und eine Beihilfe aus öffentlichen Mitteln nicht zu erwarten war, war man auf die Mithilfe aller Bürger angewiesen. Die Notgemeinschaft sammelte Beiträge für den Aufbau, die dann zum Einsatz kommen sollten, wenn eine Eigenleistung nicht mehr möglich war. Die Mitglieder konnten einmalige und jährliche Beiträge entrichten und es wurden Sammlungen, Lotterien und Spendenveranstaltungen durchgeführt. Des Weiteren konnte man symbolische Bausteine zum Wiederaufbau der Kirchen und anderer Baudenkmäler erwerben. Die Gemeinschaft war überall dort zugegen, wo es notwendig oder wünschenswert war. Zu-

erst wurden die noch oder nur teilweise erhaltenen Bauten mit Notdächern versehen, um den Bestand zu retten, dann begannen die Überlegungen zur Form des Wiederaufbaus⁴¹.

Die Notgemeinschaft „Soest baut auf“ veranstaltete vom 28. April bis zum 26. Mai 1946 eine gleichnamige Ausstellung im Soester Rathaus, die nach den Ideen des Regierungsbaurates August Dambleff konzipiert und realisiert wurde. Weitere beteiligte Persönlichkeiten waren der Landrat, Senator a. D. Hubertus Schwartz⁴², Stadtdirektor Franz Becker, Stadtbaumeister Fritz Stork, Bildhauer Wilhelm Wulff, Maler Fritz Andernach, Superintendent Adolf Clarenbach, Architekt Franz Trompeter, Architekt Professor Albert Fr. Leppin de Monte, Architekt Artur Tachill und Kl. Hilse, der Leiter des städtischen Verkehrs- und Kulturpflegeamts. Die Maximen zur Form des Wiederaufbaus formulierte der Verein in seinem Ausstellungsführer folgendermaßen: „Bei dem Wiederaufbau sollen die Anforderungen moderner Bauweise und neuzeitlicher Verkehrsentwicklung berücksichtigt werden, dabei muss aber der Charakter der Stadt, ihre Straßenführung und ihre Bauten bewahrt werden. Das Neue, jetzt zu Schaffende, muss sich dem Erhaltenen anpassen. Was wir heute bauen, gibt unserer Stadt für Jahrhunderte das Gesicht.“⁴³ Eine breite Front aller Bereiche des Soester Geschäftslebens und der Soester Stadtverwaltung stand hinter diesen Forderungen und wirkte unter dem Leitsatz: „Altes stets bewahrt mit Treue, freundlich eingefügt das Neue.“⁴⁴

Das mittelalterlich geprägte Gesamtensemble der Türme, Kirchen, Häuser, Mauern, Gärten und Bäume wurde durch die Kriegszerstörung zwar stark beeinträchtigt, manches aber ist erhalten geblieben und man stellte an die neu zu errichtenden Bauten den Anspruch, sich in das Erhaltene harmonisch einzufügen. Die gestellte Anforderung an den Wiederaufbau war, genauso klar, einfach und gesund in das Erbe hineinzubauen, wo der Krieg Lücken in das Bild gerissen hatte⁴⁵. Dies sollte durch Bauten geschehen, die nicht romantisch oder malerisch waren, sondern denen der Geist des „anständigen“ Bauens innewohnte⁴⁶. Die Neubauten sollten sich an die historischen anpassen, schlicht und klar in ihrer Ordnung sein und „die

⁴¹ Architektur-Ausstellung Soest baut auf (Ausst.-Katalog). Soest 1946.

⁴² Vgl. dazu den Beitrag von Thomas Spohn in diesem Heft und zuletzt die Beiträge zum 125. Geburtstag von Hubertus Schwartz. In: Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest (Hrsg.): Mitteilungen 38 (2008).

⁴³ Ausstellungskatalog Soest baut auf (wie Anm. 40), ohne Seitenzahl.

⁴⁴ August Dambleff: Zerstörung und Aufbau im Landkreis Soest. In: Heimatkalender des Kreises Soest 1949, S. 27-30, hier S. 29.

⁴⁵ Ausstellungskatalog Soest baut auf (wie Anm. 40), ohne Seitenzahl.

⁴⁶ Ebd.

Harmonie des ewig gültigen Gesetzes des Schönen“ ausstrahlen⁴⁷. Nicht Habsucht, Gier, Profit, Prozente, Angeberei, Hochmut, Größenwahn und Spekulation, sondern das Ehrliche und das Gute sollten die rechten Ratgeber zum Bauen sein⁴⁸. Möglichst viel Altes sollte erhalten bleiben, und das Neue so harmonisch wie eben nur möglich eingefügt werden, um nicht nur bloße Gebäude entstehen zu lassen, sondern auch ein Stück Heimat, „mit allem, was dieses schöne Wort bedeutet und in sich einschließt“⁴⁹. Zur Verwirklichung dieses Bestrebens war es notwendig, sich an das Erprobte zu halten und von jeglicher „modischer Extravaganz“ Abstand zu nehmen, die das heimatliche Bild beeinträchtigen würde⁵⁰.

Die Architekturausstellung „Soest baut auf“ erfuhr weit über die Soester Grenzen hinaus positive Resonanz, denn sie war die erste ihrer Art und gab so eine erste klare Antwort auf die Frage nach dem Wiederaufbau. Die Planer bezogen alles mit ein, was das gesamte städtebauliche Gesicht Soests ausmachte: die Kirchen, alte Häuser, Neubauten, Straßen, Mauern, Bäume, Hecken, Gartentore, Aushängeschilder und vieles mehr.

Der eigentliche Wiederaufbau begann jedoch langsam und schleppend und erst ca. 1949 ließen sich erste Ergebnisse beobachten⁵¹. Zur Form der „rechten Bauausführung“ zeigte August Dambleff in seinem Artikel „Zerstörung und Aufbau im Landkreis Soest“ ein allgemeingültiges Beispiel eines Hauses, das 1927 betont modern errichtet, durch Bomben stark zerstört und im Zuge des Wiederaufbaus in veränderter Form als ein „gesundes, gerades Haus“ wiederaufgebaut worden sei. Der Betrachter könne nicht erkennen, dass dies ein neues Haus sei, denn es mache einen gediegenen und tüchtigen Eindruck⁵².

Der ersten Ausstellung „Soest baut auf“ folgte eine zweite vom 11. Mai 1947 bis 1. Juni 1947 in der Ressource und schließlich eine dritte vom 1. bis zum 22. Mai 1949. Viele Planungen der Ausstellungen wurden verwirklicht, einige teilweise ausgeführt, andere verblieben in der Planungsphase. Die Notgemeinschaft „Soest baut auf“ löste sich 1959 auf.

3.1 Potsdamer Platz

Der erst 1981 offiziell so benannte Potsdamer Platz im Herzen von Soest, in den die Jakobstraße, der Grandweg, die Thomästraße und die Rathaus-

⁴⁷ Dambleff (wie Anm. 43), S. 29.

⁴⁸ Ausstellungskatalog Soest baut auf (wie Anm. 40), ohne Seitenzahl.

⁴⁹ Dambleff (wie Anm. 43), S. 30.

⁵⁰ Ebd., S. 29.

⁵¹ Hans Rudolf Hartung: Soest im Krieg. Soest 1995, S. 202.

⁵² Dambleff (wie Anm. 43), S. 29.



Abb. 15: Potsdamer Platz, Zustand 2007. Foto: Verf.

straße einmünden, war vor dem Krieg von einem Bauten-Ensemble aus verschiedenen Epochen umgeben: dem barocken Geschäftshaus Hochherz aus dem Jahre 1789 (Grandweg 1), mittelalterlichen Fachwerkhäusern und historistischen Gebäuden. Alle Gebäude verfügten vor dem Krieg über eingebaute Schaufenster im Erdgeschoss. Dieses Gebäudeensemble war im Krieg zerstört worden. Zunächst errichtete man das barocke Haus Hochherz in alter Form wieder, jedoch wurden Arkadengänge im Erdgeschoss eingefügt, hinter denen sich nun etwas zurückgesetzt, wie es für einen Wiederaufbau nach heimat-schützerischen Gesichtspunkten gefordert wurde, die Schaufenster befanden (Abb. 15). Das Fachwerkhaus auf der anderen Straßenseite, zur rechten Seite des Hauses Hochherz, bestand zunächst noch mit der Schaufensterfront im Erdgeschoss, wurde aber zu späterer Zeit nach dem gleichen Prinzip ebenfalls mit einem Arkadengang und dahinterliegenden Schaufenstern versehen. Das historistische Fachwerkhaus rechts daneben bestand nach dem Krieg noch in alter Form, wurde aber zu späterer Zeit durch einen klar erkennbaren Neubau ersetzt, ebenfalls mit Arkaden in modernerer Form im Erdgeschoss, hinter denen die Schaufenster etwas zurückversetzt liegen.

Obwohl sich kein Plan zur Gesamtkonzeption des Wiederaufbaus des Potsdamer Platzes erhalten hat, lässt sich doch das Bemühen der Heimat-

schützer erkennen, ein einheitliches harmonisches Erscheinungsbild zu schaffen. Es zeichnet sich deutlich ab, dass man an einer einheitlichen Wiederherstellung der Stadt mit einem harmonischen Gesamtgefüge interessiert war.

3.2 Thomästraße 30/32

Im Jahre 1927 wurde in der Thomästraße 30/32 ein moderner Neubau als Wohnhaus für die Soester Fabrikantenfamilie Hagen errichtet, da der Vorgängerbau wegen Baufälligkeit abgerissen werden musste. Die fünfachsige Fassade der Straßenseite beherrschte ein mächtiger polygonaler Treppenturm mit einem sehr flachen Pyramidendach, der sich über beide Geschosse erstreckte. Der ursprünglich eingereichte Entwurfsplan sah vor, die äußeren Fensterachsen direkt an den Fassadenußenseiten zu platzieren und diese vermutlich über Eck weiterzuführen. Der damalige Leiter des Stadterweiterungs- und Baupflegeamtes, Paul Schlipf, ließ den Fassadenplan abgeändert ausführen. Da er selbst nur nach den Grundsätzen der Heimatschutzarchitektur baute, entsprachen Fenster, die im Anklang an das Neue Bauen an den Seitenkanten der Fassade platziert waren, nicht seiner Philosophie.



Abb. 16: Wohnhaus Hagen in der Thomästraße 30/32, Zustand 2007. Foto: Verf.

Im Zweiten Weltkrieg wurde das Wohnhaus zu vierzig Prozent zerstört. Das Kellergeschoss war vollständig erhalten. Darüber hinaus waren fünfzig Prozent der Erd- und Obergeschosswände unversehrt und die Decken erhalten. Der Dachstuhl bedurfte lediglich einer Nachrichtung. Auch ein großer Teil der Fenster, Türen und der Treppenanlage konnte wiederverwendet werden. Des Weiteren waren die sanitären Anlagen sowie die Heizungsanlage erhalten. Um das Erhaltene zu retten, war ein sofortiger Beginn des Wiederaufbaus und damit die Frage nach der zukünftigen Form des Hauses nötig. Die Besitzer entschlossen sich, von einer originalgetreuen Rekonstruktion des Hauses abzusehen (Abb. 16). Es war zwar bereits mit heimatlichen Materialien errichtet worden, aber offenbar doch in zu modernen Formen. Der Treppenhausturm fügte sich nicht harmonisch in das Gesamtbild der Stadt ein. Man entschied sich für heimatlichere Formen. Die wohl gravierendste Veränderung erfuhr die Fassade durch die Verlegung des Treppenhauses ins Innere des Hauses. Der äußere Treppenhausturm, der vorher die Fassade als dominierendes Element geprägt hatte, war nun nicht mehr vorhanden. Somit beanspruchte das Treppenhaus im Inneren Platz, so dass das Raumvolumen im Erdgeschoss, das vor der Zerstörung zwei separate Wohnungen fasste, nur noch für eine Wohnung reichte. An die Stelle des Treppenhausturmes an der Mittelachse der Straßenfassade trat nun eine zweiläufige Freitreppe aus Grünsandstein, die zur Eingangstür führte. Es entstand eine insgesamt ausgesprochen strenge symmetrische Fassade. Das Haus zeigt sich nun in seiner äußeren Gestalt nicht mehr als ein Haus der späten 1920er-Jahre, jedoch kann man auch nicht ablesen, dass es sich um einen Wiederaufbau aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg handelt, vielmehr wirkt es mit seiner strengen Symmetrie wie ein klassizistischer Bau des frühen 19. Jahrhunderts.

Vergleicht man diese Form des Wiederaufbaus mit den Planungen und Ausführungen einiger Bauten mit charakteristischen Rundbogenarkaden, entschied man sich hier für eine sehr strenge Form der Heimatschutzarchitektur. Das Wohnhaus Hagen zeigt exemplarisch den an die Heimatschutzarchitektur angelehnten Geist des Wiederaufbaus, den viele Soester zur Wiedererrichtung ihrer Gebäude wählten. Die Soester Bevölkerung erwies sich als selbstbewusst genug, um nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges die Architekturströmung der Heimatschutzarchitektur isoliert von ihrer faschistischen Denunzierung zu betrachten und sie als Form des Wiederaufbaus ihrer Stadt zu wählen. Nicht zuletzt geschah dies, um der mittelalterlichen, stark zerstörten Stadt ein „historisches“ Aussehen zu bewahren. Im Ergebnis wirkt das Gesamtbild der Stadt wieder sehr historisch.

4. Bewertung

Die Heimatschutzarchitektur legte keinen Wert auf die Schaffung signifikanter Prachtbauten, deswegen fällt es den Soester Bauten naturgemäß schwer, aus der Masse der weiteren Bauten der Heimatschutzarchitektur in ganz Deutschland herauszuragen, doch sind sie alle strikt nach den Grundsätzen der Heimatschutzarchitektur errichtet und aus diesem Grund mit Recht mustergültig zu nennen. Sie müssen nicht hinter anderen Bauten des Stils zurücktreten. Alle Gebäude dokumentieren die regionalen architektonisch-ästhetischen Tendenzen der Heimatschutzarchitektur der 1920er- und 1930er-Jahre in Soest, die an der Patroklischule sogar mit expressionistischen Anklängen vermischt wurden.

An dieser Stelle muss jedoch auch erwähnt werden, dass Anfang des 20. Jahrhunderts in Soest zwar viele Bauten im Stil der Heimatschutzarchitektur geschaffen wurden, denen selbstverständlich eine angemessene Würdigung zusteht, doch erstarrte die Kleinstadt Soest nicht in provinziell-heimattümelnder Beschränktheit. Die Soester waren durchaus offen für andere moderne Kunstströmungen des frühen 20. Jahrhunderts. Einige bekannte expressionistische Maler wirkten in Soest, so z. B. Wilhelm Morgner, gebürtiger Soester, aber auch Emil Nolde, Christian Rohlf oder Karl Schmitt-Rottluff; die Stadt wurde oftmals Thema ihrer Werke. Des Weiteren verfügt Soest über drei Villen von Bruno Paul, die stellvertretend für moderne Architekturströmungen genannt werden können. Denn „die drei noch erhaltenen Villen in Soest sind nicht nur als Belege für das Werk Bruno Pauls“ zu sehen, „sie zeigen auch, dass es in den zwanziger Jahren in der westfälischen Kleinstadt, also fern von den damaligen großen kulturellen und wirtschaftlichen Zentren, alteingesessene, mittelständische Unternehmen gab, deren Geschmack in keiner Weise dem Klischeebild von provinziellen Honoratioren mit dem Horizont ‚fortschrittsfeindlicher Bodenständigkeit‘ entsprochen hat“⁵³.

Soest war bedingt durch sein mittelalterliches Stadtbild ein fruchtbarer Boden für die Arbeit der Heimatschutzarchitektur. Die Hochzeit des Bauschaffens dieser Phase liegt in Soest vor dem Zweiten Weltkrieg, hauptsächlich geprägt durch Wolf und Schlipf. Der Missbrauch der Heimatschutzarchitekturidee in der Zeit der Aufrüstung vor dem Zweiten Weltkrieg ist in Soest an der Errichtung der drei großen Kasernen abzulesen. Nach Beendigung des Krieges fiel in Soest die Entscheidung für die Heimatschutzarchitektur als Form des Wiederaufbaus. Es ist festzustellen,

⁵³ Jost Schäfer: Bruno Paul in Soest. Villen der 20er Jahre und ihre Ausstattung (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen. 23). Bonn 1993, S. 6.

dass die Heimatschutzarchitektur auf eine lange Tradition in der Stadt zurückblicken kann, jedoch nicht, weil der künstlerische Horizont der Provinzstadt hierauf beschränkt war, denn es waren wie erwähnt auch andere Strömungen in Soest heimisch. Vielmehr erfolgte eine bewusste Entscheidung sowohl für die Heimatschutzarchitektur als auch für die Moderne⁵⁴.

Es erscheint fragwürdig, ob das Erfinden eines Stils, selbst durch Herausfiltern der besten Kriterien historischer Architektur, sich gegenüber dem Historismus als gerechtfertigt bezeichnen kann oder ob in diesem Licht die Historismuskritik hinfällig ist. Die Heimatschützer verfahren ähnlich eklektisch, um den Stil der Heimatschutzarchitektur zu schaffen. Beim Wiederaufbau der Stadt geschah dies sogar in noch größerem Maße, indem man Gebäudeansichten schuf, die nicht historisch begründet waren, sich aber nach heimatschutzarchitektonischen Gesichtspunkten richteten. Das Schaffen eines „neuen historischen“ Stadtbildes mag zwar positiv für einen harmonischen Gesamteindruck sein, kann aber nicht als „recht“ im Sinne des Heimatschutzes gelten.

⁵⁴ Vgl. zum „Neuen Bauen“ zur selben Zeit: Jost Schäfer: Neues Bauen - die ehemalige Taubstummenanstalt in Soest. In: Soester Zeitschrift 101 (1989), S. 174-183.

THOMAS SPOHN

HUBERTUS SCHWARTZ (1883-1966) – „SOEST IN SEINEN DENKMÄLERN“¹

Nicht den studierten Juristen, nicht den Kämmerer in Stargard und Senator in Danzig, nicht den Anwalt in Soest seit 1932, nicht den Landrat des Kreises Soest von 1946 bis 1948 und Bürgermeister von Soest zwischen 1948 und 1952, nicht den Ehrendoktor und Ehrenbürger Hubertus Schwartz und auch nicht den jahrzehntelangen – wie man ihn genannt hat – ‚Monarchen‘ Ihres Vereins gilt es zu würdigen – das haben schon vielfach viel Berufenere getan². Hier soll es einzig gehen um das, was Hubertus Schwartz selbst als sein Lebenswerk bezeichnet hat: *Soest in seinen Denkmälern*.

Zwei Textbände und ein Abbildungsband waren geplant, sechs Bände sind es schließlich nach offizieller Zählung geworden. Sie sind zwischen 1955 und 1962 erschienen, die ersten drei wurden von 1977 bis 1979 nachgedruckt.

Band I ist den profanen Denkmälern einschließlich der öffentlichen Bauten und der Stadtbefestigung gewidmet³. Er hebt jedoch an mit einleitenden Texten zur Entwicklung der verschiedenen Sparten der Kunst – Baukunst, Malerei, Plastik etc. – in Soest sowie mit den überlieferten Stadtansichten und dem Schrifttumsverzeichnis. In Band II sind die romanischen Kirchen abgehandelt⁴. Es ist ein besonderes Verdienst von Schwartz, dass hier – wie in allen seinen Bänden – auch untergegangene Gebäude und Kunstgegenstände nach älteren Nachrichten aufgeführt sind. Er zeichnet also ein

¹ Der Vortrag entstand im Rahmen der Arbeit des Verf. im Fachbereich Inventarisierung beim LWL-Amt für Denkmalpflege in Westfalen. Er wurde für die schriftliche Fassung nur leicht überarbeitet; die Anmerkungen beschränken sich auf konkrete Nachweise; eine umfassende Darstellung des Zugewinns an Erkenntnissen zu den Soester Baudenkmalern nach Erscheinen der Bände von Hubertus Schwartz, d. h. eine Bibliographie zur jüngeren Soester Kunst- und Baugeschichtsschreibung, war im Rahmen dieser kleinen Würdigung nicht zu leisten.

² Zuletzt Paul Leidinger: Hubertus Schwartz, Soest und die moderne Stadtgeschichtsforschung. In: Soester Zeitschrift (im Folgenden abgekürzt SZ) 95 (1983), S. 7-24; speziell mit Blick auf Schwartz als Vorsitzenden des Vereins: Gerhard Köhn: 100 Jahre Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest. In: Ders. (Hrsg.): Soest. Stadt-Territorium-Reich. Soest 1981 (SZ 92/93 (1980/81)), S. 795-863.

³ Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern. Erster Band: Profane Denkmäler. Soest 1955.

⁴ Ders.: Soest in seinen Denkmälern. Band 2: Romanische Kirchen. Soest 1956.

Bild des ‚alten Soest‘ nicht nur nach dem Erhaltenen, sondern auch nach den Quellen. Im dritten Band finden sich die gotischen Kirchen, aber auch Nachträge und Ergänzungen, z. B. zum Stadtsiegel, zu den Windmühlen, den charakteristischen Einfriedungsmauern und zum Walburger Friedhof. Auch dieser Band enthält Orts- und Personen-/Familienregister sowie ein Sach- und ein Wappenverzeichnis⁵. 1961 erschien ein fünfter Band⁶ zu den Kirchen der Soester Börde. Dieser gründet auf einer Artikelserie, die Schwartz in den 1930er- und 40er-Jahren im Soester Heimatkalender publiziert hat⁷. 1962 dann folgte als sechster und letzter Band das „Soester Wappenbuch“⁸. Bei den Abbildungen aller Bände musste sich Schwartz aus Kostengründen weitgehend auf Zeichnungen beschränken. Die Fotografien wurden stattdessen im vierten Band mit einer Aufteilung in drei Teilbände⁹ konzentriert.

Nicht offiziell mitgezählt, aber in unmittelbarem Zusammenhang stehen drei weitere Bücher: Zum Ersten der Band mit den vordem verstreuten, nun „Gesammelte[n] Aufsätze[n] von Hubertus Schwartz“¹⁰ aus den Jahren 1908 bis 1962 und zum Zweiten die in Schwartz' Todesjahr erschienene Abhandlung zu den „Straßennamen der Stadt Soest“¹¹. Als Drittes ist zu nennen die „Kurze Geschichte der ehemals freien Hansestadt Soest“. Sie war ursprünglich als stadtgeschichtliche Einleitung von „Soest in seinen Denkmälern“ gedacht. Der Text wurde jedoch zur 500-Jahr-Feier der Soester Fehde von Schwartz bereits vorab im Jahr 1949 publiziert¹².

Im Aufbau und im Themenspektrum ähnelt das denkmalkundliche Werk von Hubertus Schwartz also ganz entschieden den Bänden der Reihe „Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen“. Die Herausgabe dieser 1893 begonnenen Reihe der so genannten Inventarbände gehört zu den vornehmsten Aufgaben des denkmalkundlichen Fachamtes für Westfalen, angesiedelt in Münster beim Provinzialverband bzw. seiner Nachfolgeorganisation,

⁵ Ders.: Soest in seinen Denkmälern. Band 3: Gotische Kirchen, Ergänzungen. Soest 1957.

⁶ Ders.: Soest in seinen Denkmälern. 5. Band: Die Kirchen der Soester Börde. Soest 1961.

⁷ Ders.: Die Landkirchen des Kreises Soest. In: Heimatkalender für den Kreis Soest. Verschiedene Folgen in den Jahrgängen 1934 bis 1949.

⁸ Ders.: Soest in seinen Denkmälern. 6. Band: Soester Wappenbuch. Soest 1962.

⁹ Ders.: Soest in seinen Denkmälern. 4. Band, unterteilt in: Der Abbildungen erster Teil: Stadtbild – Profanes. Soest 1958; Der Abbildungen zweiter Teil: Kirchliche Baukunst – Bildhauerei. Soest 1959; Der Abbildungen dritter Teil: Malerei – Kleinkunst, Abschluss. Soest 1960. Dieser letzte Teilband enthält auf sieben Seiten auch Errata und Ergänzungen sowie einen Plan der Altstadt mit der Bezeichnung „Denkmälerplan“, wobei die Signatur zwischen erhaltenen und abgebrochenen Objekten unterscheidet. Angefügt ist auch ein Register der Abbildungen in der oben beschriebenen Gliederung.

¹⁰ Hubertus Schwartz und Wolf-Herbert Deus: Gesammelte Aufsätze von Hubertus Schwartz. Soest 1963.

¹¹ Hubertus Schwartz: Die Straßennamen der Stadt Soest. Soest 1966.

¹² Ders.: Kurze Geschichte der ehemals freien Hansestadt Soest. Soest 1949.

heute unter dem Namen LWL-Amt für Denkmalpflege in Westfalen. In dieser Reihe hatte der damalige Provinzial-Konservator Albert Ludorff im Jahr 1905 die „Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Soest“ vorgelegt¹³, in denen die Stadt selbst weit über die Hälfte des Raumes einnimmt¹⁴. Dieser Band, bei dem bis heute die Fülle nunmehr historischer Abbildungen besticht, galt kaum 40 Jahre später insbesondere aufgrund seiner doch recht knapp gehaltenen Texte als überarbeitungsbedürftig.

1939 vergab daher der Provinzialkonservator den Auftrag für die Aufarbeitung des Denkmäler-Bestandes der Stadt Soest an einen Doktoranden, der 1939 mit der Arbeit begann, 1940 jedoch zum Kriegsdienst eingezogen wurde und 1942 fiel¹⁵. Unmittelbar mit Bekanntwerden der Todesnachricht wandte sich Schwartz an den damaligen obersten Denkmalpfleger, Provinzialkonservator Wilhelm Rave: „Ich möchte Ihnen einmal die Frage unterbreiten, ob Sie damit einverstanden wären, wenn ich die Neuauflage des Inventarisationswerks des Kreises oder auch nur der Stadt Soest [...] übernehmen würde? Ich gehe seit einiger Zeit mit dem Gedanken um, meine Rechtsanwaltschaft aufzugeben und würde dies mit Abschluss des Krieges ohnehin getan haben. Ich würde dann Zeit genug besitzen, um mich der Arbeit zu widmen und sie evtl. so zeitig fertig zu stellen, dass doch noch das Erscheinen zur 500-Jahrfeier der Soester Fehde ermöglicht werden würde.“

Schwartz und der Provinzialkonservator waren schon viele Jahre bekannt. Wilhelm Rave hatte sein Amt 1931 angetreten¹⁶, also nur kurz bevor Schwartz nach Soest zurückkehrte. Seit dem Jahr 1932 fehlt in kaum einer der Soest betreffenden Akten des westfälischen Denkmalamtes ein Hinweis auf Schwartz' Aktivitäten, sei es als Privatmann, als Presbyter der Petri-Kirchengemeinde oder seit 1933 als Vorsitzender Ihres Vereins. Wenige Beispiele mögen genügen: 1934 etwa die Restaurierung der Wandmalereien in der Petrikirche¹⁷ sowie die Klage über starke Schäden durch zunehmenden Verkehr, z. B. am Patrokli-Turm, verbunden mit dem Appell zur Verkehrsberuhigung¹⁸, 1935 im Namen des Vereins die Klage über mangelnde Rücksichtnahme von Neubauten auf das charakteristische

¹³ Albert Ludorff: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Soest. Münster 1905; er konnte aufbauen auf dem schmalen Band von Carl Memminger: Die Kunstdenkmäler des Kreises Soest. Essen 1881.

¹⁴ Ludorff (wie Anm. 13), S. 83-148, Tafeln 46 -142.

¹⁵ Fakten und Zitate zu diesem Vorgang sind entnommen den Akten des Denkmalamtes (heute: LWL-Archivamt C 76 Nr. 1105 und 1120); gleichsam die ‚Gegenüberlieferung‘ findet sich im Nachlass Schwartz im Stadtarchiv Soest (frdl. Hinweis Dr. Gerhard Köhn).

¹⁶ Wilhelm Rave amtierte von 1931 bis 1952 als Landeskonservator.

¹⁷ LWL-Archivamt C 76 Nr. 1042.

¹⁸ Ebd.

Stadtbild¹⁹, 1938 die Wiederherstellung des Freiligrathhauses²⁰, 1939 die Ausgestaltung des Rittersaales im Burghof – mit den historischen Stuckreliefs von 1560, ergänzt um Neuschöpfungen²¹ – und 1940 der Neubau des bombenzerstörten Hauses ‚Kuhfuß‘ an der Marktstraße²².

Aufgrund dieser gemeinsamen Erfahrungen hatte Landeskonservator Rave den Vorstoß von Schwartz, wie er selbst rückblickend schreibt, „sehr begrüßt, da er als ausgezeichnete Kenner der Soester Vergangenheit mir hierfür besonders geeignet erschien. Gerade heute, da so viele Zeugen der Soester Geschichte verschwunden sind, ist es [...] positiv zu bewerten, dass S[chwartz] [...] sich dieser Aufgabe unterziehen konnte.“ Nachdem auch Soests Bürgermeister Dr. Scharnow und Provinzial-Landeshauptmann Kolbow sowie Kreisleiter Coert zugestimmt hatten, ging Schwartz nach der offiziellen Auftragserteilung am 4. August 1942 zügig an die Bearbeitung. Ab September 1943 legte er sukzessive Manuskripte für die einzelnen Denkmäler bzw. Denkmalgattungen vor und selbst Kapitulation und Neuaufbau scheinen sein Arbeitstempo nur wenig beeinträchtigt zu haben. Ein großer Tag schien Schwartz – knapp 5 Jahre nach der Auftragserteilung – der 2. August 1947: „Heute kann ich Ihnen zu meiner Freude mitteilen, daß die Neuinventarisierung der Kirchen und öffentlichen Profangebäude, der Stadtbefestigungen sowie die geschichtliche und kunstgeschichtliche Einleitung für das gesamte Werk fertiggestellt ist. Es handelt sich bisher um etwas über 1100 Schreibmaschinenseiten.“

Was folgte, waren jedoch jahrelange Verzögerungen bei der Drucklegung. Es war nicht nur das Fehlen des benötigten Kunstdruckpapiers, sondern auch die Absicht des Landeskonservators, vor den Bänden zu Soest noch die Kreise Brilon, Borken und Unna zum Druck²³ und damit die 1893 begonnene Reihe flächendeckend zu Ende zu bringen. Der Band Soest sollte den Auftakt bilden zu einer zweiten Reihe, die die Bau- und Kunstdenkmäler Westfalens in wesentlich vertiefter Form darstellt²⁴. Hinzu trat einerseits für Schwartz die Aufgabe, die in der Folge der Kriegs-

¹⁹ Anlass war der Torley'sche Neubau in der Jakobstraße, denn er habe „den feinen Rhythmus, den gerade diese Straße durch die Reihe ihrer Giebedächer besaß, zerschlagen“ (nach Köhn (wie Anm. 2), S. 809f.).

²⁰ LWL-Archivamt C 76 Nr. 1042; verschiedene Bauzustände bis in die Nachkriegszeit zeigt: Schwartz (wie Anm. 5), S. 188.

²¹ LWL-Archivamt C 76 Nr. 1042; Schwartz 1958 (wie Anm. 9), S. 26-30.

²² LWL-Archivamt C 76 Nr. 1042.

²³ Erschienen in den Jahren 1952, 1954 und 1959.

²⁴ Diese zweite Serie ist bis heute nicht vollendet. Im Gegenteil: Nach den Städten Detmold und Lemgo hat zuletzt nur die Stadt Minden Bearbeitung erfahren. Erst jüngst konnte der letzte von zehn Minden-Bänden mit insgesamt elftausend (!) Seiten vorgelegt werden. Ähnliche Dimensionen würde heutzutage wohl auch eine Neubearbeitung des Soester Denkmälerbestandes erreichen, die – 50 Jahre nach „Soest in seinen Denkmälern“ – lohnend und wünschenswert ist.

zerstörungen insbesondere durch archäologische Grabungen ermöglichten neuen Befunde und Erkenntnisse einzuarbeiten. Andererseits drängte der neue Landeskonservator Theodor Rensing – auch Rave war in Ruhestand getreten – auf die Überarbeitung von Textteilen nach den Richtlinien des Gesamtwerks und schließlich auch auf die Streichung ganzer Kapitel – zu Stadtwappen, Stadtsiegel und Münzen, aber auch zur kunstgeschichtlichen Entwicklung –, weniger weil er ihre Qualität angezweifelt oder die Relevanz für die Soester Geschichtsschreibung abgestritten hätte, sondern weil solche Teile in den deutschlandweit vereinbarten Richtlinien für die Inventarbände nicht vorgesehen waren und sind. Dazu schrieb Hans Thümmler, der für Soest nunmehr zuständige Referent des Denkmalamtes: „Zu den Kapiteln über die Stadtsiegel, Stadtwappen und Münzen ist zu sagen, dass die gewählte Darstellung dem allgemein üblichen Schema der Inventarisierung nicht gerecht wird, als sie nicht von den Objekten ausgeht, sondern die einzelnen Kapitel in Form selbständiger Aufsätze abgefaßt sind. [...] Eine kunstgeschichtliche Einleitung soll grundsätzlich wegfallen. Zu dieser Überzeugung ist man auch in anderen Ländern gelangt, nachdem sich immer wieder gezeigt hat, wie schnell solche kunsthistorischen Resümées durch fortlaufende neuere Forschungen in Frage gestellt werden.“²⁵

Zu solchen Überarbeitungen und Streichungen war Hubertus Schwartz nicht bereit. Er sah sein Lebenswerk in Gefahr. „Ich stehe vor meinem 70. Geburtstag“, schrieb er am 9. April 1953. „Die Hoffnung, jemals das fertige Werk in Händen zu halten, habe ich aufgegeben.“ Das freilich entsprach nicht ganz der Wahrheit, denn tatsächlich setzte Schwartz alle möglichen Hebel in Bewegung, um die Veröffentlichung doch noch zu erleben. Was folgte, war ein umfangreicher und für alle Beteiligten in der Rückschau doch eher unrühmlicher Briefwechsel. Das braucht man im Detail nicht auszubreiten²⁶, zumal das Ergebnis ohnehin bekannt ist: Am 9. Oktober 1954 teilte die Stadt Soest, deren Bürgermeister Hubertus Schwartz nun bereits nicht mehr war, ihre Absicht mit, „das Schwartz'sche Inventar von sich aus im Rahmen der Soester wissenschaftlichen Beiträge in vereinfachter Form herauszubringen.“ So geschah es und der Landeskonservator steuerte doch immerhin noch einen namhaften Zuschuss in Höhe von zwei Fünfteln der Gesamtkosten bei.

So also hat es sich zugetragen, dass „Soest in seinen Denkmälern“ nicht in der Reihe der „Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen“ erschien. Ein negatives oder auch nur einschränkendes Urteil über die Qualität ist damit nicht gefällt. Im Gegenteil: Durch genaue Beobachtung und Auswertung

²⁵ Stellungnahme Hans Thümmler vom 11.5.1953 (LWL-Archivamt C 76 Nr. 1105).

²⁶ Auch Schwartz selbst belässt es hier bei Andeutungen; Schwartz (wie Anm. 3), S. 7f.

von Archivalien, darunter insbesondere der Stadtrechnungen, hat Schwartz zu vielen einzelnen Denkmälern neue Erkenntnisse gewonnen, andere Einsichten formuliert und Zugänge zu weiteren Forschungen geöffnet. Als Gesamtüberblick ist das Werk von Schwartz bis heute unerreicht und damit unverzichtbar für alle, die sich dem klassischen Denkmälerbestand und damit der Geschichte der Stadt Soest nähern.

Dem tut überhaupt kein Abbruch, dass in den seitdem vergangenen 50 Jahren zu fast allen von Schwartz beschriebenen Denkmälern neue und vertiefende Erkenntnisse zusammengetragen wurden: Es unterstreicht vielmehr die außerordentliche Bedeutung der Stadt Soest und ihrer Denkmäler, dass sie bis heute immer wieder aufs Neue zu vertiefenden Forschungen anregt²⁷. Dies betrifft die Baudenkmäler ebenso wie die heute untätigen Schichten früherer Epochen: Gerade die oft spektakulären Befunde der Soester Stadtarchäologie lassen manche Aspekte gerade der Frühgeschichte der Stadt in einem ganz anderen Licht erscheinen als vor 50 Jahren²⁸. Wer also heute ‚den Schwartz‘ in die Hand nimmt, muss gleichzeitig nach den jüngeren Publikationen Ausschau halten – die bisher erschienenen Bände der Stadtgeschichte²⁹ gehören selbstverständlich dazu. Es verbietet sich jedoch, ihn nicht in die Hand zu nehmen, finden wir doch bis heute nur hier eine Einordnung des einzelnen Objekts in den Gesamtbestand an Baudenkmälern, eine Einbettung in den Geschichtsfluss der Stadt.

Es waren deshalb die vielen Ehrungen, die Hubertus Schwartz noch zu Lebzeiten gerade auch für die Aufarbeitung der Geschichte Soests und seiner Baudenkmäler zuteilwurden, durchaus nicht voreilig – Lob und Hochachtung haben bis heute ungeschmälert Bestand. Es ist dabei ja auch zu bedenken, dass Schwartz einen ganz anderen Beruf erlernt und ausgeübt hat, dass er also auf den Gebieten der Geschichte und der Kunstge-

²⁷ Von jüngeren Werken, auf die man heute zurückgreifen muss, seien nur beispielhaft erwähnt: Hubertus Michels: *Städtischer Hausbau am mittleren Hellweg. Die Entwicklung der Wohnbauten in Soest von 1150 bis 1700*. Münster 1998; Jochen Luckardt (Hrsg.): *Westfalia Picta*. Band IV: Krs. Soest/Krs. Unna/Stadt Hamm. Bielefeld 1989, hier S. 211-258. Die Literatur zu Kirchen ist Legion; gegenwärtig bieten die Baumaßnahmen an der Wiesenkirche Anlass zur Bauforschung, so etwa durch Peter Barthold (LWL-Amt für Denkmalpflege) am Dachwerk.

²⁸ Zuletzt u. a.: Susanne Jülich: *Die frühmittelalterliche Saline von Soest im europäischen Kontext*. Mainz 2007; Walter Melzer (Hrsg.): *Handel, Handwerk, Haustiere – Zur Geschichte von Markt und Tiernutzung in Soest*. Soest 2007.

²⁹ Heinz-Dieter Heimann, Wilfried Ehbrecht und Gerhard Köhn (Hrsg.): *Soest. Geschichte der Stadt*. Band 2: *Die Welt der Bürger. Politik, Gesellschaft und Kultur im spätmittelalterlichen Soest*. Soest 1996; Ellen Widder, Wilfried Ehbrecht und Gerhard Köhn (Hrsg.): *Soest. Geschichte der Stadt*. Band 3: *Zwischen Bürgerstolz und Fürstenstaat. Soest in der frühen Neuzeit*. Soest 1995.

schichte – im besten Sinne des Wortes – nur Dilettant war. Die Leistung erscheint zudem rückblickend besonders bemerkenswert angesichts der schlechten Jahre, in denen das Werk entstanden und erschienen ist. All diese Faktoren muss sich vor Augen halten, wer heute das Lebenswerk von Schwartz würdigen will: Das Werk selbst ist schon Bestandteil der Geschichte – ist Geschichte der Geschichtsschreibung geworden. Es bedarf somit wie jedes historische Ereignis einer Erläuterung auch seiner Rahmenbedingungen.

Zwei Punkte seien dazu ausgeführt.

Der klassische Kanon an Denkmälern

Da ist zum Ersten festzuhalten, dass als ‚Denkmäler in Soest‘ für Hubertus Schwartz in erster Linie jene Monumente galten, die von der Blütezeit der Stadt künden. Als solche wiederum verabsolutierte er das Mittelalter, die Zeit vor der Fehde, vielleicht noch das Jahrhundert der Reformation³⁰.

Die romanischen und gotischen Kirchen füllen jeweils fast einen kompletten Band – für „neue [d. h. jüngere] Kirchen und Kapellen“ genügt dagegen ein Anhang von 1 ½ Seiten einschließlich der Nennung von Neubauten der Nachkriegszeit bis 1957³¹. Tatsächlich sind in Soest ja zwischen dem 15. und 19. Jahrhundert keine kompletten Kirchenneubauten mehr erfolgt, die Gewichtung bei Schwartz widerspricht also nicht komplett der Realität, und natürlich führt er in den Einzelbeschreibungen der alten einschließlich der untergegangenen Kirchen auch jüngere Ausstattungsstücke und Baumaßnahmen an – er lässt jedoch nie Zweifel hinsichtlich seiner Werturteile. Die Beschreibung von St. Patrokli etwa schließt mit der Bemerkung: „Was spätere Jahrhunderte – also nach 1300 – noch am Bau der Kirche gearbeitet haben, ist ihr nicht förderlich gewesen.“³² Allerdings sei hervorgehoben, dass Schwartz künstlerische Leistungen seiner Gegenwart keineswegs grundsätzlich ignorierte. Tatsächlich ist schon im Werk von Schwartz³³ die mittlerweile berühmte französische Kapelle in der Kaserne bzw. im Kriegsgefangenenlager³⁴ benannt, auf die er noch während des Krieges aufmerksam gemacht worden war³⁵.

³⁰ Der Reformation hatte Schwartz seine erste historische Publikation gewidmet: Hubertus Schwartz: Geschichte der Reformation in Soest. Soest 1932.

³¹ Ders. (wie Anm. 5), S. 168f.

³² Ders. (wie Anm. 4), S. 56.

³³ Ders. (wie Anm. 5), S. 169.

³⁴ Barbara Köster: Die Französische Kapelle in Soest. Heimat - Heilige - Hintergründe. Essen 2004.

³⁵ So berichtet er am 19.1.1944, dass im Offiziersgefangenenlager am Meininger Weg die französischen Offiziere die Kapelle künstlerisch ausgemalt hätten und dass von diesen Wandge-

Unter den Profanbauten interessierten Schwartz neben der Stadtbefestigung vorrangig die mittelalterlichen Pfalzen und die öffentlichen bzw. halb-öffentlichen Gebäude mit Bedeutung für die Stadtgeschichte: Rumene, Goldener Löwe, der Seel oder der Stern, das Stalgadum und das Waisenhaus – alles in allem 43 Seiten³⁶. Für das vielgliedrige Rathaus bietet Schwartz unter Auswertung der Stadtrechnungen eine differenzierte Baugeschichte bis hin zu den Erneuerungen nach den Bombenschäden³⁷, jedoch immer mit der primären Fragestellung, was sich in den einzelnen Flügeln jeweils an Älterem noch verbirgt oder zur ‚Blütezeit‘ an deren Stelle einstmals befunden hat.

Demgegenüber genügen Schwartz für die Privathäuser – immerhin über 1.300 noch im 18. Jahrhundert³⁸ – insgesamt nur 29 Seiten³⁹. Knapp 200 Gebäude werden angesprochen unter Einschluss auch der im gerade eben zu Ende gegangenen Krieg zerstörten Häuser. Auf jedes Haus können so nur wenige Zeilen entfallen; der Schwerpunkt der Aussagen liegt auf besonderen Schmuckelementen und damit insgesamt auf nicht nur besonders alten, sondern auch besonders repräsentativen Gebäuden. 46 der Häuser kann Schwartz dem 16., 75 dem 17. und 61 dem 18. Jahrhundert zuweisen. Aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hält er auf insgesamt nur einer Seite lediglich elf Objekte für erwähnenswert⁴⁰. Was nach der Mitte des 19. Jahrhunderts entstand, lehnte Schwartz ganz entschieden ab: „Und das 19. Jahrhundert? Es hat in allem in unserer Stadt nur zerstört, nichts neu geschaffen. Hoffen wir, wozu der Anfang gemacht ist, dass die Gegenwart wieder da ansetze, wo die alte Zeit aufgehört hat, auf dass die Stadt Soest mit ihrer Kunstübung in Zukunft wieder an die Spitze Westfalens trete.“⁴¹

Über Schwartz' Werturteil mag mancher vielleicht sogar noch heute streiten wollen, aber unzweifelhaft entspricht seine Aussage nicht den Tatsachen. Man muss noch nicht einmal an die Ausfallstraßen oder in die Stadterweiterungsgebiete gehen: Selbst im unmittelbaren Stadtkern hat

mälden Fotografien angefertigt werden sollten, wie auch, dass eine französische Kunstzeitschrift schon einen Aufsatz darüber gebracht habe (nach Gerhard Köhn (Hrsg.): *Bomben auf Soest*. Soest 1994, S. 322).

³⁶ Schwartz (wie Anm. 3), S. 139-182.

³⁷ Ebd., S. 119-128.

³⁸ Als Bestand an Wohnhäusern sind ermittelt 1757 1.344, 1775 1.266 und 1798 1.231 (nach (aber: Spatium) Volker Jakob und Gerhard Köhn: *Wege zum Modell einer mittelalterlichen Stadt – Sozialtopographische Ermittlungen am Beispiel Soest*. Soest 1985, S. 10).

³⁹ Schwartz (wie Anm. 3), S. 183-212.

⁴⁰ Ebd., S. 202f.

⁴¹ Allerdings soll nicht verschwiegen werden, dass Schwartz diese Auffassung bereits in sehr jungen Jahren, nämlich 1911, niedergeschrieben hat; Hubertus Schwartz: *Der Typ des Soester Bürgerhauses*. In: *Soester Anzeiger*, 1. Juni 1911; zitiert aus dem Nachdruck: Schwartz (wie Anm. 10), S. 86-89, hier S. 89.



*Abb. 1: Architektur des späten 19. Jahrhunderts als Baudenkmal;
z. B. historistische Villa gegenüber der Nikolaikapelle. Foto: Verf., 2008*

das 19. Jahrhundert vieles „neu geschaffen“, sind historistische Bauten hoher Prägnanz und oft auch Qualität entstanden und erhalten (Abb. 1).

Mit seinem Schwerpunkt der Betrachtung der klassischen Denkmäler der Sakralbauten, der öffentlichen Gebäude und der Höfe und Häuser der städtischen Führungsschichten unter besonderer Betonung der frühen städtischen Blütezeit steht das Werk von Schwartz natürlich nicht allein, im Gegenteil: Es ist typisch für die bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts gängige Vorstellung darüber, was ein bedeutendes Denkmal und damit als solches zu erhalten sei. Nur ganz allmählich wandelte sich – nicht wie fälschlich oft formuliert, der Denkmalbegriff, sondern – die Vor-



*„Reiche“ Häuser neben „armen“ Häusern: z. B. an der Osthofenstraße.
2a Osthofenstraße 42. 2b Osthofenstraße 36 bis 40.
Fotos: Verf., 2008*

stellung, was alles unter dem Begriff des Denkmals zu fassen sei⁴².

Heute ist zum einen anerkannt, dass auch viele vordem fast übersehene Baugattungen einen wichtigen Beitrag zur Ablesbarkeit historischer Zustände und Entwicklungen bieten können. So stehen nun die bescheidenen Unterkünfte der klein- und nichtbürgerlichen Schichten ganz selbstverständlich neben den künstlerisch-repräsentativ gestalteten Häusern der Kaufleute und Honoratioren – und nicht mehr nur real wie z. B. an der Osthofenstraße (Abb. 2), sondern auch im aktuellen Denkmalverzeichnis der Stadt Soest.

Ein zweites Beispiel geben die Bauten der Produktion. Bei Schwartz treten sie ausschließlich in der Form der städtischen Windmühlen⁴³ in Erscheinung. Und während z. B. 1989 die für das Ortsbild wie für die Wirtschafts-



Abb. 3: Gebäude mit technischen Funktionen als Baudenkmäler; z. B. das Lagerhaus der Romberg'schen Mühle in Wippringsen hinter dem Kontorgebäude an der Jakobistraße.
Foto: Stadtarchiv Soest

geschichte der Stadt gleichermaßen bedeutsame Plange-Mühle⁴⁴ und sogar eben jene bei Schwartz genannte Windmühle noch im Jahr 1987 abgerissen wurden, wird heute die Bedeutung etwa von Brennereigebäuden⁴⁵ oder Lagerhäusern (Abb. 3) zumindest öffentlich nicht mehr infrage gestellt.

Die zuletzt genannten Objekte sind zum anderen relativ jung. Sie entstammen einer Zeit, d. h. einer Epoche der Stadt- und zugeordnet der Baugeschichte, die in der Auffassung von Hubertus Schwartz – wie zitiert – und von fast ausnahmslos allen seinen Zeitgenossen nicht nur keine Denkmäler hinterlassen hat, sondern deren bauliche Hinterlassenschaft man am liebsten aus dem Stadtbild wieder getilgt hätte.

⁴² Dazu Eberhard Grunsky: Vergegenwärtigung unerledigter Aktualität. Einführung in das Tagungsthema. In: Gemeinsame Wurzeln – getrennte Wege? Über den Schutz von gebauter Umwelt, Natur und Heimat seit 1900. Jahrestagung 2005 der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland in Münster (Arbeitsheft des LWL-Amtes für Denkmalpflege in Westfalen. 5). Bönen 2007, S. 15-19, hier S. 18.

⁴³ Schwartz (wie Anm. 5), S. 177-181.

⁴⁴ Gerhard Köhn: Soest in alten Bildern Bd. 4:1919–1939, Teil I. Soest 2003, S. 34.

⁴⁵ In Soest z. B. die ehemalige Brennerei von Julius Sternberg aus dem Jahr 1888, Höggenstraße 1b.

Heute indes wird man sich vermutlich auch in Soest an das lange umstrittene Kaiserliche Postamt von 1888 gewöhnt haben⁴⁶ und manchem Wohn- und Geschäftshaus, das sich bis heute relativ schroff gegen die umgebende Bebauung abhebt (Abb. 4), dürfte eine Bedeutung für die Architekturgeschichte nicht abzuspüren sein; ob man es als schön empfinden muss, steht auf einem anderen Blatt, ist aber ohnehin für die Bewertung einer möglichen Denkmaleigenschaft unerheblich.

Waren für Hubertus Schwartz und seine Zeitgenossen Denkmäler hauptsächlich das, was älter als 150 Jahre ist, so gilt heute in Deutschland die Zugehörigkeit zu einer abgeschlossenen Epoche, d. h. ein

Alter von etwa 30 Jahren, als Kriterium. Auch in Soest können ja mittlerweile Gebäude oder Gebäudeausstattungen (Abb. 5) nicht nur der jüngeren Zeit als denkmalwert gelten, die eben erst fertig gestellt waren, als Schwartz 1931 nach Soest zurückkehrte, sondern auch solche der jüngsten Zeit⁴⁷, deren Ausführung Hubertus Schwartz selbst noch bekämpfte⁴⁸ oder deren Planungsphase er überhaupt nicht mehr miterlebt hat.

Mit anderen Worten: „Soest in seinen Denkmälern“ und Hubertus Schwartz bieten auf hohem Niveau den damaligen Kenntnisstand zu den klassischen Denkmälern Soests. Heute dagegen sind zwar Denkmäler der jüngeren und jüngsten Zeit – zumindest in Einzelfällen – als solche erkannt und in die Denkmalliste der Stadt eingetragen, jedoch fehlt immer noch eine systematische Übersicht. Für das 19. und 20. Jahrhundert sind natürlich besonders die verschiedenen Text- und Bildbände des langjäh-



Abb. 4: Architektur des späten 19. Jahrhunderts als Baudenkmal; z. B. Wohn- und Geschäftshaus Jakobstraße 30.

Foto: Stadtarchiv Soest

⁴⁶ Zu seinen Gunsten wurde ein großer und bedeutender mittelalterlicher Hof abgebrochen; siehe dazu Köhn (wie Anm. 2), S. 807.

⁴⁷ So die Stadtbücherei von 1969 oder das Wilhelm-Morgner-Haus von 1958-62 (dazu jetzt: Norbert Wex: Der lange Weg zum Morgner-Haus. In: Ders. (Hrsg.): Soester Schau-Plätze. Historische Orte neu erinnert. Soest 2006, S. 261-267).

⁴⁸ Von seinen ablehnenden Haltungen zu einigen Neubauten ist die zum 1958 errichteten, mittlerweile bereits wieder abgebrochenen Hallenbad erkennbar bei: Hans Rudolf Hartung: Das Besondere an Soest. In: Ebd., S. 163-168, hier S. 165.



Abb. 5: Prächtige Ausstattung im Stil des Art déco: Café Fromme, Ecke Markt und Rathausstraße. Foto: Stadtarchiv Soest

rigen Soester Stadtarchivars Gerhard Köhn hervorzuheben⁴⁹. Zwar stellt er selten die individuelle Baugeschichte eines einzelnen Objekts in den Mittelpunkt der Betrachtung, jedoch werden durch vielfältige Quellen die Bau- und Nutzungsgeschichte der Stadt und vieler ihrer Gebäude und damit ihre mögliche stadt-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche und auch ihre politische Bedeutung erhellt. Unter den relativ wenigen vertieften monographischen Darstellungen seien beispielhaft der Band zu den Soester Villen der 1920er-Jahre⁵⁰ und Arbeiten zur Heimatschutzarchitektur der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts genannt⁵¹.

Hubertus Schwartz in seiner Zeitströmung und seinem Soester Umfeld

Bis heute nötigt ganz fraglos Respekt ab, welche Fülle an Stoff Hubertus Schwartz erhoben, durchdrungen und in höchst lesbarer Form vor den Zeitgenossen und der Nachwelt ausgebreitet hat. Dennoch geht fehl,

⁴⁹ Gerhard Köhn: Soest in alten Bildern 1870-1920. Soest 1979; ders.: Soest in alten Bildern, Bd. 2: Die Soester im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Soest 1986; ders.: Soest in alten Bildern, Bd. 3: Das Auto erobert eine Stadt. Soest 1987; ders. (wie Anm. 44).

⁵⁰ Jost Schäfer: Bruno Paul in Soest. Villen der 20er Jahre und ihre Ausstattung. Bonn 1993.

⁵¹ Lena Bartylla: Heimatschutzarchitektur in Soest. Unveröff. Magisterarbeit. Münster 2007; vgl. auch den Beitrag von Lena Bartylla in diesem Band; Gerd-Ulrich Piesch: Heimatschutzarchitektur in Soest im Beispiel einiger Bauten von Paul Schlipf. In: Köhn (wie Anm. 2), S. 731-774.

wer das Werk von Hubertus Schwartz als Denkmalkundler und vor allem als Denkmalpfleger als Einzelleistung sieht. Da ist selbstverständlich als erste Agnes Schwartz zu nennen. Verschiedene Zeitgenossen rühmen ihren Anteil an den geselligen Stunden im Hause Schwartz⁵² und ihr Mann Hubertus dankt ihr in verschiedenen Widmungen mit zeittypisch vagen Formulierungen⁵³. Wer zukünftig den Anteil von Agnes Schwartz am Lebenswerk des Mannes zu ermitteln suchen wird, kann immerhin von dem festen Fundament ausgehen, dass sie – ausgebildete Lehrerin – im Gegensatz zu ihm auch Geschichte studiert hatte⁵⁴.

Genauso wenig scheint mir jedoch das Lebenswerk von Hubertus Schwartz vorstellbar ohne einen breiten Konsens der kulturtragenden bürgerlichen Schicht Soests, in die er eingebettet bzw. von der er getragen war.

Soest, das war – wenn man das Selbstverständnis in den Schriftzeugnissen verallgemeinern kann – in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Gegenbild zur schrillen Großstadt. Bestätigt auch von außen, von reichsweit namhaften Vertretern der Kunstgeschichte, wie Wilhelm Pinder⁵⁵, und der Architektur, wie Paul Schultze-Naumburg⁵⁶, war die Darstellung der Stadt als einst mächtigster Stadt Westfalens, als Vorort und weit über Westfalen hinaus wirkender Hansestadt, als Hauptzentrum der Reformation in Westfalen – und also als historisches Monument von nationaler

⁵² Erwin Sylvanus: Hubertus Schwartz. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens. In: Wolf-Herbert Deus: Die Herren von Soest. Soest 1953, S. 1-30; unter der Kapitelüberschrift „Die Gattin“ heißt es u. a.: „Ohne sie hätte er die vielfältigen und vielschichtigen Leistungen nicht vollbringen können. Sie war nicht nur seine sorgliche und liebevolle Hausfrau, sondern stets auch seine einfühlsame Mitarbeiterin. Ihr Studium der Geschichte und Kunstgeschichte machte sie fähig, seiner reichen Begabung ein aufgeschlossenes Verständnis entgegenzubringen. [...] Sie half ihm bei den Niederschriften und fertigte die Reinschriften, sie überlas die Korrekturen. [...] Frau Agnes [...] schuf der Wohnung ihres Gatten die gediegene, gastliche Atmosphäre [...] Das Ehepaar Schwartz verkörpert für uns das Wesen Soests in beispielhafter Weise, es überantwortet die Tradition der Heimatstadt als eine Wirklichkeit unserer Zeit und auch der Zukunft“ (hier: S. 29f.).

⁵³ So ganz zu Beginn des Werks: „Meiner lieben Frau Agnes Schwartz geb. Schlett, Studienrätin a. D., in dankbarer Erinnerung an 40 Jahre treuer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft“; Schwartz (wie Anm. 3), S. 5.

⁵⁴ Henny Heitmann: Agnes Schwartz – die erste Soester Studentin. In: Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest (Hrsg.): Mitteilungen 38 (2008), S. 19-21.

⁵⁵ In einem Schriftwechsel zur Ortsatzung des Jahres 1936 (also noch bevor 1934 Pinders Buch „Reden an die Zeit“ erschien) zitiert Landeskonservator Rave Wilhelm Pinders Votum auf dem Denkmalpflegetag in Kassel am 7.10.1933: „Am besten wäre es vielleicht, ein erstes Beispiel aufzustellen, eine Stadt wie Soest als Nationaldenkmal zu erklären und die verschiedenen Möglichkeiten beispielsweise daran aufzuzeigen.“ (LWL-Archivamt C 76 Nr. 1042).

⁵⁶ Zahlreiche Abbildungen von Soest bringt etwa Paul Schultze-Naumburg: Kulturarbeiten. Band IV: Städtebau. 2. Aufl. München 1909, z. B. S. 396, 406-408.

Bedeutung kaum angefochtener Konsens und Handlungsauftrag.

Natürlich war im ganzen Deutschen Reich im ausgehenden 19. Jahrhundert das Bewusstsein für die Geschichte gewachsen. Allerorten gründete das Bürgertum Geschichts- und Heimatvereine und überall war die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts auch in der Architektur wesentlich von den Gedanken des Heimatschutzes bestimmt. In Soest jedoch gewannen diese Gedanken besonderes Gewicht: Dies wurde manifest 1915 durch den reichsweit beachteten Wettbewerb um die Stadterweiterung bzw. Stadtentwicklung, den Paul Schmitthener und Gustav Langen gewannen⁵⁷, und ebenso 1921 in der ganz außergewöhnlichen Einrichtung eines besonderen Amtes für Stadtentwicklung und Baupflege⁵⁸.

Insbesondere der Erhalt des tradierten Stadtbildes war also in den 1920er-Jahren schon lange oberstes Programm. Bis 1910 waren bereits etwa 175 Fachwerkhäuser wieder von ihrem (jüngeren) Putzmantel befreit worden⁵⁹, dieses Jahr 1910 ist ein markantes Datum auch wegen des Ratsbeschlusses zum Erlass des Ortsstatuts⁶⁰. Daran knüpfte die Generation der Ende des 19. Jahrhunderts Geborenen an. Sie waren in den 1930er-Jahren zu der auch in Soest bestimmenden Schicht herangewachsen, organisiert in den beiden damals noch nebeneinander bestehenden Vereinen: dem Geschichtsverein und dem Verein Heimatpflege.

Die Namen der wichtigsten Mitstreiter von Hubertus Schwartz in den 1930er- und -40er-Jahren – an ihrer Spitze der Borgeler Pfarrer und Superintendent Adolf Clarenbach⁶¹ – brauchen hier nicht extra genannt zu werden: Sie sind in Soest noch lebendig. Schon seit den 30er-Jahren ist unter den Architekten in vorderster Linie August Dambleff, Leiter des Staatlichen Hochbauamtes in Soest und ab 1950 als Nachfolger Clarenbachs Vorsitzender des Heimatvereins⁶², hervorzuheben; nach Ende des Krieges trat z. B. der Stadtarchivar Wolf-Herbert Deus hinzu. Alle gemeinsam wurden entscheidend wirkungsmächtig im Wiederaufbau nach den Kriegszerstörungen, die mit 62 % errechnet und kartiert wurden⁶³.

⁵⁷ Friedrich Wilhelm Landwehr: Der Wettbewerb für die Stadterweiterung von Soest 1915. In: Köhn (wie Anm. 2), S. 685-730.

⁵⁸ Piesch (wie Anm. 51).

⁵⁹ Ebd. S. 735; Köhn 1979 (wie Anm. 49), S. 69.

⁶⁰ Köhn 1979 (wie Anm. 49), S. 221f.

⁶¹ Gerhard Köhn: Der Verein Heimatpflege Soest unter seinen Vorsitzenden Adolf Clarenbach und Richard Jüsten 1933-1939: In: SZ 116 (2004), S. 190-208.

⁶² Köhn (wie Anm. 2), S. 841.

⁶³ Wolf-Herbert Deus: Kriegszerstörungen in Soest. In: Heimatkalender des Kreises Soest 23 (1950), S. 32f., und in der Soester Chronik 1942-1948. Soest 1951, S. 107. Die Karte wird bis heute vielfach nachgedruckt, zuletzt bei Köhn (wie Anm. 35, S. 25). Eine relativ detaillierte Auflistung der Kriegsschäden ist den zeitgenössischen Protokollen von Hubertus Schwartz zu entnehmen: Ebd., S. 329-336. Die Karte unterscheidet zwischen beschädigt,

Alle vereinigten sich in der 1946 gegründeten und bis 1959 bestehenden „Notgemeinschaft Soest baut auf“⁶⁴, die zuerst vom 28. April bis 26. Mai 1946 mit einer gleichnamigen Ausstellung an die Öffentlichkeit trat⁶⁵. Wesentlicher Motor war Hubertus Schwartz, der 1945 zum „Pfleger der kunstgeschichtlichen, bodenpflegerischen und heimatgeschichtlichen Belange beim Wiederaufbau“ ernannt worden war⁶⁶. Die Bestrebungen der Notgemeinschaft waren bis in die 50er-Jahre hinein nicht nur innerhalb der Stadt unumstritten, sondern fanden auch unterstützende Befürwortung durch die externen, beruflich mit Soest befassten Kräfte des Provinzial- bzw. Landschaftsverbandes: Neben dem schon mehrfach genannten Landeskonservator Rave sei besonders Gustav Wolf genannt, der in den frühen 1920er-Jahren Baupfleger der Stadt gewesen war und seit 1938 als Baupfleger der gesamten Provinz wirkte⁶⁷.

Wichtig war ein gemeinsamer Termin Ende 1945: „Ein Rundgang durch die zerstörte Stadt leitete Ende 1945 den Wiederaufbau ein. Außer dem Provinzialkonservator Dr. Wilhelm Rave nahmen folgende Herren teil: Hubertus Schwartz als ehrenamtlicher Denkmalpfleger, Superintendent Adolf Clarenbach als Vorsitzender des Vereins für Heimatpflege, Verkehrsdirektor Klaus Hilse als Geschäftsführer des Vereins für Heimatpflege und des Vereins für die Geschichte von Soest und der Börde, ein Vertreter des Stadtplanungs- und Baupflegeamtes und der Leiter des Staatshochbauamtes August Dambleff, der gleichzeitig Bevollmächtigter für den Wiederaufbau der Stadt und des Kreises Soest war. Die Anwesenden kamen zu dem Ergebnis, dass das Stadtbild erhalten werden könne, wenn der Wie-

stark beschädigt und zerstört. Nach der Kartierung kann die Zahl von 62 % wohl kaum Totalverluste, sondern ‚nur‘ die Gesamtzahl der überhaupt beschädigten Häuser beziffern.

⁶⁴ Dazu Bartylla (wie Anm. 51), S. 69-73.

⁶⁵ Es folgten zwei weitere Ausstellungen, die schon erste realisierte Beispiele zeigen konnten: 11.5.-1.6.1947 und 1.-22.5.1949.

⁶⁶ Köhn (wie Anm. 2), S. 810; schon deutlich früher hatte Schwartz Überlegungen zum Wiederaufbau an- und vorgestellt; so vermerkt das Protokoll der Vereinssitzung am 5.2.1945: „Die Zerstörungen Soests machen es erforderlich, schon jetzt an den künftigen Wiederaufbau der Stadt zu denken. Es wird von mehreren Seiten die Befürchtung geäußert, daß, wenn nicht schon jetzt die Stadt in Planungen und Vorarbeiten wegen Straßenführung, Platzgestaltung usw. einträte, um der Stadt ihren Charakter zu erhalten, später mit der Reißbrettschneide, Betonhäuser serienmäßiger Herstellung (im Zigarrenkistenstil womöglich) vorgegangen werden würde, was unter allen Umständen verhütet werden müsse. Deshalb soll schon jetzt entsprechend an die Stadtverwaltung schriftlich und mündlich herangetreten werden und Abschrift der Eingabe auch anderen Stellen, z. B. dem Provinzialkonservator übersandt werden (was am 3. bzw. 4.3.1945 geschah).“ (Nach: ebd., S. 330 f.).

⁶⁷ Thomas Spohn: Prof. Dr.-Ing. e. h. Gustav Wolf (1887-1963). Architekt, Baupfleger, Hausforscher. In: Sophie Elpers, Edeltraut Klüeting, Thomas Spohn (Hrsg.): Landwirtschaftliches Bauen im Nordwesten zwischen 1920 und 1950. Münster 2008 (im Druck).



*Dem Alten nachempfunden:
Das ehemalige Hotel Andernach.
Abb. 6a: Zustand vor dem Krieg.*



Abb. 6b: Wiederaufbau. Fotos: Stadtarchiv Soest

deraufbau nach denkmalpflegerischen Grundsätzen erfolge.“⁶⁸

Erklärter und unumstrittener Konsens war, wie Schwartz schon 1945 schrieb, „dass der Wiederaufbau der Stadt und ihrer Bauten pfleglich und im soestischen Geiste vor sich ginge“. Dies liege „im öffentlichen, allgemein soestischen, ja Reichsinteresse“⁶⁹. Ähnlich formulierte auch Adolf Clarenbach: „Unsere Stadt ist schwer verwundet, die Narben werden unverwischbar bleiben, aber nicht nur die Turm-Silhouette, überhaupt das alte Gesicht der Stadt ist nicht zerstört, und das verpflichtet zu einem sinngemäßen Aufbau. Wir wollen nicht konservieren, aber das Erhaltene bewahren, wollen beim Neubau nicht imitieren, aber dem Benachbarten anpassen. Die Pflege des Alten und die Förderung des Neuen gehören zusammen, die Wiederherstellung der Kirchen und der Bau neuer Siedlungen ergänzen einander.“⁷⁰

Für die Kernstadt waren die Vorstellungen der Herren allerdings weit deutlicher ausgeprägt, als sich das aus den zitierten, doch recht unbestimmten Äußerungen erkennen lässt. Tatsächlich gibt es zahlreiche Beispiele für einen Wiederaufbau, bei dem wesentliche Elemente des zerstörten Gebäudes nachempfunden und so weit möglich Bauteile wieder verwendet wurden (Abb. 6)⁷¹. Die Wortführer des Wiederaufbaus und namentlich Hubertus Schwartz gingen jedoch einen entscheidenden Schritt weiter und es war in erster Linie August Dambleff, der diesen Gedanken bildliche Darstellung verlieh. Wäre es allein nach ihnen gegangen, sähe Soest heute bei weitem ‚soestischer‘ aus, als es vor dem Krieg und als es je gewesen war.

Einem durchaus wohl proportionierten Wohnhaus des Jahres 1927 etwa wollte Dambleff im Wiederaufbau mit dem über Eck gestellten Mittelcker das durchaus gemäßigte Element der Architekturströmung der neuen Sachlichkeit genommen wissen (Abb. 7)⁷². Genauso sollte es die ungeliebte historistische Architektur treffen, wie Dambleff bereits 1938 im Rahmen der „Entschandelung“ der Soester Altstadt⁷³ zeichnerisch nie-

⁶⁸ Nach Piesch (wie Anm. 51), S. 761.

⁶⁹ Nach Köhn (wie Anm. 2), S. 813.

⁷⁰ Nach Wolf-Herbert Deus: Betrachtung zur Soester Chronik 1948-1954. In: SZ 71 (1958), S. 101-127, hier S. 112.

⁷¹ Ein weiteres Beispiel ist das 1789 errichtete Haus Hochherz, Grandweg 1; siehe Bartylla (wie Anm. 51), S. 74.

⁷² August Dambleff: Zerstörung und Aufbau im Landkreis Soest 1945-1947. In: Heimatkalender des Kreises Soest 22 (1949), S. 27-30; ausführlich Bartylla (wie Anm. 51), S. 74-77. Bartylla weist darauf hin, dass schon 1927 der ursprüngliche Bauplan von dem damaligen Leiter des Stadterweiterungs- und Baupflegeamtes, Schlipf, abgeändert worden war.

⁷³ Dazu jetzt ausführlich Wolfram Lübbecke: Entschandelung – Über einen ästhetisch-städtebaulichen Begriff der „Denkmalpflege“ im Nationalsozialismus. In: Die Denkmalpflege 65 (2007), S. 146-156.

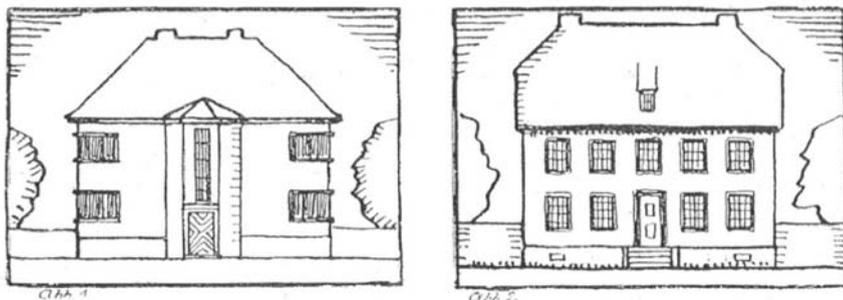


Abb. 7: Das Alte getilgt: Die Zeichnung von August Dambloff zeigt die Straßenfassade des Hauses Thomästraße 30/32 nach der Erbauung im Jahr 1927 und nach dem Wiederaufbau durch den Architekten Bartholme im Jahr 1946. Aus: Dambloff (wie Anm. 72, S. 29).

dergelegt hatte⁷⁴. Für die Architektur der wilhelminischen Kaiserzeit sind die malerischen Dachlandschaften und eine bewegte Tektonik der Wandflächen bis hin zu üppigen Stuckdekorationen in den verschiedenen Baustilen der Vergangenheit charakteristische Elemente: Hier sollte in nüchternen Formen wieder auf- oder gar zurückgebaut werden (Abb. 8).

Dies ist nun das genaue Gegenteil dessen, was man einen Wiederaufbau in Anlehnung an historische Vorbilder nennen dürfte; es ist vielmehr der Versuch, bestimmte Bauformen und damit auch bestimmte Zeitschichten nachträglich aus dem Stadtbild und damit aus der erlebbaren Stadtgeschichte zu tilgen.

Tatsächlich aber scheinen die Wortführer auch damit breiten Rückhalt im Bürgertum und namentlich unter den Bauherren und -herrinnen genossen zu haben⁷⁵. Anders wäre der durchschlagende Erfolg nicht denkbar, der den Wiederaufbau Soests als bedeutendes Zeugnis eines dem Heimatschutz verpflichteten Traditionalismus nun schon wieder zu einem bedeutenden und damit denkmalverdächtigen architekturgeschichtlichen Phänomen

⁷⁴ August Dambloff: Die bauliche Entwicklung im Landkreise Soest. In: Heimatkalender des Kreises Soest 18 (1939), S. 27-32.

⁷⁵ Dessen ungeachtet führte Schwartz Klage über das mangelnde Engagement seiner Mitbürger im Wiederaufbau, so z. B. auf der Sitzung des Vereins am 5.2.1945: „Der Vorsitzende gibt seiner tiefen Enttäuschung über die Haltung der Soester Bevölkerung den Bau- und Kunstdenkmalern der Stadt gegenüber nach den Bombenangriffen und der Beschießung Ausdruck. Nicht das Geringste ist bisher zu ihrer Erhaltung und Sicherung geschehen. Ein führender Handwerksmeister hat ausgesprochen, daß in der Einwohnerschaft nicht verstanden werden würde, wenn man die Baudenkmale eher sichere, insbesondere durch Dachreparaturen, als die Privathäuser [...]. Er stellt die Frage, wenn nach so vieler Jahrzehnte langer Arbeit des Geschichtsvereins und des Vereins Heimatpflege so etwas möglich sei, ob dann die gesamte Heimatarbeit noch Zweck habe und nicht besser überhaupt eingestellt werde. Er habe den Eindruck, daß den Bestrebungen des Vereins oft passive Resistenz, ja versteckte Gegnerschaft gegenüberstehe, und findet das umso unbegreiflicher, als Geschichte und Kunst in der Gegenwart doch das Einzige sei, was Soest aus dem Kreise der Städte von gleicher und größerer Größe heraushebe.“ Nach Köhn (wie Anm. 35), S. 336f.

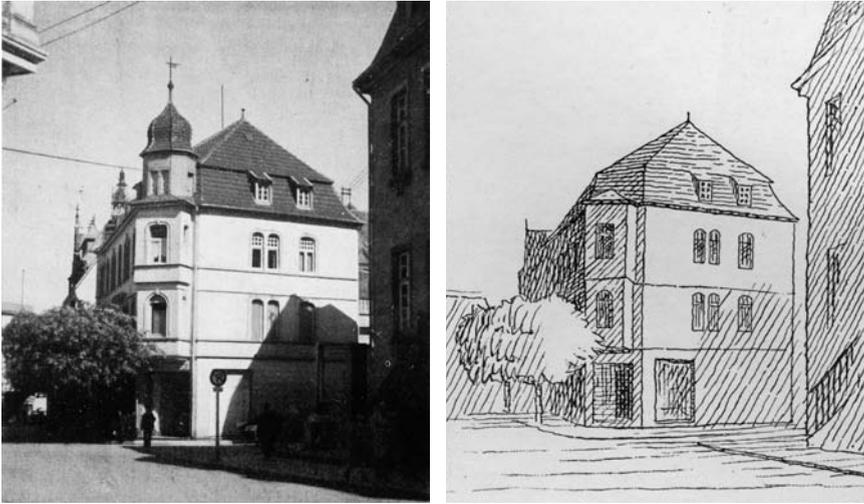


Abb. 8: Das Alte getilgt:

Der Vorschlag von Damblyff aus dem Jahr 1938 zeigt einen Umbau historistischer Architektur, wie er offenkundig erwünscht war; lange schon bevor Kriegszerstörungen in Betracht zu ziehen waren. Aus: Damblyff 1938 (wie Anm. 74), S. 32a.

werden ließ. In vielen Teilen bietet sich dem Flaneur, der mit der Eistüte in der einen und dem Kinderwagen an der anderen Hand die Straßen Ihrer Stadt durchstreift, der Eindruck eines vorindustriellen Stadtbildes. Erst ein zweiter und genauerer Blick vermag die Nachkriegsauffüllung der zwischen 1940 und 1945 gerissenen Lücken und die Ergebnisse des Wiederaufbaus zu entschlüsseln. Aber selbst dann bleibt Manches unerklärlich bzw. ist erst beim Blick in die Quellen und die Literatur zu dechiffrieren.

Dazu gehören besonders einige Häuser im Stadtzentrum, deren Bogen- oder Laubengänge nicht so recht plausibel werden. Um dies zu verstehen, muss man zurückgehen bis ins Jahr 1940, als der ‚Kuhfuß‘ in einem frühen Angriff unterging. Hubertus Schwartz hatte schnell Einigkeit herbeigeführt, dass dieses Haus von 1540 wieder aufzubauen sei⁷⁶, jedoch war ein Verrücken um einige Meter zu Gunsten der Straßenverbreiterung an der Einmündung zum Markt nicht zu verhindern (Abb. 9)⁷⁷. Zentral beim Wiederaufbau war schon in diesem Beispiel der Bogengang und er sollte das zentrale Element des gesamten Wiederaufbaus in der Kernstadt werden. Den Bogen- oder Laubengang glaubte Hubertus Schwartz als ein wesentliches Element des mittelalterlichen – besser frühneuzeitlichen – Soest erkannt zu haben – immer übrigens mit einem Auge schielend nach

⁷⁶ Dazu schon Köhn (wie Anm. 2), S. 811 ff.

⁷⁷ Das Bildprogramm entwarf der Künstler Fritz Viegener siehe Köhn (wie Anm. 32), S. 318.



Dem Alten nachempfunden: Das Haus Markt 7 (,Kuhfuß')
 Abb. 9a: Zustand vor Kriegszerstörung. Foto: Stadtarchiv Soest



Abb. 9b: Wiederaufbau. Foto: Verf., 2008

Münster, dem gegenüber er Soest wieder auf die ihm gebührende erste Position in der öffentlichen Wertschätzung zu verhelfen trachtete.

Zwar haben verschiedene Untersuchungen in den letzten 20 Jahren gezeigt, was Hubertus Schwartz so gar nicht wissen konnte: Tatsächlich hatte eine erkleckliche Zahl an Gebäuden in der Nähe des Stalgadums tatsächlich Bogenhallen – gesichert nachzuweisen beispielsweise am bis heute stehenden Fachwerkgebäude Markt 1 aus dem Jahr 1666⁷⁸ –, jedoch standen sie nie in geschlossener Reihe und durchaus nicht an jenen Stellen, wo sie nun für alle Häuser und in durchgehenden Fronten geplant wurden: „Werden Verbreiterungen notwendig, so muss in Soest viel mehr mit Bogengängen gearbeitet werden, als das bisher geschehen ist. Es würde nicht nur höchst reizvoll sein, die ganze älteste Stadt, umgeben etwa von Markt, Puppenstraße, Jakobistraße, Thomästraße, Kolkstraße, Damm, Wippgasse mit Bogengängen zu haben, es würde auch der oft beklagten Raumnot der Straße dadurch abgeholfen und für Soest ein neuer Anziehungspunkt geschaffen. [...] Das gleiche gilt von der Rathausstraße, wo beiderseits zwischen Kungelmarkt und Jakobistraße Bogengänge anzulegen sind, die Rathaus und Patrokli-Münster heute schon haben.“⁷⁹ Diese Pläne (Abb. 10)⁸⁰ gelangten nur in Teilen zur Umsetzung⁸¹. Sie offenbarten eine durchaus nicht historisierende, sondern im Gegenteil völlig ahistorische Herangehensweise. Sie hat zumindest nach heutigem Verständnis mit Denkmalpflege nicht das Geringste zu tun. Im Rückblick auf eine abgeschlossene Epoche des Bauens dagegen können die Ergebnisse solcher Planungen als Zeugnisse einer architekturgeschichtlich und ortsgeschichtlich bedeutsamen Zeitströmung durchaus zum Gegenstand der Denkmalpflege werden.

Diese Zeitströmung hatte sich auch in Soest gegen Ende der 50er-Jahre ihrem Ende zugeneigt. Hubertus Schwartz musste am 29. Juni 1962 den zynischen Zeitungskommentar in der Westfälische Rundschau ertragen: Er sei ein „Butzenscheibenbürger, der wohl am liebsten die Brüderstraße abreißen ließe, um sie auf den Stand von 1340 zu bringen, noch enger und mit Butzenscheiben in den Fenstern.“⁸² Dieser Kommentar markiert das Ende der öffentlichen Meinungshoheit von Hubertus Schwartz und seinen Mitstreitern und den – im wahrsten Wortsinn – Einbruch einer neuen Zeit.

⁷⁸ Siehe dazu die Rekonstruktionszeichnungen bei Michels (wie Anm. 27), S. 236f.; sowie Rolf Dieter Kohl: Besaß der Marktplatz vor vierhundert Jahren gotische Laubengänge? In: SZ 86 (1974), S. 46-49; jetzt zusammenfassend: Melzer (wie Anm. 28).

⁷⁹ Brief vom 26.5.1945 an den Bürgermeister Becker, nach Köhn (wie Anm. 2), S. 814.

⁸⁰ August Dambleff: Clarenbach und der Wiederaufbau in Soest. In: Heimatkalender des Kreises Soest 1953, S. 37-39, hier S. 38.

⁸¹ Dies im Rückblick 1958 bedauernd Deus (wie Anm. 70), S. 116.

⁸² Nach: Köhn (wie Anm. 2), S. 842.

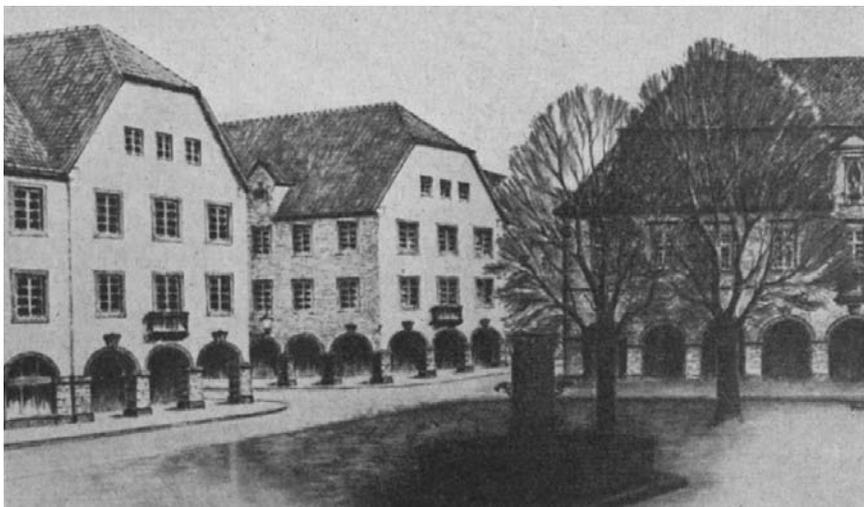


Abb. 10: Planung für Bogen- bzw. Laubenganghäuser am Petrikirchhof. Aus: Damblyff (wie Anm. 80), S. 38

Der Generationenwechsel war bereits vollzogen: Wenn nicht erkrankt oder bereits verstorben, so war die Generation, die im jugendlichen Alter den Heimatschutz und seine Architektur als Aufbruch und Widerstand gegen die als überladen und hohl empfundene Repräsentationsarchitektur des Wilhelminismus erlebt hatte, aus den beruflichen und politischen Schaltstellen altersbedingt hinübergewechselt in repräsentative Ehrenmitgliedschaften.

Schluss

Zwei Aspekte seien abschließend herausgestellt:

1. Hubertus Schwartz' Lebenswerk für die Denkmalkunde und die Denkmalpflege der Stadt Soest steht bis heute einzigartig da. Zeitgebunden ist insbesondere seine Verknüpfung des authentischen Erhaltes des historisch gewachsenen Baudenkmalms und seiner Umgebung mit einem bestimmten, nämlich auf das Mittelalter als Blütezeit fixierten Bild, das er sich von seiner Heimatstadt machte und das er kraft des Einflusses seiner Persönlichkeit nicht nur zu erhalten, sondern auch baulich zu überhöhen trachtete.

In dieser Verknüpfung bzw. in diesem Ausblenden historischer Epochen einschließlich der Gegenwart können – oder besser sollten – wir ihm heute nicht mehr folgen. So wie jede Zeit unbestreitbar ihre eigenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen aufweist, so sucht sie auch nach einem ihr gemäßen architektonischen Ausdruck. Die Frage ist

nicht, ob eine Epoche auch in den historischen Zentren ihre Spuren hinterlassen sollte, sondern wie sie das tut. Es steht die Frage nach der Qualität der Architektur, von der freilich die Berücksichtigung der gewachsenen Situation je nach historischer Dichte ein wesentlicher Bestandteil sein muss. Neben dem Erhalt des Baudenkmals ist es die Aufgabe, diese historischen Rahmenbedingungen zu erläutern und für Bau- und Umbaumaßnahmen nutzbar zu machen. Dies ist auch der Anspruch jener Denkmalbereichssatzung, die im Jahr 1995 an die Stelle der Ortsstatuten getreten ist, wie sie seit 1908 der Rat der Stadt Soest so ziemlich alle 20 Jahre neu erlassen hatte⁸³. Sie zieht sich mit ihren Vorschriften und Vorschlägen zum Schutz der Einzeldenkmäler und ihrer Umgebung und damit der Stadtstruktur und des Stadtbildes auf das zurück, was historisch gesichert und ableitbar ist. Sie steht damit im – wie ich meine wohlthuenden – Gegensatz zu den älteren Instrumenten der Orts-, Gestaltungs- oder Erhaltungssatzungen, die auch einem bestimmten Geschmack zum Durchbruch verhelfen wollten.

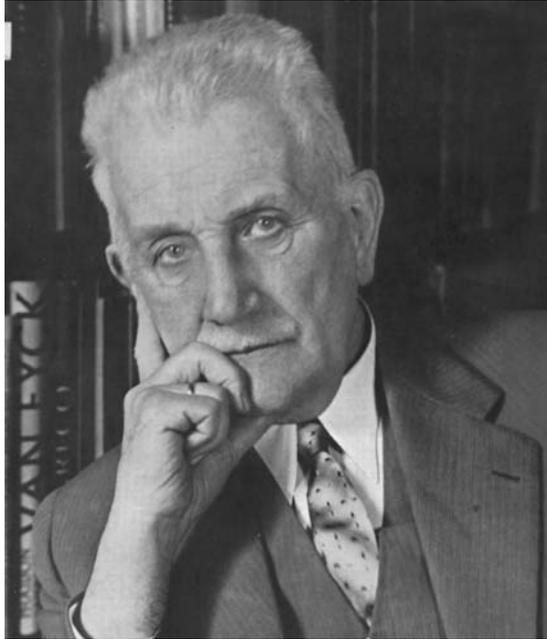


Abb. 11: Hubertus Schwartz. Foto: Stadtarchiv Soest

2. Hubertus Schwartz wird ein sehr starker Charakter nachgesagt. Dennoch ist sein Erfolg – und wahrscheinlich auch sein Durchhaltevermögen – beim Einsatz für Soest und seine Denkmäler nur erklärbar auch mit der Stärke der Zeitströmung, in deren Dienst er seine schier unerschöpfliche Arbeitskraft stellte. Daraus die Nutzenanwendung für heute zu ziehen ist einfach. Die Denkmalpflege betreut in Ihrer Stadt mittlerweile 667 eingetragene Denkmäler nebst deren jeweiligen Umgebung – Baudenkmäler

⁸³ Bedeutsam besonders die Satzungen von 1936/39 (LWL-Archivamt C 76 Nr. 1042), 1972 und 1985; siehe dazu Köhn 1979 (wie Anm. 49), S. 221-228.

wohlgemerkt; die Bodendenkmäler sind nicht mitgezählt. Allein dadurch agiert insbesondere die örtliche Denkmalpflege an den Grenzen ihrer Kapazität. Dass dabei ein Sammeln neuer Erkenntnisse zu Baudenkmalern und Stadtgeschichte im Sinne von Hubertus Schwartz zu kurz zu kommen droht, ist ebenso zu bedauern wie es nach meiner Beobachtung als Tatsache zu gelten hat, dass nur aufgrund des Engagements und der sachlich fundierten Entscheidungen von Helmut Schinkel in den vielen Jahren seiner Tätigkeit als örtlicher Denkmalpfleger größere Verwerfungen im Kontakt mit den vielen Denkmalbesitzern und -bewohnern vermieden werden konnten.

Mit anderen Worten: Wie zu Zeiten von Hubertus Schwartz bedarf die Denkmalpflege zu ihrem Erfolg auch heute eines kräftigen Zeitstroms, einer lautstarken Lobby, eines starken Engagements der Bürgerinnen und Bürger – aber das brauche ich diesem Auditorium, das ja zum Teil noch zu den – damals jüngeren – Mitstreitern von Hubertus Schwartz zählte, eigentlich nicht zu sagen; das wissen Sie ja selbst schon lange, sonst wären Sie heute nicht hierher gekommen – wofür ich herzlich danke.

MECHTILD BRAND

FLUCHT AUS DEM SOESTER OFLAG

Das Kriegsgefangenenlager am Meininger Weg, das bereits im Herbst 1939 eingerichtet und bis zum Kriegsende vor allem mit Offizieren belegt wurde, beherbergte sehr unterschiedliche Gruppen. Sie kamen, vor allem im ersten Jahr, aus mehreren besiegten Ländern, aus Polen, Belgien, den Niederlanden und später dann fast ausschließlich aus Frankreich. Die Offiziere unterschieden sich nicht nur nach ihrer Herkunft, sondern auch nach ihren politischen Meinungen, persönlichen Interessen und Temperament. In einem Punkt aber waren sie vermutlich gleich: Sie warteten auf das Ende ihrer Gefangenschaft und nicht wenige haben versucht, sie durch Flucht selbst abzukürzen.

„Der normal veranlagte Gefangene schläft schlecht, er träumt. Seine Träume sind von zweierlei Art: sehr präzise Träume und Träume, die sich mit Flucht beschäftigen. Die präzisen Träume rühren ans Erotische; die Fluchtträume hingegen, wie ihr Name schon sagt, überwinden den Stacheldraht. Die Flucht ist eine fixe Idee des Gefangenen. Er träumt fortwährend davon, und wenn im Laufe einer Unterhaltung über die Rolle des Champignons im neuen Europa gesprochen wird, antwortet er geistesabwesend und verwirrt, dass er in Gedanken damit beschäftigt sei auszurechnen, wie viel Marschverpflegung man wohl braucht, um von Köln nach Paris zu laufen.“ Diesen Einblick in die Stimmungslage der Gefangenen im Soester Oflag gibt Jean Raymond im Nachwort seines Buches „Prison qui chante“, in dem er die sieben Kabarettstücke kurz nach dem Krieg veröffentlichte, die zwischen 1941 und 1943 im Soester Offizierslager uraufgeführt worden waren¹. Er scheint die Stimmung seiner Kameraden sehr genau gekannt zu haben.

Wie viele Fluchten es aus dem Soester Oflag gegeben hat, wie viele scheiterten und wie viele erfolgreich waren, scheint noch nicht hinreichend untersucht zu sein. Doch es gibt zahlreiche Hinweise darauf. Einige seien genannt:

¹ Jean Raymond: Prison qui chante. Sept comédies musicales écrites et présentées en captivité au Cabaret de 'La-Haut'. Paris 1946, S. 205.

- Das Denkmal für Maurice Vantelot auf dem ehemaligen Lagergelände erinnert an den am 10. Juni 1942 erschossenen Offizier, der der Fluchthilfe oder des Fluchtversuchs verdächtigt wurde. Er war bei dem Versuch überrascht worden, einen Abdruck vom Schloss der Kellertür eines Kasernenblocks zu nehmen. Durch die Keller hatte es bereits Fluchten oder Fluchtversuche gegeben und von dort aus waren Tunnel entlang der Heizungsrohre gegraben worden²;
- im März 1942 wurden zwölf kranke Offiziere als Geiseln festgehalten und nicht, wie vorgesehen, repatriiert, weil es eine erfolgreiche Flucht gegeben hatte³;
- der am 20. April 1944 im Soester Oflag zum Tode verurteilte Leutnant Fortin konnte fliehen und sich bis Kriegsende im Arlberggebiet verstecken⁴;
- im Internet fand sich auf einer Suchliste für Angehörige folgende Anfrage: „J’ai le manuscrit de mon père avec dessins précis et photos de l’Oflag VI A de Soest. Regroupement de prisonniers évadés à Aix la Chapelle et enfin Colditz. Je suis à la recherche de gens ayant partagé le même sort aux mêmes endroits, ou de leur descendants, qui pourraient avoir des éléments de mémoire complémentaires aux miens. (Ich besitze das Manuskript meines Vaters mit präzisen Zeichnungen und Photos aus dem Oflag VI A in Soest. Zusammenstellung der entflohenen Gefangenen in Aachen und schließlich Colditz. Ich bin auf der Suche nach Leuten, die dasselbe Schicksal an denselben Orten geteilt haben, oder deren Nachkommen, die möglicherweise Erinnerungsteile haben könnten, die meine ergänzen.)“⁵ Die dort angegebene E-Mail-Adresse existierte allerdings 2005 nicht mehr und deshalb ließ sich die Spur nicht weiter verfolgen.

Immerhin beweist die Anfrage, dass ein flüchtiger Offizier aus Soest bis Aachen gekommen und von dort mit anderen aufgegriffenen Flüchtigen in das Oflag IV C auf der Schlossfestung Colditz gebracht worden ist. Da die Akten dieses Lagers bei Kriegsende vernichtet wurden, ist es nicht möglich, dort Unterlagen darüber zu finden, welche Offiziere vorher in Soest inhaftiert waren⁶.

² Geschichtswerkstatt Französische Kapelle e. V. (Hrsg.): Das Oflag VI A. Gefangen in Westfalen. Die Geschichte der französischen Kriegsgefangenen in Soest. Soest 1999, S. 84.

³ Mechthild Brand: Das Oflag VI A im Spiegel des Internationalen Roten Kreuzes. In: Soester Zeitschrift 118/119 (2006/2007). S. 195-220, hier S. 209.

⁴ Hubert Speckner: In der Gewalt des Feindes. Kriegsgefangenenlager in der „Ostmark“ 1939 bis 1945. Wien, München 2003, S. 130.

⁵ <http://perso.wanadoo.fr/aetius/kg/KG0b.htm> (zuletzt aufgerufen am 9.5.2005).

⁶ Schreiben der Gesellschaft Schloss Colditz e.V. vom 20.5.2008.

Die Festung Colditz hat im Rahmen von Fluchtgeschichten einen besonderen Rang. Sie galt seit dem Ersten Weltkrieg als ausbruchsicher, und deshalb wurden dort vor allem diejenigen kriegsgefangenen Offiziere untergebracht, die man bei Fluchtversuchen erwischte hatte. Allerdings trafen sich auf diese Weise viele an einem Ort, die nicht nur fluchtwillig waren, sondern auch tatsächlich viel Fantasie, Arbeit und Willen in die Erfindung immer neuer Fluchtmöglichkeiten investierten. Die Gefangenen waren ständig mit der Erkundung und Vorbereitung neuer Fluchtwege beschäftigt. Die anderen Lager waren sozusagen die Vorschule der Fluchtwilligen, aus denen man wenigstens einen Versuch zu fliehen unternommen haben musste, um nach Colditz zu gelangen. P. R. Reid spricht in seinem Buch „Flucht aus Oflag IV C“ davon, dass man sich für dieses Lager entsprechend qualifizieren musste⁷. Das stimmte aber nicht immer. Eine Gruppe niederländischer Offiziere, die am 16. und 17. Juli 1940 im Soester Oflag als Kriegsgefangene ankamen, wurde nach einer Zwischenstation in Juliusburg (Oflag VIII C) vom 24. Juli 1941 bis Kriegsende ebenfalls in Colditz interniert. Allerdings hatten sie nicht zu fliehen versucht, sondern die Erklärung verweigert, nicht mehr gegen die deutsche Wehrmacht zu kämpfen, womit sie wohl als besonders gefährlich galten⁸.

Über eine erfolgreiche Flucht aus dem Soester Oflag hat ein Flüchtiger selbst lange nach Kriegsende einen ausführlichen Bericht verfasst, der jetzt veröffentlicht vorliegt⁹. Es war der katholische Priester und Leutnant Henri André Dupouy. Vor dem Krieg war er Vikar in Blanquefort (Gironde) gewesen und gehörte daher zur Diözese Bordeaux. Im laizistischen Staat Frankreich waren auch Geistliche wehrpflichtig, was ihre recht hohe Zahl unter den Gefangenen erklärt. Der Name des Abbé Dupouy erscheint auch im Verzeichnis der Kriegsgefangenen des Oflag VI A, das ein französischer Offizier nach dem Krieg erstellte¹⁰.

Abbé Dupouy geriet am 15. Juni 1940 in der Nähe von Troyes mit seiner Einheit in Gefangenschaft. Nach einem dreitägigen Marsch erreichte er Trier und kam nach drei weiteren Tagen mit einem Transport in Güterwagen im Oflag II D, in Groß Born (Pommern) an. Dort blieb er vom 21. Juni bis zum 10. Oktober 1940, war vom 15. Oktober 1940 bis April 1941 im Oflag X C in Lübeck, anschließend im Oflag X D in Fischbek bei Hamburg und wurde im Oktober 1942 in das Soester Lager überstellt.

⁷ Patrick R. Reid: Flucht aus Oflag IV C. Zug [Schweiz] 1976, S. 8.

⁸ Den Hinweis auf diese Offiziere verdanke ich Helmut und Krista Schinkel. Nachzulesen in: Leo de Hartog: Officiëren achter prikkeldraad. 1940-1945, Nederlandse militairen in Duitse krijgsgevangenschap. Baarn [Niederlande] 1983.

⁹ Henri-André Dupouy: Mon évasion de l' Oflag VI A. Bordeaux o. J.

¹⁰ David de la Beaufort René: Annuaire de l' oflag VI A Soest (Westphalie). Paris o. J., S. 54.

Fluchtgedanken beherrschten den Abbé schon bald nach dem Beginn seiner Gefangenschaft. Er fühlte sich als Priester den einfachen Soldaten verpflichtet und hätte am liebsten bei den Truppen in Nordafrika gedient. In den Offizierslagern konnte er seine Vorstellungen vom priesterlichen Dienst nicht umsetzen. Doch zunächst verdrängte er den Gedanken an Flucht, denn er fürchtete um die Sicherheit seines Bruders, dem es gelungen war, sich der Kriegsgefangenschaft zu entziehen. Erst als er sicher ausschließen konnte, dass die Deutschen Druck auf die Familien von entflohenen Kriegsgefangenen ausübten, ließ er seine Träume zu und begann, seine Flucht zu planen. Das war im April 1941 nach seiner Ankunft in Fischbek.

Die erste Frage, mit der sich Abbé Dupouy befasste, war die Beschaffung der richtigen Kleidung. In Fischbek hatte er unter den Ordonnanzen Bekannte aus seiner Zeit als Vikar in Blanquefort getroffen, die ihm bei der Suche halfen. Im Tausch für Schokolade und Zigaretten erhielt er eine Schirmmütze und grüne Farbe, mit der er Kleidungsstücke einfärben konnte. Seine Stubenkameraden amüsierten sich: „Du siehst aus wie ein hübscher deutscher Arbeiter! Du wirst entsprechende Blicke auf Dich ziehen! Sei vorsichtig!“

Der Fluchtweg war das zweite Problem. Doch nicht nur er hatte Fluchtgedanken. Deshalb konnte er sich einer Gruppe von 15 Offizieren anschließen, die fest entschlossen waren zu fliehen und bereits wie die Maulwürfe an einem Tunnel unter ihrer Baracke gruben. Zwei Monate arbeiteten sie daran und hatten den Ostermontag 1942 als Fluchttag schon festgelegt. Doch am Karfreitag wurde der Tunnel entdeckt, und nur mit großer Mühe rettete der Abbé seine Kleidungsstücke. Dieser erste Traum von Flucht war damit ausgeträumt, aber bei der nächsten Gelegenheit wollte er wieder einen Versuch wagen.

Im Oktober 1942 wurde ein Teil der Offiziere aus Fischbek in das Oflag VI A nach Soest verlegt. Die Hoffnung, auf dem Weg in das neue Lager während der Verlegung zu entweichen, erwies sich als vergeblich. Die Gefangenen wurden bestens bewacht. Nicht einmal auf dem Weg vom Bahnhof Soest durch die Stadt ins Lager entdeckte er eine Gelegenheit und so befand er sich schließlich schnell wieder hinter Stacheldraht.

Der erste Eindruck, den die neuen Lagerinsassen in Soest hatten, war für sie überwältigend. Die ‚Torfits‘ (WC) in den anderen Lagern waren sehr ‚rustikal‘ und im Freien gewesen. In den vier Kasernenblöcken in Soest gab es Toiletten, die diesen Namen auch verdienten, und dazu Waschbecken mit fließendem Wasser! Auch der Versammlungsraum und die Turnhalle beeindruckten die Neuankömmlinge. Wenn es noch ein Schwimm-

bad gegeben hätte, wäre es ein Paradies gewesen! Worüber sollte man sich beklagen? Auch die vielen Möglichkeiten der geistigen und geistlichen Betätigung ließen keine Wünsche offen. Doch auch dieses Lager war wie alle anderen von Stacheldraht umgeben. Sie waren und blieben Gefangene! Immerhin waren es von Soest nur 250 km bis zur belgischen Grenze, um die Hälfte weniger als von Fischbek aus. Für die Fluchtpläne war das ein beachtlicher Vorteil.

Wenn man fliehen will, muss man zu allererst die Absperrungen genau studieren. Das tat der Abbé bald nach seiner Ankunft und liefert in seinen Erinnerungen eine sehr detaillierte Beschreibung: „Man weiß ohne Zweifel, dass die unheilvolle Umzäunung des Gefangenenlagers sich aus zwei Reihen von Stacheldraht zusammensetzte, mit einer Höhe von zwei Metern. In der Mitte, in einer Breite von zwei Metern, waren nebeneinander zwei Stacheldrahtrollen¹¹ mit 50 cm Durchmesser angebracht, einen Meter von oben. Die innere Reihe des Stacheldrahtes war überragt von einem Bogen von einem Meter Länge, um das Ersteigen zu verhindern. Ein Stacheldraht von 50 cm von oben [...] markierte die Begrenzung, die nicht zu übersteigen war, ohne als Strafe eine Kugel von den Wachen abzubekommen, die alle hundert Meter in den Wachttürmen saßen. So war eine perfekte Überschaubarkeit über die ganze Länge von zweihundert Metern gegeben. Das galt umso mehr, als eine Wache die hundert Schritte entlang der äußeren Reihe des Stacheldrahtes machte. Manchmal kamen sogar Hunde mit, um die Bewachung dieses bereits so gut bewachten Systems zu verstärken.“¹²

Mit Blick auf diese Absperrungen fragte sich der Offizier, ob man wirklich davon träumen könne, das Lager in Soest zu verlassen. Ein einziger unterirdischer Gang, in den ersten Monaten der Gefangenschaft gegraben, war entdeckt worden. Seitdem hatte es keine Vorfälle gegeben, die die Monotonie der Tage mit den Runden am Stacheldraht entlang unterbrechen. So hatte man ihm wenigstens berichtet.

Abbé Dupouy logierte in der dritten Etage von Block IV¹³. Jedes Mal, wenn er die Toilette am Ende des Ganges aufsuchte, warf er einen Blick über die Sperrzäune hinweg auf die Wiesen, die sich bis an die Stadtgrenze von Soest ausbreiteten. Dabei entdeckte er eines Tages eine Schwachstelle

¹¹ Sie heißen im französischen Text 'réseaux Brun'. Es handelt sich dabei um gebrauchsfertige Rollen aus Stacheldraht, die man schnell vor den Schützengräben auseinanderziehen konnte. In diesem Fall handelte es sich ebenfalls um solche Rollen, die man zwischen den senkrechten Drahtgittern angebracht hatte, um das Übersteigen noch schwieriger zu machen (Schreiben von Guy Durliat vom 7.9.2008).

¹² Dupouy (wie Anm. 9), S. 9.

¹³ Die Franzosen zählten nur die vier Kasernenblöcke, in denen die Gefangenen untergebracht waren. Block IV war der letzte in der Reihe und am weitesten vom Haupttor entfernt.

in der Absperrung. An der Ecke von Block IV, etwa in der Mitte zwischen zwei Wachttürmen, waren die Stacheldrahtrollen leichtsinnig heruntergelassen und öffneten dem eine Passage, der sie übersteigen wollte. Sofort begann er, Ideen für eine Flucht an dieser Stelle zu entwickeln. Bei dichtem Nebel, genügend Geräuschen im Lager und erfolgreicher Ablenkung der äußeren Wache konnte er sich die Flucht an dieser Stelle vorstellen. Ein junger Mann aus Blanquefort sollte und wollte ihn dabei unterstützen.

Im November 1942 war Abbé Dupouy fest entschlossen, die Flucht im Schutz von dichtem Nebel zu wagen. Also begann er, sich mit dem möglichen Weg zu befassen. Er hatte bereits einige Tipps bekommen, dass die Menschen in der Grenzregion zu Belgien bereit waren, Flüchtlingen zu helfen. Sie waren unzufrieden damit, dass ihr Gebiet von Deutschland anektiert worden war, und das Dorf Homburg galt als ein Ort, von dem aus der Grenzübergang gut möglich war. Außerdem besaß ein Offizier in Block II eine Landkarte, die er sich ausleihen konnte, um den Weg zu finden und die Ortsnamen zu lernen. Er begann, mit Hilfe der Landkarte die Städtenamen zu lernen, um das Grenzgebiet zu erreichen: Soest – Werl – Büderich – Menden – Iserlohn – Hagen – Wuppertal – Köln – Düren – Aachen. Auch die Route nach Lüttich, die durch die Region Eupen-Malmedy führte, lernte er auswendig. Das Waldgebiet zwischen diesen beiden Orten konnte man vielleicht auch mit einem Kompass durchqueren.

Der nächste Punkt der Vorbereitung war, sich die nötige Ausrüstung für den Weg zu besorgen. Die Schokoladen- und Zigarettenvorräte, die der Abbé als Tauschvorrat dafür bereits in Fischbek gesammelt hatte, waren dort geblieben. Einer der Freunde aus Blanquefort, der mit ihm nach Soest verlegt worden war, arbeitete außerhalb des Lagers, denn er gehörte zu den Ordnonnanzen, die zur Zwangsarbeit verpflichtet waren. Nach und nach besorgte er die neue Tauschwährung. Und schließlich waren alle nötigen Ausrüstungsgegenstände beisammen.

Auch über die körperliche Verfassung war nachzudenken. Der Abbé nahm regelmäßig an allen Sportveranstaltungen im Lager teil und lief immer wieder die Strecke am Draht entlang bis in die Ecke, wo er die Sperren übersteigen wollte. Dabei legte er genau fest, wie er seine Füße setzen wollte, bevor er auf der anderen Seite mit einem Sprung auf dem Gras landen würde. Diesen Ablauf prägte er sich genau ein und wiederholte ihn sich täglich mehrmals, wenn er an der Ecke seines Blocks ankam. Aber manchmal plagten ihn auch Zweifel. Hatte er das Recht zu fliehen? Musste er nicht das Kreuz der Gefangenschaft annehmen? Schließlich

holte er sich den Rat des Hauptmanns de Geoffre¹⁴, der im zivilen Leben Rektor des Katholischen Institutes in Toulouse gewesen war und ihn nun in seinen Fluchtgedanken bestärkte. Nach all diesen Vorüberlegungen verbrachte Abbé Dupouy ein sehr fröhliches Weihnachtsfest 1942. Er wartete nur noch auf den dichten Nebel, den er zur Verwirklichung seiner Flucht dringend benötigte.

Doch der Nebel ließ auf sich warten. Dafür stellte sich ein anderes Problem ein. Seine rechte Schulter bereitete ihm große Schmerzen und war fast wie gelähmt, so dass ihm die Kameraden beim Ankleiden helfen mussten. Fast schien es, als wenn damit das Ende seiner Fluchtpläne gekommen sei. Nachdem er am 23. Februar 1943 wieder einmal mit Mühe angekleidet worden war, stellte er beim Appell zu seiner großen Begeisterung fest, dass sie von dichtem Nebel umgeben waren. Der Wunsch zu fliehen war sofort wieder da und die rheumatischen Schmerzen verschwanden. Sie waren wohl doch eher psychischer Herkunft gewesen! Der Nebel war so dicht, dass sogar die Wachttürme verschluckt waren. Bei der Rückkehr ins Zimmer stand für den Abbé fest, dass er seine Fluchtpläne sofort umsetzen wollte. So schnell er es bewerkstelligen konnte, raffte er seine Kleidung und seine Ausrüstung zusammen und verabschiedete sich von seinen Kameraden. Der Freund aus Blanquefort begleitete ihn bis an den Zaun. Bevor er zum Übersteigen ansetzte, gab er ihm den französischen Militärumhang zurück, den er zur Tarnung seiner Fluchtkleidung bis zum Stacheldraht getragen hatte. Dann übersprang er den Zaun mit den Schritten, die er in Gedanken immer wieder geübt hatte, und landete unbehelligt auf der anderen Seite. Er war frei! Das Übersteigen hatte keine zwei Minuten gedauert. Später erfuhr er, dass ein anderer Offizier, der schon dreimal aus anderen Lagern ausgebrochen war, ebenfalls seinen Fluchtweg benutzt hatte, allerdings sofort wieder gefasst wurde. Die Wachen brauchten einige Zeit, bis sie die Sicherheitslücke entdeckt hatten, denn der Zaun war nirgendwo zerschnitten. Doch dann wurden die Sperrzäune repariert und wieder vollständig gesichert. Abbé Dupouy wurde mehrere Tage im Umkreis des Lagers gesucht, nachdem er beim Appell am nächsten Morgen vermisst worden war. Doch zu dem Zeitpunkt war er bereits weit genug von Soest entfernt.

Erster Fluchttag: 23. Februar 1943

Gleich nach dem Sprung in die Freiheit, noch bevor Abbé Dupouy sich auf den geplanten Weg machen konnte, stellte er entsetzt fest, dass er in den

¹⁴ Beaufort René (wie Anm. 10), S. 64.

Taschen des Militärumhangs seinen Kompass und eine deutsche Schirmmütze vergessen hatte. Den Verlust der Mütze konnte er noch verschmerzen, denn er würde sich als französischer Zivilarbeiter ausgeben können, weil diese sich im Land in einem gewissen Radius bewegen konnten. Aber der Verlust des Kompasses war ein großes Problem, denn der Nebel lichtetete sich nicht. Immerhin fand er den Weg nach Werl, auf dem nicht nur Zivilbevölkerung seinen Weg kreuzte, sondern ihm auch deutsches Militär entgegenkam. Doch er überstand diese ersten aufregenden Begegnungen und erreichte Werl, wo er vor einer Kirche ein Fahrrad entdeckte, das er entwenden konnte. In der Kirche bedankte er sich bei Gott für die erfolgreiche Flucht und das Fahrrad und hoffte inständigst, dass er es nach dem Gebet noch vorfinden würde. Das war der Fall und deshalb konnte er seinen Weg zügig fortsetzen. Als ihm die nächste deutsche Kompanie begegnete, verfuhr er sich vor Schreck und nahm den Weg nach Dortmund statt nach Hagen. Später konnte er die geplante Route wiederfinden und erreichte am Abend Hagen. In den Außenbezirken der Stadt traf er auf ein französisches Arbeitskommando. Nach einem kurzen Gespräch nahmen ihn diese Franzosen mit in ihr Quartier und versteckten ihn über Nacht. So hatte er nicht nur Verpflegung für den Abend, sondern auch eine Unterkunft, die er am anderen Morgen sehr früh verlassen musste. Das tat er auch, allerdings mit Fieber und schlimmen Schmerzen in seiner Schulter.

Zweiter Fluchttag: 24. Februar 1943

Das Fahrrad war natürlich eine große Hilfe. Trotz der Schmerzen konnte der Abbé seinen Weg fortsetzen, Wuppertal passieren und Köln als nächstes Ziel ansteuern. Allerdings musste er auch oft schieben, denn die Straßen waren durch Bombardierungen beschädigt. Der Nebel blieb undurchdringlich. Ein deutscher Soldat, der einen Koffer schleppte, bat ihn darum, seinen Gepäckträger benutzen zu dürfen. Das Gespräch war zwar schwierig, aber in der Rolle des Zivilarbeiters konnte er auf diese Weise mit ihm zusammen ein gutes Stück Weg bewältigen, bevor er ihn endlich wieder loswurde und die Außenbezirke von Köln erreichte. Zwischen zerbombten Häusern und Straßen traf er dort ein Räumkommando französischer Zwangsarbeiter, denen er sich zu erkennen gab und nach dem Weg zum Rhein fragte. Die Auskünfte begeisterten ihn nicht, denn man erklärte ihm, dass alle Brücken bewacht seien und man mit dem Fahrrad dort sowieso nicht passieren könne. Man riet ihm, Richtung Holland zu fahren und dort den Rhein zu überqueren. Immerhin fand er den Fluss und versuchte eine ganze Weile, in Sichtweite an ihm entlang zu fahren und die Lage auf den

einzelnen Brücken zu beobachten. Das war schwierig, denn der Nebel war wieder dichter geworden. Die Sicht betrug kaum 40 Meter.

Nach einigem Suchen entdeckte der Abbé eine Brücke mit viel Fußgängerverkehr und zwei Wachen, die Leute aus den Gruppen herauswinkten und kontrollierten. Er schob zwischen den Passanten das Fahrrad über die Brücke und in dem Moment, als ihm die Wache ein Zeichen gegeben und er sie fast erreicht hatte, sprang er auf das Rad und radelte davon. Es gelang ihm, schnell um die nächsten Ecken zu biegen, und kurz darauf stieg er schwer atmend vom Rad. Der Himmel und der Nebel hatten ihn gerettet! Er hatte den Rhein erfolgreich überquert und befand sich nun auf dem Weg nach Düren. In der Nähe des Bahnhofs suchte er zunächst nach einem Waggon, in dem er die Nacht verbringen konnte, traf dann aber wieder auf ein französisches Arbeitskommando. Doch anders als am Vortag wollte man sich mit einem geflohenen Offizier nicht belasten und schickte ihn weiter. Schließlich erbarmte sich einer der Arbeiter und ließ ihn heimlich bei sich schlafen.

Dritter Fluchttag: 25. Februar 1943

Am nächsten Morgen setzte Abbé Dupouy seine Flucht fort. Im dichten Nebel fuhr er los und erreichte gegen 9 Uhr die Außenbezirke von Aachen. Bis zu dieser Stadt hatte er sich auf Schilder verlassen können. Doch nun stand die Grenzüberquerung an, für die er den Kompass gebraucht hätte. Sein nächstes wichtiges Ziel war Lüttich. Nach einigem Überlegen entschied er sich dafür, doch das Dorf Homburg zu suchen, von dem er in Soest gehört hatte, und bog deshalb 15 km hinter Aachen Richtung Homburg ab. Man hatte ihm erzählt, die Bevölkerung sei zuverlässig und helfe Flüchtlingen.

Die Eifel als waldreiche und dünn besiedelte Region war für eine große Zahl von Verfolgten ein Fluchtweg¹⁵. Dass sich die Auskunft, die er in Soest über die Gegend um Homburg erhalten hatte, als richtig erwies, beruhte auf einem einleuchtenden Grund. Diese Region war seit dem Wiener Kongress 1815 ein umstrittenes Gebiet in der Grenzregion zwischen Belgien, den Niederlanden und Deutschland. Lange Zeit war sie neutrale Zone, wurde aber im Ersten Weltkrieg wegen ihrer deutschsprachigen Minderheit vom deutschen Kaiserreich annektiert. Seit dem Versailler Vertrag gehörte die Region zu Belgien, wurde aber 1940 wieder Teil des Deutschen Reiches, und zwar gegen den Widerstand der Bevölkerung¹⁶.

¹⁵ Katharina Schubert: Fluchtweg Eifel. Spurensuche an einer kaum beachteten Grenze. München 1995.

¹⁶ Vgl. im Internet unter http://www.trois-frontieres.be/D/chrono_hist.php: Großgemein-

Schon bald nach der Ankunft in Homburg merkte der Abbé, dass sich die Bevölkerung in dieser Gegend tatsächlich anders verhielt. Als er in einer Bäckerei fragte, wo denn die Grenze sei, erkannte ihn der Bäcker als Flüchtigen, was auf den bisher zurückgelegten 200 Kilometern nicht passiert war. Auf der Straße begegnete er dann einem jungen Mann, der ihm mitteilte, dass er keine Chance habe, die Grenze zu überschreiten. Dafür seien die Kontrollen zu scharf und zu dicht. Auch er hatte ihn als Flüchtigen erkannt, vertraute ihm aber und brachte ihn in eine Gastwirtschaft in der Nähe der Grenze, voll von deutschen Soldaten, die dort ihre Freizeit verbrachten und erheblich tranken. Dort übergab der junge Mann den flüchtigen Offizier dem Gastwirthehepaar Schöffers, von dem er ihm vorher versichert hatte, dass es ihm über die Grenze helfen würde.

Der Abend in der Gastwirtschaft war für den Flüchtling mehr als beunruhigend. Einmal kamen deutsche Soldaten in das Hinterzimmer, in dem er saß. Zum anderen erklärten ihm die Wirtsleute nichts, gingen und kamen mehrmals zurück. Zwischenzeitlich musste er sich in der Gartenlaube verstecken und war sich nicht sicher, ob er nicht doch verraten würde. Ein Gespräch mit der Tochter der Gastwirte beruhigte ihn dann etwas. Trotzdem schlief er nur sehr schlecht in dieser Nacht. Ein Grenzübertritt war unmöglich geworden, weil man die Wachen verdoppelt hatte. Also hofften die Schöffers, dass man ihn am Tag besser durchbekommen könne.

Vierter Fluchttag: 26. Februar 1943

Doch auch am nächsten Morgen musste der Abbé weiter warten. Die Schöffers waren weg, die Kellnerin brachte kommentarlos das Frühstück und die Tochter kehrte mit dem jungen Mann zurück, den er auf der Straße getroffen hatte. Um 15 Uhr tauchten die Schöffers in guter Stimmung auf und wiesen ihn an, alles genau zu tun, was sie ihm sagten. Sein Fahrrad war im Garten vergraben worden und er erhielt ein belgisches Exemplar. Doch damit kamen er und der junge Mann nicht weit. Herr Schöffers, der 200 m vor ihnen war, gab ihnen ein Zeichen. Sie versteckten die Räder im Wald und erklimmen leise und vorsichtig einen Hügel. Auf der Höhe erfuhr Abbé Dupouy, dass sie die Grenze bereits überquert hätten. In einem Café im nächsten Ort trafen sie Frau Schöffers und die Kellnerin wieder, die den Flüchtling im Zug nach Lüttich begleiteten.

Der Schwiegersohn der Schöffers, der zum belgischen Widerstand gehörte, erwartete die Gruppe am Bahnsteig und war dem Abbé gegenüber

de Plombières, Ortsteil Homburg - Geschichte / Chronologie, zuletzt aufgerufen am 10.11.2008.

mehr als misstrauisch. Er unterzog ihn einer genauen Befragung, bevor er ihm seine Wohnung für die nächste Nacht überließ, denn er fürchtete um die Sicherheit seiner Schwiegereltern. Doch er ließ sich überzeugen. Die Fluchthelfer hatten bereits dafür gesorgt, dass der Abbé am nächsten Morgen weiterreisen konnte, und sie verabschiedeten sich herzlich voneinander.

Fünfter Fluchttag: 27. Februar 1943

Getarnt mit einem Haufen Zeitungen und nach unruhigen Schlafversuchen erreichte der Offizier von Lüttich aus am nächsten Morgen mit dem Zug die Grenzstadt Erquelinnes, von wo er nun die französische Grenze überqueren musste. Er war wieder auf sich allein gestellt und hatte sich überlegt, am Grenzfluss Sambre nach einem Lastkahn zu suchen, in dessen Luken er die andere Seite erreichen könnte. Vorher betrat er jedoch eine Kirche, um Gott für den bisherigen glücklichen Verlauf der Flucht zu danken. Der Priester, den er dort traf, unterzog ihn erst einer strengen theologischen Prüfung, bevor er ihm vertraute und ihm einen besseren Vorschlag zur Überquerung der Grenze machte. Seine Pfarrei lag auf beiden Seiten der Grenze und er nahm ihn als priesterlichen Mitbruder ins Schlepptau. Bald darauf erreichten sie Jermont auf der französischen Seite. Am fünften Tag der Flucht hatte Abbé Dupouy wieder französischen Boden unter den Füßen! Er konnte es kaum fassen.

Eigentlich hatte er sich vorgestellt, dass er den Rest der Strecke leicht würde zurücklegen können, denn nun war er ja in seinem Heimatland angekommen. Doch schon bei der Frage nach dem Bahnhof fiel er als Südfranzose auf, hatte aber Glück, auf ein Mitglied der Résistance zu treffen. Allerdings wollte man ihn überreden, sich den Truppen des Generals de Gaulle anzuschließen, was er mit Hinweis auf seine priesterliche Bindung ablehnte. Aber immerhin bekam er ein Bett für die Nacht.

Sechster Fluchttag: 28. Februar 1943

Der Zug nach Paris ging um 8.45 Uhr. Der Schalterbeamte, bei dem der Abbé die Fahrkarte lösen wollte, sah in prüfend an und schlug ihm vor, lieber auf einen Güterzug zu springen. Er stammte ebenfalls aus der Gironde und hatte die Situation wohl durchschaut. Doch der Flüchtling entschied sich für den Personenzug und kam schließlich auf dem Gare du Nord in Paris an. Trotz aller Freude darüber wusste er, dass er auch hier noch gefasst werden konnte. Deshalb machte er sich auf die Suche nach einem

ruhigen Ort, wo er seinen Kameraden in Soest einen verschlüsselten Brief über den Verlauf seiner Flucht schrieb.

Die Erfahrungen der nächsten Stunden zeigten Abbé Dupouy, wie sehr sich seine Heimat in den Kriegsjahren verändert hatte. Bei den Klöstern, bei denen er anschnellte, um eine Rast einzulegen, wurde er abgewiesen. Als er schließlich aufgenommen wurde, geschah das unter großer Geheimhaltung. Viele Jahre später erfuhr er, dass die Klöster im Visier der Gestapo gewesen und Mönche verhaftet und ermordet worden waren. Um 20 Uhr verließ er mit dem Zug Paris und erreichte am anderen Morgen den Bahnhof in Bordeaux, auf dem ihn sein inzwischen verstorbener Vater im April 1940 verabschiedet hatte.

Letzter Fluchttag: 1. März 1943 – das Ende der Flucht

Auf vertrauten Wegen erreichte der Flüchtling aus Soest schließlich die Wohnung seiner Familie in Bordeaux, denn seine Schwester mit ihrer Familie und seine Mutter wohnten im selben Haus. Nach dem Wiedersehen am frühen Morgen versteckte man ihn in einem anderen Stadtteil in der Wohnung seines Bruders und von dort aus nahm er über einen befreundeten Priester Kontakt mit seinem Bischof auf. Nach den Erfahrungen in Paris war der Abbé vorsichtig geworden. Auch diesmal wurde er enttäuscht, wenn auch auf andere Weise, denn er wurde nicht zu den Truppen in Nordafrika geschickt, wie er sich das gewünscht hatte. Der Bischof schickte ihn in den unbesetzten Teil seines Bistums, denn der Priestermangel war durch die vielen Priester in Gefangenschaft sehr groß. Wenige Tage später trat Abbé Dupouy seinen priesterlichen Dienst in Réole an und wurde am 9. April 1943 demobilisiert.

Epilog

Auch der Wiederbeginn als Seelsorger war noch mit einem weiteren Abenteuer verbunden. Abbé Dupouy hatte bei einer Reise in seine Pfarrei den Ausstieg am richtigen Bahnhof verpasst und war wieder ins besetzte Frankreich geraten. Er reiste in Soutane und das passte nicht mit seinen neuen, vom Bischof überreichten Papieren zusammen. Er überstand auch das noch und verbrachte den Rest des Krieges unbehelligt in seiner neuen Pfarrei. Von dort aus versorgte er seine Freunde im Oflag VI A in Soest bis zum Kriegsende mit Paketen. Außerdem nahm er gleich nach dem Krieg Kontakt mit seinen Fluchthelfern in Homburg auf. Das Ehepaar Schöffers hatte zusammen mit seinen Helfern insgesamt 41 Flüchtlingen geholfen,

bis Frau Schöffers verhaftet und in das KZ Ravensbrück verschleppt wurde. Sie kehrte nach dem Krieg schwerkrank und gezeichnet zurück.

Im Jahre 1950 machte sich Abbé Dupouy mit seinem ersten Auto auf, um seine Helfer zu besuchen. Bis auf die Kellnerin, die nach auswärts geheiratet hatte, traf er alle wieder und blieb mit ihnen bis zu ihrem Tod eng verbunden.

MARTIN HUCKEBRINK

SCHULD UND IRRTUM - DR. ARTUR STRÄTERS PLÄDOYER FÜR EINE „GERECHTE ENTNAZIFIZIERUNG“

Auf zwei kompletten, eng bedruckten Zeitungsseiten wendet sich Dr. Artur Sträter am 25. und 28. Juni 1946 unter dem Titel „Die Stimme der Generationen“ an die Leser der Westfalenpost (WP). „Entnazifizierung in Gerechtigkeit“ lautet der programmatische Untertitel des Aufsatzes. Sträter bezeichnet seine Ausführungen als „grundsätzliche Stellungnahme zu einem brennenden Problem des deutschen Volkes“. Anlass ist die zunehmende Kritik an der Entnazifizierungspraxis der Alliierten.

Nach zunächst unkoordinierten Aktionen gingen die Briten ab Mitte 1945 dazu über, jedem, der sich in ihrer Besatzungszone um eine Arbeit bewarb oder bereits beschäftigt war, einen Katalog mit 133 persönlichen Fragen vorzulegen. Vor allem Beschäftigte des öffentlichen Dienstes mussten sich dieser Prozedur unterziehen. 300 britische Offiziere werteten die Antworten aus.

Ab Frühjahr 1946 wurden die Deutschen durch die Einrichtung von Entnazifizierungsausschüssen mit dem Kreis als unterster Verwaltungsebene an dem Verfahren beteiligt. Diese mit Parteienvertretern besetzten Gremien konnten aber nur Empfehlungen abgeben. Zunächst gab es lediglich die Optionen „Entlassung“



Dr. Artur Sträter (1902-1977).

Foto: Stadtarchiv Soest

oder „Belassung“. Im Frühjahr 1947 führten die Briten die so genannte Kategorisierung ein. Dabei wurden die ehemaligen Nazis in fünf Kategorien eingeteilt – vom Hauptschuldigen bis zum Entlasteten. Die Ausschüsse konnten nur in die Kategorien III bis V (Minderbelastete, Mitläufer und Entlastete) einreihen. Die Entscheidung über die Kategorien I (Hauptschuldige) und II (Belastete) blieb in alleiniger Zuständigkeit der Militärregierung.

Für Minderbelastete und Mitläufer konnten Sanktionen wie Sperrung des Vermögens, Aberkennung des Wahlrechts oder Einschränkung der Bewegungsfreiheit verhängt werden.

Artur Sträter (1902-1977) nutzte seine Stellung als Lizenzträger und Geschäftsführer der in Soest erscheinenden und der CDU nahestehenden Tageszeitung Westfalenpost, um seine Gedanken zu der in der Bevölkerung zunehmend heftig kritisierten und umstrittenen Entnazifizierungspraxis zur Diskussion zu stellen. Ein risikoreiches Unternehmen, denn die Veröffentlichung brachte ihm die Androhung des Lizenzentzuges durch die Militärregierung ein, erinnert sich seine Witwe Dorita Sträter¹. Nur durch Zufall sei der Artikel der britischen Kontrolle entgangen. Um eine möglichst große Verbreitung zu erzielen, sei vorher extra Papier gehortet worden, berichtet Dorita Sträter in ihrem Rückblick auf die Anfangsjahre der WP in Soest.

Sträters Aufsatz traf den Nerv und brachte der Westfalenpost zahlreiche zustimmende, aber auch kritische Leserreaktionen. Die WP erschien damals nur zweimal wöchentlich mit jeweils vier Seiten. Sie gab das Echo aus der Leserschaft sowohl in einer Zusammenfassung als auch mit dem ungekürzten Abdruck von einzelnen Zuschriften wieder². Die WP erschien damals im gesamten südwestfälischen Raum von Hamm bis Siegen und deckte von September 1946 bis Herbst 1949 zusätzlich auch das Ruhrgebiet ab.

Sträters Thesen beeinflussten die Position der CDU Nordrhein-Westfalens. Die Partei veröffentlichte die Stellungnahme in ihrer Schriftenreihe. Die Union habe ihn in seinem „Kampf für Gerechtigkeit dem schuldlosen Nationalsozialisten gegenüber unterstützt“, stellte Sträter später fest³.

Der Soester Jurist hatte am 2. September 1945 zu den Gründungsmitgliedern der Christlich-Demokratischen Partei (CDP) Westfalens, der späteren CDU, gehört.

¹ Dorita Sträter: Chronik der Westfalenpost. In: Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest (Hrsg.): Mitteilungen 29 (1999), S. 6-9, hier S. 7.

² Leserstimmen zur Entnazifizierung – Das Echo des Aufsatzes ‚Entnazifizierung in Gerechtigkeit‘ von Dr. A. Sträter, Soest. In: Westfalenpost (künftig: WP), 12. Juli 1946.

³ Artur Sträter: So geht es nicht weiter! Grundsätzliches zur Entnazifizierung. In: WP, 15. August 1947.

Sträter und sein Schwiegervater Dr. Otto Boelitz hatten am 10. März 1946 mit der Lizenz Nr. 38 die Erlaubnis bekommen, einen Verlag zu gründen und eine Tageszeitung auf den Markt zu bringen. Die erste Ausgabe der Westfalenpost erschien am 26. April 1946.

Sträter arbeitete als Rechtsanwalt in Soest. Während der NS-Herrschaft galt er als „Vierteljude“, da er eine jüdische Großmutter hatte. Sein Schwiegervater hatte von 1915 bis 1921 das Archigymnasium geleitet und war dann preußischer Kultusminister geworden. In Soest verbrachte er seinen Lebensabend.

Die Briten suchten für die neuen, dem demokratischen Aufbau dienenden Tageszeitungen Lizenzträger, die politisch unbelastet waren. Das war bei Boelitz und Sträter zweifellos der Fall. Aber dass ausgerechnet sie die Lizenz für eine neue Tageszeitung bekamen, hatte mit einer Kette von Zufällen zu tun, wie sie für die unmittelbare Nachkriegszeit typisch waren⁴.

Feierlich erklärtes Ziel der Alliierten war es, „den deutschen Militarismus und Nazismus zu vernichten und Garantie dafür zu schaffen, dass Deutschland nie wieder in der Lage sein wird, den Weltfrieden zu brechen“⁵. Alle Kriegsverbrecher sollten bestraft, NSDAP, NS-Gesetze, -Organisationen und -Einrichtungen verschwinden. Alle nazistischen und militaristischen Einflüsse sollten aus dem öffentlichen Leben, der Kultur und Wirtschaft entfernt werden. Der Weg dazu war die Entnazifizierung. Das Verfahren wurde in den einzelnen Besatzungszonen zwar mit unterschiedlicher Konsequenz umgesetzt, doch überall entwickelte sich die politische Säuberung rasch zu einem bürokratischen Moloch mit massiven Fehlentscheidungen und Ungerechtigkeiten⁶.

Artur Sträter hielt die Entnazifizierung für das „innenpolitisch vielleicht dringendste Problem“⁷. Von einer gerechten Entnazifizierung hing seiner Überzeugung nach das Gelingen des demokratischen Aufbaus entscheidend ab. Seine Ausführungen in der Westfalenpost sind deshalb ein aufschlussreiches Zeitdokument für den Umgang mit der NS-Vergangenheit, spiegeln sie doch den Spagat zwischen dem Bemühen um die Bestrafung der Schuldigen und der Reintegration derer, die nur „geirrt“ hatten.

Schuld und Irrtum sind die zentralen Kategorien in Sträters Auseinan-

⁴ Hans Rudolf Hartung zeichnet die kuriose Vorgeschichte der Lizenzvergabe an Boelitz und Sträter in seinem Vortrag zur Feier des 60. Geburtstages der Soester CDU am 8. Dezember 2005 nach (Manuskript unter <http://www.cdu-kreis-soest.de/pdf/1953.pdf>, zuletzt aufgerufen am 10.11.2008).

⁵ Communiqué der Konferenz von Jalta im Februar 1945 (zit. nach Clemens Vollnhals (Hrsg.): Entnazifizierung, Politische Säuberung und Rehabilitierung in den vier Besatzungszonen 1945-1949. München 1991, S. 9).

⁶ Vollnhals spricht in diesem Zusammenhang von einem „gescheiterten Experiment“; ebd., S. 7.

⁷ WP, 25. Juni 1946.

dersetzung mit dem Problem einer „wohlerwogenen Entnazifizierung“⁸. Ziel sei nämlich die „Freimachung des ganzen deutschen Volkes für den inneren Wiederaufbau“⁹. Der pauschale Gegensatz von Nazi und Nicht-Nazi müsse daher überwunden werden.

Ein Urteil über die Rolle des Einzelnen, über individuelle Schuld und individuellen Irrtum, könne nicht pauschal und von außen, sondern nur vor dem Hintergrund der Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse unter dem NS-Terror gefällt werden. Im Ausland habe man ein „völlig falsches Bild“¹⁰ über Deutschland. Dafür seien auch Emigranten verantwortlich, die aus „verständlicher Verbitterung“ nicht mehr zu einem objektiven Urteil fähig gewesen seien.

Der These von der kollektiven Verstrickung („Kollektivschuld“) des ganzen Volkes in die Nazi-Herrschaft stellt Sträter ein anderes Bild von Deutschland unterm Hakenkreuz entgegen: Die Menschen seien dem Regime keineswegs so ergeben gewesen, wie es den Anschein gehabt habe: „Tatsächlich waren in Deutschland viel mehr Menschen schärfste Gegner Hitlers und seiner ‚Ideen‘, als das Ausland es je gewusst hat und zum Teil auch jetzt zu wissen glaubt.“ Als Beleg führt Sträter persönliche Begegnungen mit „inneren Gegnern“, die in seiner Kanzlei „Flüsterkritik“¹¹ geübt hätten, an.

Entscheidend für die Entnazifizierung sei der Unterschied zwischen Schuld und Irrtum jedes Einzelnen. Zu unterscheiden sei daher zwischen dem Aktivisten und dem nur nominellen Parteigenossen.

Am Beispiel unterschiedlicher Gruppen der Gesellschaft illustriert Sträter seine Forderung. So sei es für junge Menschen unmöglich gewesen, in den Staatsdienst übernommen zu werden, wenn sie nicht in der Partei waren: „Dieses formelhafte Treuebekenntnis war bei der kritischen Jugend vielfach nur ein Lippenbekenntnis.“¹²

Für Beamte sei der Parteieintritt Pflicht gewesen: „Staat und Partei sind eins.“¹³ Zehntausende seien aus Angst vor der Partei in die Partei eingetreten. „Unvorstellbar ist der Zwang zum Parteieintritt gewesen, der auf die-

⁸ Auf Details der komplexen, komplizierten und teilweise widersprüchlichen formalen Regelungen der Entnazifizierungsverfahren wird hier nicht näher eingegangen.

⁹ WP, 25. Juni 1946.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

¹² „Der Verfasser selbst hat in der Verschwiegenheit seines Anwaltszimmers Tag für Tag die Kritik, die Auflehnung, die wehrlose Empörung der Nicht-Parteigenossen und der Parteigenossen angehört, die in ihm den politischen Gegner des Hitlerregimes kannten und der Berufs- und Ueberzeugungverschwiegenheit (sic!) ihres Gesprächspartners sicher waren“, WP, 25. Juni 1946.

¹³ WP, 28. Juni 1946.

sen Kreis von Menschen ausgeübt worden ist.“¹⁴ Gemeint sind in diesem Fall die Inhaber leitender Positionen. Und gerade in dieser Gruppe sei der „innere Widerstand“ außerordentlich stark entwickelt gewesen.

Die Kirche habe häufig den Standpunkt vertreten: „Hinein in die Partei, damit christlicher Geist die Reihen der Pgs (=Parteigenossen) und der Gliederungen der Partei durchdringt.“¹⁵

Durch den Volksgerichtshof, Sonder- und SS-Gerichte sei das Recht vergewaltigt worden, stellt Sträter klar. Die allgemeine Rechtsprechung sei dagegen „auch im Dritten Reich trotz aller Einmischungsversuche der Parteistellen intakt geblieben“.¹⁶

Seine Ausführungen seien „keine Lanze für die schuldigen Nazis, deren Bestrafung Pflicht der Stunde ist“. Es gehe vielmehr um den großen Kreis der nominellen Mitläufer, der Verführten und Getäuschten. Unrecht dürfe nicht durch neues Unrecht verewigt werden: „Die Gehaßten von gestern dürfen nicht die Hassenden von heute und morgen sein.“¹⁷

Hinter der wiederholten, ernst und leidenschaftlich, ja mit Pathos vorgetragenen Forderung nach einer differenzierten, auf den Einzelfall bezogenen Prüfung und Bewertung steht die Sorge des Politikers Artur Sträter um den Aufbau eines demokratischen Staates. „Wir können es uns nicht leisten, Märtyrer zu schaffen, die zwangsläufig dem Radikalismus in die Arme getrieben werden.“¹⁸

„Das Recht auf den politischen Irrtum“ reklamiert auch der linkskatholische Eugen Kogon im Juli 1947, Autor des Standardwerkes „Der SS-Staat“, in einem Aufsatz für die „Frankfurter Hefte“ im Juli 1947: „Politischer Irrtum gehört weder vor Gerichte noch vor Spruchkammern.“¹⁹

Sträter ruft Kogon als Zeugen auf, als er in der Ausgabe vom 15. August 1947 wieder grundsätzlich in der Westfalenpost zur Entnazifizierung Stellung bezieht. Diesmal schlägt er gleich in der Überschrift einen schärferen Ton an: „So geht es nicht weiter!“, lautet die Schlagzeile. Die Entnazifizierung sei ein „eklatanter Misserfolg“, da sie von der Kollektivschuld des ganzen Volkes ausgehe. Werde die bisherige Praxis fortgesetzt, „belasten wir den Rechtsstaat, den zu bauen wir uns bemühen, mit einer Unrechts-hypothek, die nie wieder getilgt werden kann.“²⁰

Zum Zeugen seiner Argumentationslinie macht er auch den britisch-jüdi-

¹⁴ WP, 25. Juni 1946.

¹⁵ WP, 28. Juni 1946.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ WP, 25. Juni 1946.

²⁰ Abgedruckt in Vollnhals (wie Anm. 5), S. 302-308, hier S. 302.

schen Verleger Victor Gollancz, den „mutigen und konzessionslosen Streiter für das ewige Recht“, der „seine anklagende Stimme gegen Willkür und Ungerechtigkeit auch im Entnazifizierungsverfahren“ erhebe.²¹

Sträter war zur Zeit der Veröffentlichung dieses Beitrags bereits Landesjustizminister a. D. Von Dezember 1946 bis April 1947 hatte er dieses Amt im zweiten Kabinett von Ministerpräsident Rudolf Amelunxen bekleidet. 1947/48 war er stellvertretendes Mitglied des Zonenbeirates der Britischen Zone.

„Wir leidgeprüften Deutschen“ sehnten nichts sehnlicher herbei als einen Rechtsstaat, der von Nationalsozialismus und Militarismus befreit sei: „Aber wir wissen, dass dieser Staat ohne die Mitwirkung der Millionen schuldloser Mitläufer nicht zu bauen ist, wenn sie als Kaste zweitklassiger Parias abseits zu stehen verurteilt sind“, wiederholt der CDU-Politiker unermüdlich sein Credo. „Wahre Demokraten“ dürften nicht „mit ansehen, daß Millionen von Menschen in das Netz einer Verfolgung geraten, brotlos gemacht, degradiert, zu Bürgern zweiter Klasse gestempelt werden.“²²

Die verwirrende und widersprüchliche Entnazifizierungspolitik²³, Fehlerurteile, je nach den wirtschaftlichen Erfordernissen erlassene Sonderregelungen, so genannte „Persilscheine“, Bestechung, parteipolitische Beeinflussung der Entnazifizierungsausschüsse und das verbreitete Gefühl, dass man die Kleinen hänge, während man die Großen laufen lasse, führten dazu, dass die Besatzungsmacht mit der politischen Säuberung ihren Kredit in der Bevölkerung völlig verspielte.

In den drei westlichen Besatzungszonen waren 6,08 Millionen Menschen von der Entnazifizierung betroffen. Allerdings wurden über 95 Prozent als Entlastete oder Mitläufer eingestuft. Die Spruchkammern seien zur „Farce einer Reinwaschanstalt“ geworden, stellt der Historiker Hans-Ulrich Wehler²⁴ fest.

Artur Sträters Befürchtung, weite Bevölkerungskreise würden dauerhaft stigmatisiert und seien dadurch für den Aufbau des demokratischen Staates verloren, bewahrheitete sich also nicht. Der großen Masse wurde das Mitläufertum bescheinigt, das ihr Sträter unterstellt hatte.

Jedoch: Die von Kritikern wie ihm wiederholt und mit Emphase formulierte Sorge, dass eine „explosive kritische Masse gegen ihre Bestrafung und Diskriminierung aufbegehrender Nationalsozialisten entstehen könne (...), ließ sich nicht ohne weiteres als übertriebenes Hirngespinnst von der

²¹ WP, 15. August 1947.

²² Ebd.

²³ Ebd.

²⁴ Vgl. Ausführungen in: Wolfgang Krüger: Entnazifiziert. Zur Praxis der politischen Säuberung in Nordrhein-Westfalen. Wuppertal 1982, S. 31ff.

Hand weisen“, stellt Wehler rückblickend fest²⁵.

Sträters Bemühen, den Kreis der „getäuschten Mitläufer“ sehr großzügig abzustecken, ja weite Bevölkerungsteile sogar im „inneren Widerstand“ zu verorten, spiegelte wohl die allgemeine Stimmungslage, stieß jedoch bereits bei Lesern seines ersten Aufsatzes „Die Stimme der Generationen“ auch auf Widerspruch. „Wer bleibt denn als Schuldiger übrig, wenn alle die von Herrn Dr. Sträter Aufgezählten unschuldige Opfer sind?“ fragte sich Johannes La. aus Dortmund in der WP vom 12. Juli 1946.

In der Tat bot Sträters pragmatischer Weg der Vergangenheitsbewältigung allen, denen keine individuelle Schuld nachzuweisen war, die Chance, sich auf die Rolle des verführten Opfers einer „schrecklichen Epidemie“²⁶ zu berufen. Die entscheidende Frage, wie es überhaupt zum Aufstieg Hitlers kommen konnte, wurde dabei ausgeblendet.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang eine Umfrage aus dem August 1947: Danach hielten 35 Prozent der Bevölkerung den Nationalsozialismus für eine prinzipiell schlechte, 52 Prozent dagegen für eine gute, aber schlecht ausgeführte Idee²⁷.

Erst mit den Holocaust-Prozessen und den drängenden Fragen der „Achtundsechziger“ („Was habt ihr damals gemacht?“) begann eine schwierige und bis heute andauernde Debatte über die Ursachen für den Weg Deutschlands in den Abgrund.

Sträters Plädoyer, die bloßen Mitläufer schnell zu reintegrieren, stellt sich andererseits als realpolitische Notwendigkeit dar. Seine weit verbreiteten Artikel waren ein Baustein, die Bevölkerung für den Aufbau des neuen Staates zu gewinnen und ihr den Weg zur Mitarbeit auf allen politischen Ebenen und in der neuen CDU zu ebnen, die sich von Anfang an ausdrücklich als breit integrierende Volkspartei verstand.

Die aus heutiger Perspektive sehr großzügige Unterscheidung in eine kleine Gruppe von Schuldigen und die große Masse der Irrenden blendet aus, dass die NS-Herrschaft eben nicht nur auf Terror und politischer Unfreiheit beruhte, sondern auch und in hohem Maße auf „ ‚volksgemeinschaftlicher‘ Massenloyalität und Massenfaszination.“²⁸

Doch gab es in der unmittelbaren Nachkriegszeit wirklich eine Alternative zum Pragmatismus von Politikern wie Artur Sträter? Wohl nicht. Denn: „So fragwürdig den Nachlebenden Vertuschung und Verharmlosung der Schuldverstrickung auch immer erscheinen mögen, der Übergang von der

²⁵ Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 4: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949. München 2003, S. 959.

²⁶ Ebd.

²⁷ Leserzuschrift von Adolf Schilling aus Lippstadt. In: WP, 12. Juli 1946

²⁸ Vollnhals (wie Anm. 5), S. 62.

Diktatur zur Demokratie war angesichts einer so weitgehend kompromittierten Gesellschaft ohne eine gewisse, distanzschaffende Verdrängung und zeitliche Streckung der zu bearbeitenden Diktaturfolgen kaum zu bewerkstelligen.²⁹

²⁹ Ebd.

WILHELM BECKER

HUGO KÜKELHAUS WIRD SOESTER BÜRGER¹

„In Soest, auf der Nöttenstraße, steht ein hohes, spitzgiebeliges Fachwerkhaus. Ehemals war es eine Scheune, man sieht es an der breiten rundbogigen Öffnung der Vorderfront. [...] Die Halle hat einen Fußboden aus mächtigen, ungefügten Sandsteinplatten, in Lehm gebettet, altersdunkel und blank, er ist an die 300 Jahre alt, „durchtränkt mit Geschichte, mit Hühner-



Abb. 1: Das „unbezahlbare Haus“ in der Nöttenstraße. Foto: Verf.

¹ Dieser Beitrag behandelt die biographischen Daten des Lebensabschnitts von Hugo Kükelhaus (1900-1984), als er von Berlin nach Soest übersiedelte (1945-1955). Seine Arbeiten, seine Gedanken und die Inhalte seiner Schriften aus dieser Zeit sind nur vereinzelt am Rande behandelt. Eine diesbezügliche ausführliche Darstellung ist zukünftigen Arbeiten vorbehalten (s. auch Uta Joeressen: Ein universaler Denker in Soest: Hugo Kükelhaus. In: Heimatkalender des Kreises Soest 1993, S. 100-107, hier S. 100).

und Pferdemit und Blut', wie der Hausherr sagt, [...] ein Webstuhl in der Ecke, nicht unbenutzt. Über der Halle liegt ein noch weit merkwürdigerer Raum, die Werkstatt des Hausherrn, der Höhle eines Zauberers gleich. Da hängen nahezu ein Dutzend tibetanische Tempelgongs, Sandelholz duftet aus einem chinesischen Räuchergefäß [...] Tische sind mit Schreib- und Zeichenzeug bedeckt, mit Kristallen, Moosen, Tierskeletten, Federn, Elfenbein und Holzstücken [...] Die Regale sind mit Büchern und Papieren voll gestopft, die Balken mit lateinischen Inschriften verziert. Dies ist das Gehäuse eines der bemerkenswertesten Männer, die heute mit uns leben, eines eigenwilligen, universalen Kopfes.“²

So beschrieb die bekannte Journalistin, Schriftstellerin und spätere Bundesverdienstkreuzträgerin Vilma Sturm ihren Besuch bei Hugo Kükelhaus im Jahr 1962. Einiges von dieser ungewöhnlichen Atmosphäre ist noch immer im Haus Nöttenstraße 29 b, das als kleines Museum erhalten ist, erlebbar.

Doch wie kommt ein solcher Mensch nach Soest? Geboren wurde er zur Jahrhundertwende in Essen, wo er nach Abitur, Tischlerlehre und Meisterprüfung – mit der Unterbrechung einiger Studien- und Wanderjahre – bis 1934 lebte. Danach siedelte er um nach Berlin, genauer nach Caputh, und dort blieb er während der Nazizeit bis über das Ende des Krieges hinaus. Das vom Soester Geschichtsverein herausgegebene Buch ‚Hugo Kükelhaus im Dritten Reich‘³ beschreibt diese Jahre seines Lebens, seine Tätigkeiten in den Nazi-Organisationen, seine Arbeit für und gegen sie und seine engen Beziehungen zu den Kreisen der Attentäter vom 20. Juli 1944. Warum und wie er dann nach Soest kam, ist in diesem Buch nur kurz gestreift. Dies soll nun in diesem Aufsatz etwas ausführlicher behandelt werden.

Hugo Kükelhaus im Dritten Reich

In jungen Jahren stand Hugo Kükelhaus einigen nationalsozialistischen Ideen nahe. Er glaubte, seine eigenen kultur- und gesellschaftspolitischen Vorstellungen, seine Auffassungen von Volkstum, von Tradition, von der Idee des soliden, traditionellen Handwerks einschließlich des Zunftgedankens gegen die Industrie und auch den Vorzug der kleinen Siedlungen gegen den Moloch der Großstadt unter den Nationalsozialisten verwirklichen zu können. Mitte der 1930er-Jahre war er in den Kulturinstitutionen von Partei und NS-Regierung in Berlin eine nicht unbedeutende Person

² Vilma Sturm: Aufenthalt. Frankfurt a. M. 1966, S. 182f.

³ Wilhelm Becker: Hugo Kükelhaus im Dritten Reich. Soest 2005 (Soester Beiträge. 58).

in den Bereichen Handwerk und Kunsthandwerk. Bereits 1930 war er in die Partei eingetreten, wenn er auch wenige Wochen später wieder ausgeschlossen wurde, weil er keine Beiträge bezahlt hatte. Für mehrere Jahre hat er später aber wegen einer Verwechslung seine Beiträge auf das Konto eines Namensvetters einbezahlt. Als sich der Irrtum herausstellte, wollte ihn jedoch die Partei nicht mehr haben. Durch seine engen Beziehungen zu Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg ab Mitte der 30er-Jahre, mit dem ihn eine enge Geistesverwandtschaft verband und der nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet wurde, bekam er Kontakt zu den aktiven Regimegegnern.

Seine offiziellen Stellen in den Kulturinstitutionen hatte er bereits vor Beginn des Krieges aufgegeben oder verloren, und so musste er sich und seine Familie mit kleineren Aufträgen und seinen bescheidenen schriftstellerischen Honoraren durchschlagen. Nachdem er als Pionier den Polenfeldzug mitgemacht hatte, holte ihn von der Schulenburg, der damals Regierungspräsident von Schlesien geworden war, als Landeshandwerkspfleger nach Breslau. In den letzten Kriegsjahren übernahm Kükelhaus dann Aufgaben zur handwerklichen Schulung körperbehinderter Verwundeter (Arm- und Beinamputierter) in Lazaretten und Genesungsheimen.

Nach dem Krieg in Ost-Berlin

Als die russische Armee 1945 Berlin eroberte, befand sich Kükelhaus in Caputh. Werner E. Stichnete schildert die erste Begegnung mit den Besatzern: „Wir saßen auf dem Krähenberg in Kaputh zusammen mit Kiepenheuer, Kückelhaus[1], Andreas Wolff und erwarteten an diesem abgeschiedenen Ort den Einmarsch der Russen, der hier ziemlich harmlos vor sich ging. Als sie, wenn ich mich recht erinnere, am 21. oder 22. April einrückten, sahen wir zunächst nicht viel von ihnen. Die Frauen hatten wir vorsorglich in einem Tiefkeller verborgen. Es kam auch ein Trupp Russen, der unser Haus durchsuchte, ohne die Frauen zu entdecken. In den ersten fünf Minuten wurde ich dabei meine Uhr los. Wir hatten das Glück, dass einer unserer Freunde, der in Rußland geborene und russisch sprechende Buchhändler Wolff, von den Russen zum ersten Zivilkommandanten von Kaputh ernannt wurde.“⁴

Nach dem 20. Juli 1944 waren der Gestapo die Kontakte von Kükelhaus

⁴ Werner E. Stichnete in Günter Wirth: Der andere Geist von Potsdam. Frankfurt/M. 2000, S. 167. Für den Hinweis bedanke ich mich bei Jürgen Münch. – W. E. Stichnete (1908-1994) war u. a. Mitbegründer des Ullstein-Taschenbuchverlages. Verleger Gustav Kiepenheuer (1880-1949) – Hugo Kükelhaus wohnte in Caputh in der Scherlerstraße (heute Geschwister-Scholl-Str.) auf dem „Krähenberg“.

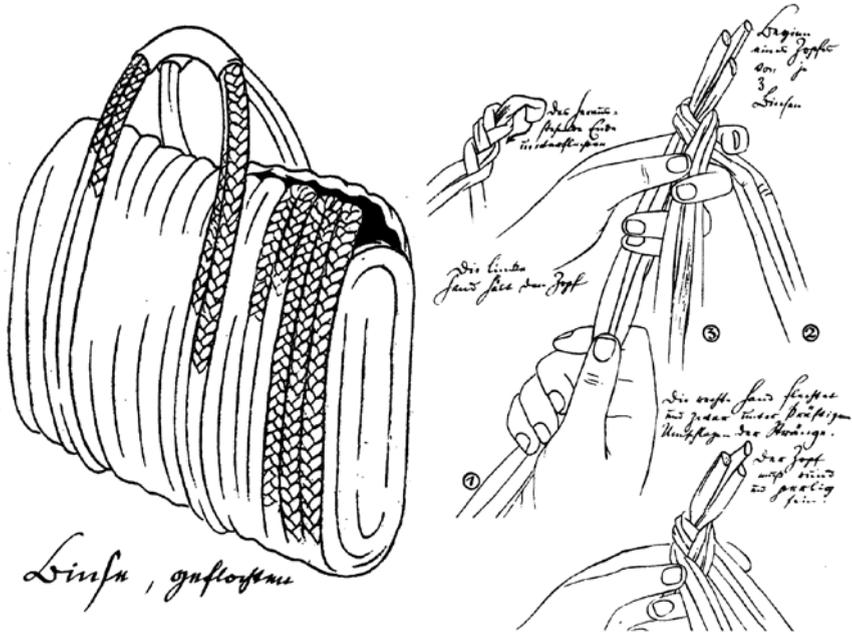


Abb. 2: Tasche aus Binsen geflochten. Aus: Hugo Kükelhaus, Margarete Weckerle (wie Anm. 6)

zu den Widerstandskreisen nicht bekannt geworden, andererseits galt er nach dem Krieg trotz seiner Tätigkeiten für die nationalsozialistischen Kulturorganisationen in den 1930er Jahren nicht als politisch belastet. So konnte er seine bisherige Arbeit in Ost-Berlin in offiziellem Auftrag weiterführen: „Rein äußerlich befasse ich mich mit gezeichneten Lehranweisungen für handwerkliche Grundfertigkeiten zur Selbsthilfe. Einrichtung von Heimarbeit in der Provinz, Schulung von Körperversehrten und Flüchtlingen. Das mache ich im Auftrag der Provinzialverwaltung und neuerdings der Zentralverwaltung für die russisch besetzten Zonen Deutschlands.“⁵

Bei diesen Arbeiten ging es darum, mit möglichst einfachen, im Umfeld und aus der Natur erhältlichen Materialien nützliche Gegenstände herzustellen. Mit Margarete Weckerle, seiner Mitarbeiterin aus den Kriegszeit, gab er eine Schrift heraus, in der die einzelnen Arbeitsschritte

⁵ Hugo Kükelhaus (künftig abgekürzt HK) an Josef Dickerhoff am 12.11.1945 (Stadtarchiv Soest (künftig abgekürzt StAS) P 56.97). – Bei der Möbelschreinerei Josef Dickerhoff in Bochum hatte Kükelhaus 1930 – nach einer kurzen Zeit vom 5.12.1927 bis 30.9.1928 als Entwerfer und Zeichner von ‚kunstgewerblichen Lichtträgern‘ bei der Elektrizitätsgesellschaft Stern in Essen (StAS P 56.35) – seine erste Stelle als Tischlermeister, Möbelentwerfer und Innenarchitekt. Er blieb mit Josef Dickerhoff, der im Krieg Obermeister und Landesinnungsmeister, später Bundesinnungsmeister und Präsident des Europäischen Tischlerkongresses war, eng befreundet bis zu dessen Tod 1958.

als Lehranweisungen gezeichnet waren⁶. – Und wenn Hugo Kükelhaus Binsen oder Stroh flocht, dann hatte eine solche Darstellung natürlich einen philosophischen Unterbau: „Sie stellt – unter einer landläufigen Bezeichnung – die zweckfrei sich gebärdende Hand als Quell des Friedens der Schöpfung vor Augen, dargetan am Spinnen, am Flechten von Stroh, Maisstroh, Binsen, Wurzelfasern und Birkenrinde. Es ist eine Lust anzusehen. Alle wichtigen Handhaltungen und Werkstufen und Vorgänge hab ich sorgsamstens auf feinen Papieren gezeichnet.“⁷ An den Philosophen und Pädagogen Eduard Spranger schrieb er: „Nein, was man tut, soll man tun, wie die alten Handwerker, nicht in der Wirkung, der Einwirkung oder wie man es nennen mag. Des reinen Sinnes wegen.“⁸

Die Personen, die sich aus den Aktivitäten im Widerstand kannten, versuchten nach dem Krieg wieder zusammenzufinden. Mit Axel von dem Bussche, mit dem Kükelhaus eng befreundet war und der von der Gruppe um Claus Schenk Graf von Stauffenberg und Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg ausersehen war, Hitler in einem Selbstmordattentat zu töten, hatte er einen regen Briefwechsel⁹, ebenso mit Charlotte von der Schulenburg, der Witwe des im August 1944 von den Nazis gehängten Grafen von der Schulenburg. Auch aus der Gruppe von jungen Offizieren, die Schulenburg im Infanterieregiment 9 in Potsdam für den Umsturz angeworben hatte, kannte Kükelhaus die meisten¹⁰. Von diesen hat ihn z. B. Ludwig von Hammerstein, der bis zum Kriegsende im Untergrund gelebt hatte, im März 1946 aufgesucht¹¹.

⁶ Hugo Kükelhaus, Margarete Weckerle: Bildhefte zur Selbsthilfe. Hrsg. v. Hausfleiß und Handwerk Berlin-Dahlem. Hamburg 1947.

⁷ HK an Lilly von Schnitzler am 27.12.1943, anlässlich einer Ausstellung „Kunsthandwerk im Kriegseinsatz“ (StAS P 56.100). – Lilly von Schnitzler war die Frau des früheren Vorstandsvorsitzenden der IG Farben, Georg von Schnitzler.

⁸ Brief vom 15.3.1947 (StAS P 56.100).

⁹ Hugo Kükelhaus und der 20 Jahre jüngere Axel Freiherr von dem Bussche-Streithorst (1919-1993, im Krieg Ritterkreuzträger und zuletzt Major), der Kükelhaus immer wieder auch in Soest besuchte, waren bis zu seinem Tod eng befreundet. Nach dem Jurastudium war er u. a. Pressechef im ‚Amt Blank‘, Legationsrat bei der deutschen Botschaft in Washington, Leiter der Internatsschule Salem und maßgeblich am Aufbau des Deutschen Entwicklungsdienstes beteiligt. Er war Mitarbeiter im Weltkirchenrat, Berater der Weltbank, Wegbereiter der Stockholmer UN-Umweltkonferenz von 1972 und Mitglied des Wissenschaftskollegiums Berlin. Die Grabrede hielt sein Freund, der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker.

¹⁰ Dazu gehörten neben Axel von dem Bussche Ludwig Frhr. von Hammerstein, Georg Sigismund von Oppen, Hans Karl Fritzsche, Ewald Heinrich von Kleist, Paul Widany, Helmut von Gottberg und Friedrich-Karl Klausning, der als Adjutant von Claus Graf von Stauffenberg am 8.8.1944 hingerichtet wurde.

¹¹ HK an Axel von dem Bussche am 28.3.1946 (StAS P 56.97). – Ludwig von Hammerstein (1922-1996) war der Sohn von Kurt von Hammerstein-Equord (1878-1943, bis 1934 Chef der Heeresleitung).

Bedrückend war, dass für die Personen des Widerstandes nach dem Ende des Naziregimes keineswegs die grenzenlose Freiheit anbrach. Im Westen dauerte es noch bis Mitte der 1950er-Jahre, bis der Widerstand des 20. Juli nicht mehr als „Dolchstoß“ gegen die Soldaten an der Front sondern als Beispiel für das „bessere Deutschland“ anerkannt wurde. Später schrieb Kükelhaus: „Meine Mitwirkung in der Widerstandsgruppe vom ‚20. Juli‘ war den sowjetischen Behörden bekannt und hatte mir anfänglich Erleichterungen gesichert, die sich später durch meine Einstellung gegen den Kommunismus ins Gegenteil verkehrten.“¹² Im Januar 1946 bat er Axel von dem Bussche um ein Leumundszeugnis, einen sogenannten ‚Persilschein‘: „Übrigens bin ich allmählich wieder in der Schußlinie. Ich brauche – früher mußte man sich Ahnenpässe besorgen – Leumundszeugnisse. [...] Pg [Parteigenosse] war ich nicht. Trotzdem pfeifen einem die Kugeln um die Ohren. Weiß der Teufel, in keiner Stunde der letzten 12 Jahre hat man geschwankt, ist ‚eisern‘ geblieben. Jetzt haben sie bald einen wieder am Arsch. Vielleicht bilde ich es mir auch bloß ein. [...] Aber schon, daß ich veröffentliche – als Maler plötzlich bekannt und gesucht bin, schon faul.“¹³

Hugo Kükelhaus als Maler und Wolffs Bücherstube

Kükelhaus hatte gleich in den ersten Monaten nach dem Krieg – fern der Politik – wieder versucht, in die Öffentlichkeit zu kommen und als Maler etwas zusätzliches Geld zu verdienen. Die Allgemeine Zeitung (Berlin) schrieb: „Eine Unterbrechung seiner dem Handwerk und der philosophischen Ausdeutung der Grundgesetze der Gestaltung gewidmeten Arbeit hat den Verfasser des Werkes ‚Urzahl und Gebärde‘ zum Maler werden lassen.“ Er beschäftigte sich mit Aquarelltechnik, malte Landschaften mit Seen und Wälder der Mark sowie Vögel oder auch Vogelköpfe, wobei er sich auf Sepia oder Umbra und Preußischblau oder Indigo beschränkte. Schwarze Tusche benutzte er, um Konturen und Schatten zu zeichnen. Die Aquarelle und Rötelzeichnungen stellte er bereits im November 1945 in ‚Wolff’s Bücherei‘ in der Kaiserallee 133 (heute Bundesallee) in Berlin-Friedenau aus¹⁴. Mit diesen Bildern von Hugo Kükelhaus eröffnete Andreas Wolff den neu hergerichteten Ausstellungsraum in seiner Bücherstube. Obwohl nach den Zerstörungen des Bombenkrieges die Leute als Erstes versuchten, wieder ein Dach über den Kopf zu bekommen, die Fenster wenigstens mit Pappe und Brettern zu verschließen und die Ernährungssi-

¹² Eidesstattliche Erklärung zum Verlust seiner Zeugnisse vom 21.7.1950 (StAS P 56.35).

¹³ Brief vom 11.1.1946 (StAS P 56.97).

¹⁴ Brief vom 4.11.1945 (StAS P 56.46).

tuation katastrophal war, hatten die Menschen einen großen Hunger nach Kultur.

Andreas Wolff, mit dem Kükelhaus den Einmarsch der Russen in Caputh erlebt hatte, bekam nach dem Krieg als staatenloser russischer Immigrant sofort eine Lizenz, seine Bücherei weiter zu betreiben. Nach einer Verlagslehre bei Teubner in Leipzig war er zu Samuel Fischer nach Berlin gegangen. Mit Peter Suhrkamp war er eng befreundet. Dieser war 1933 vom jüdischen Verleger Samuel Fischer in seinen Verlag genommen worden, den er 1942 in ‚Suhrkamp Verlag vormals S. Fischer‘ umbenannte. Peter Suhrkamp (1891-1959) war 1944 von der Gestapo wegen ‚Landes- und Hochverrats‘ verhaftet und ins Konzentrationslager Oranienburg eingeliefert worden. Als er nach einem Jahr mit schwerer Lungen- und Rippenfellentzündung aus dem KZ kam, soll er auch einige Zeit bei der Familie Kükelhaus untergekommen sein. Hugo Kükelhaus schildert ihn als guten Freund, ‚ein Oldenburger Bauer, der Typ eines Mönches‘. Andreas Wolff ging 1948 mit Peter Suhrkamp nach Frankfurt am Main, wo sie gemeinsam den Suhrkamp Verlag aufbauten, dessen Geschäftsführer Wolff bis 1955 blieb. Anschließend kehrte er nach Berlin zu seiner Buchhandlung zurück, in der sich in den sechziger und siebziger Jahren viele prominente Schriftsteller einfanden, die im Umfeld von Wolffs Bücherstube in Berlin-Friedenau eine Art Künstlerkolonie bildeten: Uwe Johnson, Günter Grass, Max Frisch, Hans Magnus Enzensberger, Günther Bruno Fuchs, Volker von Törne, Nicolas Born.

Seine guten Beziehungen zu den Verlagen und Verlegern versuchte Kükelhaus zu nutzen, um seine Schriften, die zum Teil noch aus der Kriegszeit stammten, zu veröffentlichen. Seinen Bekannten schrieb er immer wieder, es sei vieles im Druck, so z. B. auch, dass in Hamburg seine ‚Grimmschen Märchen als Bilderhandschrift (vielfarbig) in Angriff genommen‘ worden seien¹⁵. Doch ist nach der Bibliographie¹⁶ in den Jahren von 1945-1948 sehr wenig tatsächlich erschienen. Wahrscheinlich waren alle befreundeten Verleger guten Willens und machten Zusagen, doch es war eine schwierige Zeit. Man musste Drucklizenzen haben, Papier und Druckfarbe waren selten und nur unter schwierigsten Bedingungen zu bekommen. Die alten, irgendwie zusammengebastelten Maschinen waren oft mehr in Reparatur, als dass mit ihnen gearbeitet werden konnte, und Elektrizität gab es nur stundenweise. Wenn gedruckt werden konnte, dann meist nicht ‚Kultur‘, sondern vorrangig das, was sofort Geld oder noch besser notwendige Sachleistungen – natürlich auch Lebensmittel – brachte. Beson-

¹⁵ Z. B. Brief an Dickerhoff vom 9.9.1946 (StAS P 56.97).

¹⁶ Uta Joeressen, Jürgen Münch, Ferdinand Peck: Hugo Kükelhaus (1900-1984). Bibliographie (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Soest. 15). 2. Aufl., Soest 1996.

ders am Herzen lag Kükelhaus sein großes Werk „Der offene Ring“, ein dickes, sechsbändiges Manuskript, das bis auf den ersten Band noch im Soester Stadtarchiv liegt¹⁷. Otto Bartning gegenüber erwähnte er, dass es bei Suhrkamp als fortgesetzte Folge unter dem vorläufigen Titel ‚Die Wiederkunft – Versuche der wirkenden Geduld‘ erscheinen solle. Es werde in „sehr sorglichem Handsatz und ‚bibliophil‘ hergestellt“¹⁸. Erschienen ist es jedoch nicht, und wahrscheinlich ist der fehlende erste Band irgendwo in den Archiven oder Kellern des Suhrkamp-Verlages verschwunden. Ob Kükelhaus jedoch – wäre es tatsächlich erschienen – eine so entspannte Haltung zu seinem Werk gehabt hätte, wie er Otto Bartning schrieb, lässt sich doch bezweifeln: „Welches Echo mein großes Buch erfährt, das jetzt in Druck geht – nein, ich bin nicht neugierig – soll es verklingen und im Verklingen anklingen – oder ungehört verhallen, es ist mir gleich. Ein Vogel zirpt auch nicht vor und für Zuschauer, und daß wir uns dessen sogar bewußt werden können: darin besteht mein Unterschied vom Vogel.“¹⁹

Er bezeichnete Peter Suhrkamp als seinen Verleger und 1946 erschien bei Suhrkamp auch „Das Taschenbuch für junge Menschen“ mit einem Beitrag von Hugo Kükelhaus²⁰. Peter Suhrkamp fragte an, ob er auch an der Ausgabe für 1947 mitarbeiten wolle und bot ihm eine engere Zusammenarbeit an: „Lieber Hugo Kükelhaus, [...] konnte ich mich gestern früh mit meinem freien Kopf an Ihre Aufzeichnungen über Hermann Hesses ‚Glasperlenspiel‘ setzen. Das war für mich eine außerordentlich schöne Stunde. Derart wesentliche Betrachtungen zu einer Lektüre sind wirklich sehr selten. Dabei hatte ich die Idee, ob Sie etwas Ähnliches bei einer Lektüre von Stifters ‚Nachsommer‘ schreiben wollten. Und vielleicht überhaupt Ihre Lektüre mit dem Stift in der Hand in dieser Art begleiten. Das könnte ein sehr schönes und sehr wesentliches Buch geben, zu dem ich die grösste Lust hätte. – Das wollte ich Ihnen nur rasch hinübrufen. Hoffentlich sehen wir uns auch bald. Bitte, grüssen Sie die Ihren! Stets Ihr alter Peter Suhrkamp.“²¹

¹⁷ StAS P 56.12-15 – A 147.

¹⁸ Otto Bartning (1883-1959), Architekt. Bereits 1906 baute er eine evangelische Kirche in der Steiermark. von 1926 bis 1930 war er Direktor der Hochschule für Handwerk und Baukunst in Weimar, seit 1951 Präsident des Bundes Deutscher Architekten, ab 1955 städtebaulicher Berater in Berlin. Bartning gilt als führender Vertreter des modernen Kirchenbaues. – Briefe von HK an Bartning vom 21.8.1946 und 15.4.1947 (StAS P 56.97).

¹⁹ Brief vom 19.9.1946 (StAS P 56.97).

²⁰ Hugo Kükelhaus: Die Meister. In: Peter Suhrkamp (Hrsg.): Taschenbuch für junge Menschen. Beiträge zur Humanität. Berlin-Suhrkamp 1946, S. 126-144. – Suhrkamp-Verlag an HK am 22.1.1947 (StAS P 56.115).

²¹ Peter Suhrkamp an HK am 13.6.1947 (StAS P 56.109).– Hugo Kükelhaus: Bemerkungen während des Lesens vom Glasperlenspiel. Mai 1947 (StAS P 56.17 – B 31).

Lebensmittelbeschaffung in Berlin

Die Lebensmittelbeschaffung war in den ersten Monaten nach Kriegsende auch für die Familie Kükelhaus wichtiger als alles andere. An Josef Dickerhoff schrieb Kükelhaus im November 1945 aus Ost-Berlin: „Von den Lebensbedingungen hier, ernährungsmäßig und politisch machen Sie sich schwerlich eine Vorstellung. [...] Aber trotz alledem: ich war nie so intensiv in meiner Arbeit, die viele Gebiete umfaßt.“ Und im Januar 1946 an Axel von dem Bussche: „Lebensmittel haben wir uns selbst per Rucksack usw. weit hergeholt. Denn seit April keine Fettzuteilung und nur 3x ein bisschen Pferdefleisch. Aber etwas Fett habe ich uns auch in Form von Leinsamen unter der Hand besorgt, – daraus können wir nach und nach Leinöl pressen lassen. Kartoffeln hätten wir kaum, wenn nicht 15 km weit in vielen Märschen herangeschleppt.“²² Zu dem ständigen Hunger kam hinzu, dass die Wohnungen oft bitterkalt waren. Und so konnte, statt des allgemeinen, in die Zukunft gerichteten Wunsches nach viel Gesundheit (wie heute üblich), auch am Ende eines Briefes stehen: „Ich wünsche Dir ein warmes Zimmer“, wie z. B. an Erika Hoffmann²³.

Noch im Sommer 1947 konnte er seine Freunde im Westen nicht besuchen, denn „ich muss mir für eine mehrwöchige Reise den Rücken frei machen. Die Lebensmittellage hier gehört auch dazu. Ich war jetzt wieder 10 Tage nur auf Nahrungssuche in Thüringen. Wenn ich das unterlasse, verhungern wir hier in dem Randgebiet von Berlin.“ Und an Eduard Spranger schrieb er: „Man muss hier dauernd wie eine Chausseewanze mit dem Rucksack unterwegs sein.“²⁴ In Ost-Berlin war die Situation sicher besonders katastrophal. Dass es aber auch im Ruhrgebiet ähnliche Probleme gab, konnte er sich wahrscheinlich nicht so recht vorstellen. An Harro Siegel schrieb er: „Ich habe Freunde im Westen, denen es sehr wohl geht, friedensmäßig, – Freunde; aber durch die Schicht ihres Wohlergehens erreichen sie die Schwingungen meiner Existenz nicht mehr. Sie könnten mir mit dem kleinen Finger das Dasein unsagbar erleichtern – aber sie tun's nicht, – nicht aus Bosheit, nicht aus Schludrigkeit, sondern einfach aus Gedächtnisschwund – die Antenne funktioniert nicht mehr.“²⁵

²² Briefe an Dickerhoff am 12.11.1945 und an von dem Bussche am 11.1.1946 (StAS P 56.97).

²³ Brief vom 27.10.1946 (StAS P 56.98). – Prof. Dr. Erika Hoffmann war die Leiterin des Pestalozzi-Fröbel-Instituts in Kassel, seit den 1930er-Jahren eng mit Hugo Kükelhaus befreundet.

²⁴ HK an von dem Bussche am 15.4.1947 (StAS P 56.97); Brief an Spranger am 10.7.1947 (StAS P 56.100).

²⁵ Brief vom 9.6.1947 (StAS P 56.97). – Harro Siegel (1900-1985), Puppenspieler, 1936-1943 Professor für Kunsterziehung an der Staatliche Kunstschule Berlin, 1943 an der Werkkunst-

Als er meinte, sein Freund Hans Voß²⁶ bemühe sich im Westen nicht intensiv genug, ihm Lebensmittel zu besorgen, beschwerte er sich bei Josef Dickerhoff: „Dabei glaube ich nicht, dass der, wie ich, zwei Tage in der Woche je 15 km mit dem Rucksack unterwegs ist. – Ich wiege bloß noch 102 Pfund. – Aber das Gewicht sagt ja nichts, da die Auszehrung doch noch tiefer greift. Indes für das Dichten, Denken und Malen komme ich dabei auf immer bessere Touren; das Schlafbedürfnis und – erstaunlicherweise – auch der Appetit wird immer geringer. Das Leben und die Lebensmöglichkeiten entpuppen sich immer mehr als ein reines Wunder.“ Natürlich erfuhr auch Hans Voß immer wieder von den Verärgerungen, was ihn auch nicht freute. Als es mal wieder um versprochenes Öl ging, schrieb er: „Also du bekommst das, was ich für dich erreichen kann, egal ob und bei wem du mich gerade ausschimpfst. Für das, was du bekommst, muß ich wüst schaffen und tun und mich oft auf die beschämendste Art erniedrigen.“²⁷

Die Idee einer Werksiedlung

Der Architekt Hans Voß war einer der Freunde, die Hugo Kükelhaus noch aus den 1930er-Jahren in Essen kannte, als sich Künstler und Handwerker um den Studienrat und ‚Siedlervater‘ Nikolaus Ehlen aus Velbert in der Gruppe ‚Zur Gründung einer neuen Heimat‘ und ‚Wiedergeburt des Handwerks‘ zusammengefunden hatten, um ihre Vorstellungen einer Handwerker- und Dorfgemeinschaft zu realisieren. Im Februar 1938 hielt Kükelhaus in Mettmann die Ansprache zur Gründung dieser Dorfsiedlung Kaldenberg bei Velbert. Adelheid Jacobitz-Voß, die Tochter von Hans Voß, schrieb dazu: „Der Anstoß der Freunde zur gemeinsamen Arbeit war die politischgesellschaftliche Situation und der kulturelle Verfall jener Zeit; die Bedrohung des Menschen und des ihn erhaltenden Lebensraumes durch die fortschreitende Industrialisierung, die damals und heute noch anhaltende vorherrschende mechanistische Auffassung von Leben und Welt, die bis in die alltäglichen Bereiche der Menschen eindrang und ihn

schule Braunschweig, Gründer und Betreiber des dortigen städtischen Marionettentheaters, 1946 Dozent für Puppenspiel an der Meisterschule für gestaltendes Handwerk, 1964-1970 Leiter der Künstlerstiftung Villa Romana in Florenz. Seit der Berliner Zeit enger Freund von Hugo Kükelhaus.

²⁶ Hans Voß (1908-1954) war 1930 Tischlerlehrling bei Josef Dickerhoff, als Hugo Kükelhaus dort Meister und Innenarchitekt war. Emotional hat Kükelhaus diese Beziehung Lehrling/Meister wohl auch später nicht ganz aufgegeben.

²⁷ HK an Dickerhoff am 27.6.1947 (StAS P 56.97). – Voß an HK am 10.2.1948 (Privatarchiv Adelheid Jacobitz-Voß. Für die Einsicht in Briefe und Unterlagen bedanke ich mich recht herzlich).

sich selbst und der Natur entfremdete. Gegen sie setzten sie eine organhafte Einstellung, mit dem Anliegen, den Menschen zu seiner ursprünglichen Bestimmung und Lebensform zurückzuführen.“²⁸

Eine derartige Werkgemeinschaft von Künstlern, von guten Handwerkern und Kunsthandwerkern schwebte Hugo Kükelhaus immer als ideale Lebensgemeinschaft vor. Noch 1978 hätte er gern durch den Ausbau des ehemaligen Kapuzinerklosters in Rüthen eine solche Begegnungsstätte geschaffen. Auch die Zusammenarbeit mit Wolfram Graubner im Schwarzwald in seinen letzten Lebensjahren war von solchen Ideen geprägt²⁹.

Schon gleich nach dem Krieg bewegte ihn die Idee einer solchen Werkgemeinschaft: „Ich suche eine Gruppe bester Leute, – damit eine Werksiedlung gründen – ein Klosterbezirk. Meinetwegen in Tibet. Schweinichen strengt seine Beziehungen zum Vatikan dafür an.“ Und drei Monate später, im April 1946, schrieb er: „Mir schwebt eine Bruderschaft vor. Diese müßte sich als eine klösterliche Werksiedlung niederlassen. Sie müßten Satzungen haben. Der Kern wäre freiwilliger Verzicht auf Besitzhäufung. Nur soviel haben, als jeder braucht und nutzt. Ein Oberhaupt müßte da sein, der über die Innehaltung der Satzungen dem Geiste und der Form nach wacht, der das Gewissen wach hält. Max Weber hat mal klargestellt, daß der Verfall der Berufe und der Berufskunst und der Berufsweißheit mit dem Auszug derselben aus der klösterlichen Bindung einsetzte, mit dem Auszug aus den klösterlichen Mauern. Diesen Anfang müssen wir wieder haben. [...] Das kann in Tibet sein. Tibet kann aber auch in Deutschland liegen.“³⁰

Im Frühjahr 1946 glaubte Kükelhaus, eine solche Gelegenheit sei gekommen. Er hatte bereits den ganzen Hausrat in Kisten und Ballen verpackt, um nach Thüringen zu gehen. In Jena sei Dr. Troeger, den er noch aus dem Widerstand kannte, Oberbürgermeister. Der wolle eine Niederlassung bester Werkstätten, ähnlich Worpsswede, in Angriff nehmen. Den verschiedenen Handwerkszweigen wolle nun Kükelhaus gute Muster an die Hand geben, wie er es ja bereits zu seiner Zeit als Landeshandwerkspfleger in Breslau während des Krieges versucht hatte. „Malerei, Töpferei, Holzhandwerker, Schmiede usw. Für Hausrat aller Art habe ich auch schon allerlei durchkonstruiert. Z. B. zusammensteckbare und zu

²⁸ Neben Nikolaus Ehlen und Hans Voß gehörten dazu auch Josef Dickerhoff, Albert Renger-Patzsch, Gregor Balkenhol, Werner Lindner, Paul Schmitthenner, Charlotte Suchanek, Arvid Gutschow, Kurt Schönbohm, Paul Fliether, Heinrich Issinger. Adelheid Jacobitz-Voß: Dorfsiedlung Kaldenberg. In: Arch+, Dez. 1984, S. 36-37.

²⁹ Elisabeth Stelkens: Auf den Spuren des Erfahrungsfeldes zur Entfaltung der Sinne. Organismus und Technik Essen 2007, S. 134 u. 169.

³⁰ HK an von dem Bussche am 11.1.1946 und am 16.4.1946 (StAS P 56.97).

verteilende Massivholzmöbel, Truhen, Kasten, Schränke, Regale, Borte, Tische, Bänke, Betten, das ist alles sehr gediegen.“³¹ Natürlich als Massivholzkonstruktionen und nicht aus dem heute meist verwendeten Sperrholz oder „Krümmelholz“. Später bot er diese Konstruktionen, Vorläufer für unsere heutigen Selbstbedienungs- und Selbsttransport-Möbelgeschäfte, Tino Schmidt an: „Ich habe einige ausgezeichnete Ideen für Kleinmöbel, die in Tischlereien hergestellt werden, auseinandernehmbar sind zu Brettern – man steckt sie dann selbst zusammen. Fabelhaft transportabel, weil bloß Bretter, so als wenn Du Butterbrote verpackst. Die Möbel, die ich entworfen habe, haben einen besonderen Zusammensetz-Trick.“³² 1953 hat die Tischlerei Essmann in Münster einen „auseinandernehmbaren kl. Tisch und Regal aus Massiv-Fichte“ nach seinem Entwurf, den er auf einer Papierserviette gezeichnet hatte, ausgeführt³³.

In Jena wollte ihm jemand ein schön hergerichtetes und ausgebautes altes Mühlengebäude aus dem 15. Jahrhundert, herrlich einsam gelegen in einem Waldtal mit Wiesen und Bach als Wohnsitz zur Verfügung stellen. „Meine Frau würde in der Halle ihre beiden Webstühle aufstellen. Auch Spinnen betreiben. Auch die Leute anlernen.“ Im Sommer und Herbst hatte er in Caputh bereits die an den Seen wachsenden Binsen ernten lassen, einen ganzen Schuppen voll. „Wir hatten dann hier Kurse gegeben, um daraus Schuhwerk, Matten und Taschen und Körbe zu flechten. Aber die Bevölkerung hier ist nicht dafür zu haben. Eine Wagenladung Binsen nehme ich jetzt mit nach Thüringen.“ Auch eine Handpresse für Buchdruck wollte er einrichten. „Als erstes möchte ich das Johannesevangelium herausbringen. Dazu will ich Holzschnitte machen, die ich auch schon entworfen habe. In ganz einfacher Linienführung, wie die ersten frühen Holzschnitte, ohne die späteren Effekte.“

Doch drei Wochen später schrieb er: „Nun bleibe ich doch hier. Hatte schon alles verpackt. Dann merkte ich aber doch noch das Haar in der Suppe. Man hätte einen Betrieb von mir erwartet, obwohl ich darüber die Leute nicht im Unklaren gelassen hatte. Es sind letzten Endes doch bloß ‚Koofmichel‘, die sich ein Kulturmäntelchen umhängen.“³⁴ Kükelhaus suchte einen Lebensbereich und man erwartete von ihm ein Industriegebiet.

In Caputh hatte er auch einen Hausfleiß-Verein gegründet, und seine Frau Milli webte und spann³⁵. Aber auch als Großhandelsunternehmer betätigte

³¹ HK an von dem Bussche am 28.3.1946 (StAS P 56.97).

³² HK an Tino Schmidt am 25.1.1948 (StAS P 56.99).

³³ Nachlass Anne Barth, StAS P 57.

³⁴ HK an von dem Bussche am 28.3.1946 und am 16.4.1946 (StAS P 56.97).

³⁵ HK an Ali (Annelise von Grünberg, seine Mitarbeiterin im Krieg in Breslau) am 1.11.1946

er sich: „In einer sehr guten Drechslerei und Tischlerei (Bremer in Potsdam) haben wir 50 Spinnräder bauen lassen. Gerade fertig geworden. Das Beste des schwedischen, deutschen und schottischen ist darin kombiniert. Sie sind sehr gefragt. In Oberammergau lassen wir jetzt auch welche machen. [...] Zudem mit dem Maler Graf Luckner in Dahlem eine Gobelin-Werkstatt soeben begonnen.“³⁶

Er versuchte, sich der neuen Zeit anzupassen. An Annelise von Grünberg schrieb er im November 1946: „Ich bemühe mich lateinisch in diesen Zeilen zu schreiben“.³⁷ Diese ‚Normalschrift‘ (Antiqua) war am 3. Januar 1941 per Erlass Hitlers eingeführt worden. Doch dauerte es noch einige Jahre, bis Hugo Kükelhaus, für den jeder Brief, jedes Schriftstück ein kalligraphisches Ereignis war, sich an die neue Schrift gewöhnte und diese ähnlich schwungvoll wie zuvor die Sütterlin-Schrift handhabte.

Ausstellung in Bochum

Mit seinen Bildern schien Kükelhaus recht erfolgreich gewesen zu sein. U. a. schrieb er im März 1946, dass es ihm finanziell im Augenblick recht gut gehe, da in Berlin gerade wieder eine Ausstellung seiner Bilder laufe. Auch in die USA hatte er wohl schon gute Verbindungen aufgebaut, als er Josef Dickerhoff mitteilte, dass in New York eine Ausstellung seiner Grafiken und Aquarelle („40 Nummern“) stattfinden³⁸.

Mit seinen alten Freunden Hans Voß und Josef Dickerhoff verhandelte er wegen einer Ausstellung im Ruhrgebiet. Im November 1946 schrieb ihm Dickerhoff: „Mit dem Leiter der Bochumer Gemäldegalerie, Direktor Brinkmann, habe ich vereinbart, dass wir Ihre Bilder ausstellen, sofern Sie uns etwas schicken. Brinkmann ist der Bruder unseres Fr. Brinkmann aus dem Geschäft (die rothaarige)“, die er ja noch von früher kennen müsse³⁹. Für Frau Kükelhaus war es wohl einfacher, in den Westen zu kommen als für Hugo selbst. So brachte sie Bilder zu Dickerhoff, aber auch zu Harro Siegel nach Braunschweig, der sich ebenfalls um eine Ausstellung Kükelhaus'scher Bilder bemühte⁴⁰. An Dickerhoff schrieb Harro Siegel: „Frau Kükelhaus zeigte mir die Sachen. Ich habe meine Begeisterung der

(StAS P 56.96).

³⁶ HK an Dickerhoff am 9.9.1946 (StAS P 56.97). – Der Maler Heinrich Graf Luckner war ein enger Freund von Peter Graf Yorck von Wartenburg gewesen, der am 8. August 1944 in Plötzensee hingerichtet worden war.

³⁷ Brief vom 1.11.1946 (StAS P 56.96).

³⁸ Brief an von dem Bussche am 28.3.1946; an Dickerhoff am 9.9.1946 (StAS P 56.97).

³⁹ Brief vom 17.11.1946 (StAS P 56.97).

⁴⁰ HK an Dickerhoff am 24.2.1947 (StAS P 56.97). – Siegel an HK am 29.2.1947 (StAS P 56.109).

hiesigen Künstlervereinigung ‚Die Gruppe‘ mitgeteilt. Sie wollen eine Ausstellung 2, besser 4 Wochen machen.“⁴¹

Während sich seine Freunde bemühten, wurde Kükelhaus ungeduldig. Bisweilen hat man den Eindruck, dass er, mit dem Spatz in der Hand, immer noch nach der Taube auf dem Dach schielte. So schrieb er im Juni 1947 an Dickerhoff: „Ihr Schweigen kann sich aber auch auf die geplante Ausstellung beziehen. Vielleicht wird das nichts? Kommt nicht voran [...] Braunschweig, Celle, Hannover, Hamburg (Hannover – Kestner Gesellschaft) wollen es längst machen. Aber es kann ruhig in Bochum, Düsseldorf oder Arnsberg starten. Werner Witthaus will es in die Hand nehmen. [...] Mir wäre schon lieb, wenn es Witthaus macht. Durchaus soll das nicht bedeuten ohne Sie und Bochum. Er will dann bei der Eröffnung lesen aus Werken von Heinz und Hermann [Hugos verstorbenen Brüdern].“⁴² Vierzehn Tage später bedankte sich Dickerhoff für die Übersendung der Bilder. Zudem waren einige Bilder schon bei Hans Voß und weitere 15 hatte Hugo einem Bekannten, Gerhard Scherler, mitgegeben. Die Ausstellung sollte in den Räumen des Richard-Baltz-Hauses des Bochumer Künstlerbundes stattfinden. Er schrieb an Kükelhaus: „Ich werde für den größten Teil Ihrer Bilder Rahmen machen und hoffe auch das Glas dafür zu bekommen.“ Zur Unkostendeckung wolle er 20 % des Verkaufserlöses haben⁴³. Die Preisgestaltung solle Dickerhoff machen, antwortete Kükelhaus, da er die lokalen Verhältnisse kenne: „Ich habe nicht den Ehrgeiz, durch hohe Preise zu glänzen, darf aber auch nicht zu billig sein. Man darf nicht vergessen, daß ich in der Hauptsache unter die Philosophen und Dichter gegangen bin.“⁴⁴

Natürlich waren die Freunde, die sich bisher so viel Mühe gegeben hatten, nicht ganz glücklich, dass nun jemand anderes maßgeblich sein sollte. Witthaus schlug vor, außer den Aquarellen und Tierzeichnungen auch architektonische Blätter auszustellen, eventuell auch Plastiken von Ewald Mataré von der Düsseldorfer Kunstakademie, der mit Kükelhaus befreundet war⁴⁵. Letzterer antwortete Dickerhoff: „Sie haben mit der Ausstellung bloß Malesse. Natürlich sind meine Sachen dafür nicht geeignet. Ich würde garnicht enttäuscht sein, wenn Sie es abblasen. Ich hatte mir immer nur einen kleinen Rahmen vorgestellt.“ Die Kombination mit Mataré fand er nicht übel, aber Architekturzeichnungen wollte er nicht ausstellen, viel-

⁴¹ Brief vom 9.6.1947 (StAS P 56.97).

⁴² Brief vom 27.6.1947 (StAS P 56.97). – Werner Witthaus war Kunsthistoriker und Politiker in Düsseldorf.

⁴³ Brief vom 12.7.1947 (StAS P56.97).

⁴⁴ Brief an Dickerhoff am 19.7.1947 (StAS P 56.97).

⁴⁵ Dickerhoff an HK am 6.8.1947 (StAS P 56.97).

leicht Bildhefte zur Selbsthilfe – seine schönen Zeichnungen, wie man Taschen und ähnliches aus Stroh und Binsen herstellen kann. „Vielleicht wird es doch kein absolutes Fiasko.“⁴⁶

Die Ausstellung fand dann mit fast 100 Bildern ab dem 19. Oktober 1947 statt und dauerte 3 Wochen. Für über viertausend Mark wurden Bilder verkauft, was Hugo überraschte: „4 Mille: Das ist garnicht von mir erwartet worden und natürlich sehr erfreulich und Ihnen zu danken, das ist ja klar.“⁴⁷ Auch Frau Toni Kätelhön vom Möhnesee, bei der die Familie Kükelhaus 1949 für vier Jahre unterkam, kaufte bei dieser Gelegenheit ihre ersten Bilder von Hugo Kükelhaus⁴⁸.

Kükelhaus erklärte immer wieder: „Ich male ja nur nebenbei“. Doch im März 1948 erhielt er sogar eine nebenberufliche Dozentenstelle am Zeichenlehrgang in Potsdam (gegen 7,- RM Stundenvergütung), wo er auch Pflanzen, Blätter und Blüten zeichnen ließ⁴⁹. Auch an weiteren Ausstellungen war er interessiert; wohl wegen der damit verbundenen Anerkennung und der finanziellen Vorteile. „Ich habe viel neues großformatiges Zeug gemalt, das hier gut verkauft wurde.“ Voß sollte eine Ausstellung in Velbert oder Düsseldorf vorbereiten. Doch so ideal und auf Kommando klappte die Kommunikation wohl nicht, und ganz glücklich war auch Hans Voß nicht: „Von Deinen Bildern weiß ich nichts. [...] Ich kann keine Ausstellung machen, nicht mal vorbereiten ohne wenigstens ein Bild zu haben. Ich setze mich mit Dickerhoff wieder in Verbindung und hoffe, daß er nicht gerade verärgert ist über Briefe an oder über W. Witthaus oder andere wie das letzte Mal. Sobald ich Bilder habe, versuche ich die Ausstellung in Velbert.“⁵⁰

Ideen zur Umsiedlung in den Westen

Viele Freunde schlugen Hugo Kükelhaus immer wieder vor, doch nach Westdeutschland überzusiedeln. Auch Josef Dickerhoff und Hans Voß, zusammen mit Margarete Weckerle, bemühten sich, für Kükelhaus im Westen eine brauchbare Unterkunft und Arbeitsstätte zu finden. Sie hatten eine Werkstatt in Telgte für ihn frei- und zurechtgemacht, auch schon Arbeits-

⁴⁶ Brief vom 23.9.1947 (StAS P 56.97).

⁴⁷ HK an Dickerhoff am 10.3.1948 (StAS P 56.97).

⁴⁸ Es handelt sich um die Bilder Nr. A16, 22 x 18 cm, Hochformat ‚Baumgruppe‘; Nr. 52, 36 x 26 cm, quer ‚Landschaft mit Wasser und Nebel‘; Nr. 65, 22 x 18 cm, quer ‚Landschaft mit Wolken‘, zart. Brief an Dickerhoff mit Liste verkaufter Bilder vom 28.2.1948 (StAS P 56.97).

⁴⁹ Landesregierung Brandenburg an HK am 30.3.1948 (StAS P 56.37).

⁵⁰ HK an Dickerhoff am 7.2.1948 (StAS P 56.97). Voß an HK am 10.2.1948 (Privatarchiv Adelheid Jacobitz-Voß).

material aus der näheren Umgebung besorgt („inzwischen stapeln sich die Binsen und sonstigen Halme“). Verpflegung für den Winter sei sichergestellt und der Umzug für die Familie Kükelhaus vorbereitet. „Für Kükelhausens ist es so, daß über die Militärbehörde dann alles klar gemacht werden muß [...] Zuzugsgenehmigung regelt alles Tengelmeyer [Stadtrat Dr. Tengelmeyer vom Oberfinanzpräsidium in Münster]“. Offensichtlich war dies aber auch nicht die erste Aktion, die die Freunde für Kükelhaus unternommen hatten. Hans Voß schrieb: „Wenn das nun wieder nichts wird, tu ich keinen Schlag mehr.“⁵¹

Anscheinend konnte Kükelhaus sich nicht entscheiden, seine Bleibe und seine Beziehungen in Caputh aufzugeben. So schrieb er auch an von dem Bussche bei einer Gelegenheit: „Kommen will ich auch. Termin kann ich aber nicht angeben. [...] Schöne, selbstgewählte Arbeiten halten mich auch noch eine Weile hier. Aber kommen tue ich.“⁵²

Im Rahmen der Vorbereitungen für die Ausstellung in Bochum bot Dickerhoff wieder Möglichkeiten zur Umsiedlung an: „Wenn Sie sich mit einem guten Stadtbaurat in Verbindung setzen, vielleicht über Witthaus, so müßte für Sie auch ein Häuschen hier in schöner Gegend zu bauen sein. Ich würde mich mit dafür einsetzen. In Essen ist im Stadtbauamt ein guter Architekt als Stadtbaudirektor. – Er würde sicher auch mit tun.“ Kükelhaus fand das nicht schlecht: „Ich könnte als Dozent nach Heidelberg. Ebenso nach Baden-Baden. Nach Stuttgart. Ich will aber nicht in diese Luft. Ein Häuschen am Niederrhein, im Ruhrgebiet, das wäre was.“⁵³

Kükelhaus kommt nach Westdeutschland

Besuchsreisen aus der Ostzone in den Westen waren ohne eine besondere Erlaubnis in dieser Zeit nicht einfach möglich. Vor der Ausstellung in Bochum schrieb Kükelhaus an Spranger: „Eine größere Ausstellung meiner Malereien und grafischen Arbeiten beginnt in Düsseldorf [!], aber ich kann nicht hin.“ Und an Josef Dickerhoff: „Meine geplante Reise nach dem Westen hängt ab von einer ‚Travel-Order‘. Auf andere Weise kann ich nicht kommen.“⁵⁴ Wesentlich schwieriger wurde die Situation noch im Sommer 1948 mit der vollständigen Blockade West-Berlins, die bis zum 12. Mai 1949 andauerte. Die USA und Großbritannien errichteten eine Luftbrücke.

⁵¹ Voß an Weckerle am 21.11.1946 (Privatarchiv Adelheid Jacobitz-Voß).

⁵² Brief vom 15.4.1947 (StAS P 56.97).

⁵³ Dickerhoff an HK am 12.7.1947; HK an Dickerhoff am 19.7.1947 (StAS P 56.97).

⁵⁴ Briefe an Spranger am 10.7.1947 (P 56.100) und an Dickerhoff am 23.9.1947 (StAS P 56.97).

So beschloss Kükelhaus, ohne eine ‚Travel-Order‘, die er wohl nicht erhalten konnte, in den Westen zu fahren. „Ende September will ich schwarz für einige (drei) Wochen nach dem Westen kommen. Zunächst nach Frankfurt zur Messe, wo mein Allbeudet-Spielzeug wieder ausgestellt wird, nachdem inzwischen 40.000 Stück (aus Belgien) fertig gestellt sind⁵⁵. [...] Die Lebenslage ist hier derartig, daß sie unvorstellbar ist. Wir müssen hier weg. Der Hunger hat uns fertig gemacht. Sie können es sich nicht vorstellen, was um Berlin herum los ist, hier in der Ostzone. Winde⁵⁶ schrieb mir ‚ich kann nicht mehr‘. Er fällt morgens ohnmächtig aus dem Bett. Und mir geht es auch so. Meine Frau liegt mit der kleinen Bärbel seit einigen Tagen, vor Entkräftung. Das Brot ist für uns fast ungenießbar. Die Zuteilungen reichen gerade für 4 Tage des Monats. Die Leute gehen hier buchstäblich zugrunde. Eine Gespensterlandschaft. – Leider schickt uns niemand was. Ein halbes Pfund Fett wäre uns eine Rettung für 14 Tage. [...] Wir sehen hier, was der materialistische Kommunismus bedeutet!“⁵⁷ Er habe auch noch Verlagsangelegenheiten zu erledigen. Ab dem 24. September sei er in Frankfurt und wohne bei dem Verleger Dr. Voigt in Eschersheim, schrieb er an Lieselotte Cahn⁵⁸.



Abb. 3: Träumling auf dem Fisch des Spielzeugs Allbeudet. Aus: Jürgen Münch: Hugo Kükelhaus und das Spielzeug Allbeudet. Bielefeld, Soest 1995

Bei Suhrkamp bestritt er im Frankfurter Kunstverein am 26. Oktober 1948 den zweiten Leseabend des Verlags gemeinsam mit Peter Otten. Der Abend war dem Gedenken an Ernst Barlach gewidmet, über den Kükelhaus einen längeren Vortrag hielt⁵⁹.

Nachdem er ohne Papiere in den Westen gefahren war, musste er natürlich bei einer Rückkehr mit größeren Sanktionen rechnen. Zudem war die Lebenssituation im Osten fast unerträglich. So

⁵⁵ Gemeint ist wohl „aus belgischer Kriegsproduktion von 1944“. Walter Römholdt in ‚Lose-Blatt-Folge‘ des Arbeitskreises ‚Organismus und Technik‘ Nr. 87/88. Essen 2001, S. 5. – Kükelhaus hatte für Kinder im Kriechalter die hölzernen Spielzeuge ‚Allbeudet‘ entworfen (Gebrauchsmusterschutz von 1939). Als ‚Greiflinge‘ haben diese bis heute viele wichtige Auszeichnungen erhalten und sind auch im 21. Jahrhundert in guten Spielwarengeschäften erhältlich. Jürgen Münch: Hugo Kükelhaus und das Spielzeug Allbeudet. Soest 1995.

⁵⁶ Prof. Theodor Artur Winde (1886-1965), in Dresden und ab 1949 in Münster als Lehrer und Meister wirkender Holzgestalter.

⁵⁷ HK an Dickerhoff am 26.8.1948 (StAS P 56.97).

⁵⁸ Brief vom 13.9.1948 (StAS P 56.97).

⁵⁹ Unterlagen in StAS P 56.46. – Manuskript des Vortrages in StAS P 56.17 – B 32.

traten seine früheren Bedenken in den Hintergrund und er blieb im Westen. Im Dezember berichtete er Annelise von Grünberg: „Ich bin inzwischen aus der Ostzone flüchtig, kann nicht zurück. Milli und die Kinder fast mittellos.“⁶⁰ Das größte Problem war nun, ob es seiner Frau mit den Kindern ebenfalls gelang, in den Westen zu kommen. In Caputh packte sie alle ihre Habe – Bibliothek, Kunstschatze, Hausrat – in 400 Pakete, um sie in den Westen zu senden. „Es handelte sich ja um lebenswichtiges Arbeitsmaterial – die Grundlagen unseres Lebens, wenn es irgendwie im ‚Goldenen Westen‘ weitergehen sollte. Es war unser gemeinsam erarbeitetes Gut.“ Mitte Dezember konnten sie durch Vermittlung eines guten Bekannten unter dramatischen Umständen mit einem ‚Rosinenbomber‘, die ja meist leer zurückkamen, von Berlin in den Westen fliegen⁶¹. Die Familie war nun glücklich vereint, aber „nach dem ganz planlosen Absprung aus Caputh“ hatte man erst einmal keine Lebensgrundlage, kein Haus, keine Wohnung, keine Lebensmittelkarten usw.

Auch emotional scheint die Flucht in den Westen Kükelhaus stark belastet zu haben. Otto Bartning schrieb ihm ein Jahr später: „Ich glaube, daß Sie mit Ihrem Wechsel recht getan haben.“ Kükelhaus antwortete darauf: „Ich hab daran recht getan in der Hinsicht und aus dem Grund, daß ich damit erfahren habe, daß es weder recht noch unrecht war. [...] An und für sich ist alles falsch, was wir tun. Es wäre falsch gewesen, dort zu bleiben. Es wäre ebenso falsch gewesen, wie es jetzt falsch ist, daß ich weggegangen bin. Das Weggehen war Verrat. Ich hätte bleiben müssen um den Preis des Lebens.“ Vierzehn Tage vorher hatte er schon einmal geschrieben: „Irgendwie ist es Verrat, daß ich nicht bereit war, dort zu Grunde zu gehen [...] ich wäre verhaftet worden, wegen gewisser Veröffentlichungen.“⁶²

So ging es nun darum, irgendwo unterzukommen. Milli versuchte es mit den Kindern bei ihren Verwandten in Kettwig, doch bereits im Januar zog sie nach Essen. Hugo wohnte erst bei Hans Voß in der Siedlung Kaldenberg. Doch überall waren die Menschen nach den Wirrungen des Krieges, nach den Bombenschäden und dem Flüchtlingselend nicht auf zusätzliche Pensionsgäste, insbesondere wenn es länger dauern sollte, eingerichtet. Es gab wohl einige Möglichkeiten, doch Kükelhaus war durchaus wählerisch („[...] hat er glücklich so lange gewartet, bis es von einer anderen Familie bezogen ist“). Gut gefallen hätte es ihm auch, bei Hans Voß in dessen Bürotrakt zu bleiben. Dies gefiel nun aber Hans Voß beileibe nicht⁶³. Außer-

⁶⁰ Brief vom 13.12.1948 (StAS P 56.96).

⁶¹ Milli Kükelhaus: Erinnerungen. Handschriftl. Notizen, 1984 oder 1985 geschrieben (StAS P 56.92).

⁶² Briefe vom 9.12.1949 und 22.11.1949 (StAS P 56.97).

⁶³ Voß an Weckerle am 24.1.1949 (Privatarchiv Adelheid Jacobitz-Voß).

dem hatte er noch eine Ölmühle in Wachtendonk bei Kempen/Krefeld von einem Baron von Loe im Auge gehabt, für die dieser nur eine vergleichsweise niedrige Pacht haben wollte⁶⁴.

Von Angermund an den Möhnesee

Über die offiziellen Stellen – der gesamte Wohnungsmarkt war natürlich reglementiert und verwaltet – wurde Kükelhaus dann nach Korschenbroich, Herrenshoff 10, eingewiesen⁶⁵. Dabei bestand noch das Problem, dass er – freiwillig aus Ost-Berlin übergesiedelt – offiziell nicht als Ostflüchtling galt. Diese Wohnung scheint nun aber selbst bei Berücksichtigung der damaligen Verhältnisse nicht zumutbar gewesen zu sein. Hierauf bezog sich wohl auch seine spätere Bemerkung, dass die Familie in dieser Zeit z. T. wie die Ratten gehaust hätte⁶⁶.

Über den Regierungspräsidenten in Düsseldorf erreichte er, unter Umgehung aller dafür zuständigen Stellen, dass, wie es in einer Zeitungsmeldung hieß, „die vorübergehende Unterbringung einer Familie [Familie Kükelhaus!] in Angermund angeordnet wird, obwohl diese in Angermund kein Wohnrecht hat, sondern in Korschenbroich polizeilich gemeldet ist“. Das gab Ärger. Die Wohnungskommission in Angermund fühlte sich übergangen, trat zurück und wurde beim Innenminister vorstellig⁶⁷. Ganz glücklich mit der ‚unrechtmäßig‘ zugewiesenen und bezogenen Wohnung war Kükelhaus nicht, obwohl die Kinder, die in Angermund einige Wochen zur Schule gingen, sich bei „Tante Paula“ ganz wohl fühlten⁶⁸.

Anfang September schrieb der Regierungspräsident an die Adresse „Herrn Professor Kükelhaus, Angermund Kreis D.-Mettmann, Kalkumerstr. 29“: „Falls die Mitteilung des Deutschen Werkbundes, daß Sie in Wamel eine Wohnung in Kürze erhalten können, zutrifft, gebe ich Ihnen anheim, wegen rechtzeitigen Erhalts einer Zuweisungsverfügung sich mit dem Wohnungsamt in der Gemeinde Wamel in Verbindung zu setzen, damit Sie spätestens bis 30.9.1949 Ihre jetzige Wohnung räumen können. Eine Verlängerung der Ihnen erteilten befristeten Zuweisungsverfügung ist nicht möglich.“⁶⁹

Über Albert Renger-Patzsch hatte Kükelhaus Kontakt mit Frau Toni Kätelhön aufgenommen. Renger-Patzsch war schon 1944, als sein Atelier im

⁶⁴ HK an Dickerhoff am 2.1.1949 (StAS P 56.97).

⁶⁵ Flüchtlingsausweis vom 12.5.1949 (StAS P 56.35).

⁶⁶ HK an Walter Kratz am 21.11.1949 (StAS P 56.98).

⁶⁷ Rhein. Post vom 10.8.1949 (StAS P 56.97).

⁶⁸ Freundliche Mitteilung von Frau Barbara Vogel-Kükelhaus im Februar 2008.

⁶⁹ Schreiben vom 8.9.1949 (StAS P 56.35).

Folkwang-Museum in Essen und seine dortige Wohnung durch Bomben zerstört worden waren, nach Wamel zu Kätelhöns gezogen, wo er ein altes Backhaus, das „Brennesselhaus“, ausbaute. Kükelhaus erhielt von Frau Kätelhön die Zusage, auch für seine Familie noch ein Unterkommen zu ermöglichen.

Bereits im August hatte er Dickerhoff geschrieben: „Für 8 Wochen hat der Reg.Präs. mir die Wohnung (ohne Einweisung) zugesprochen, dann müßte ich raus sein. Wenn ich jetzt Wamel nicht hätte, wüßte ich nicht wohin. (,Meine Frau liegt mit Herzanfällen darnieder.) Achtmal sind wir verjagt worden, dabei arbeite ich auch noch an Dingen, die Ruhe verlangen. - Manche meiner Freunde, die es hätten tun können, sehen sich nicht bemüßigt, weil es sie ein kleines Opfer gekostet hätte. Freunde, die wir auf der Straße kennen gelernt hatten, haben uns für einige Wochen ihr eigenes Zimmer abgetreten. Zuletzt hausten wir auf einem Flur. [...] Aber zu Frau Katelhön könnten wir notfalls sofort. Später wird es dann eine Arbeitsgemeinschaft. Wir können viel gemeinsam bewirken. Es handelt sich nicht bloß um eine Wohnung, Gott sei Dank dafür.“⁷⁰

Am 1. Oktober 1949 zog die Familie nach Wamel Nr. 62⁷¹. Nach den Irrfahrten der vergangenen Monate waren alle erst einmal sehr glücklich. An Walter Kratz schrieb Kükelhaus: „Ich wohne himmlisch, – drei Schritte aus dem Haus und ich bin am alten Möhnesee und in einer Erlenwildnis; die Kühe sind die einzige Verkehrsgefahr und die schnatternden und schimpfenden Gänse.“⁷²

Das Haus Kätelhön in Wamel

Hermann Kätelhön (1884-1940) hatte sich in den 1920er- und 1930er-Jahren intensiv mit dem Ruhrgebiet, seinen Menschen, den Zechen, Kokereien und Hüttenwerken auseinandergesetzt. Sein kulturpolitisches Engagement führte zur Gründung einer Künstlerkolonie auf der Margarethenhöhe in Essen, die mit ihren Werkstätten überregionale Bedeutung erlangte und von Margarethe Krupp unterstützt wurde. 1930 zog Kätelhön mit der Familie und der Druckwerkstatt an den Möhnesee nach Wamel, wo er die ‚Werksgemeinschaft Wamel‘ gründete, für die er Grundstück und Wohnräume zur Verfügung stellte. Auch wollte er eine ‚Aldegrever-Gesellschaft‘ gründen, die jungen Künstlern Stipendien zahlen sollte. Nach seinem Tod 1940 führte seine Frau Toni die Druckwerkstatt weiter und verwaltete den Nachlass ihres Mannes. 1941 wurde die angestrebte Aldegrever-Gesellschaft in Münster gegründet⁷³.

⁷⁰ Brief vom 10.8.1949 (StAS P 56.97).

⁷¹ Vgl. StAS P 56.35.

⁷² Brief vom 21.10.1949 (StAS P 56.98).

⁷³ Olge Dommer, Michael Dückerhoff: Kunst für das Ruhrrevier – Hermann Kätelhön (1884-1940). Dortmund 1997.

Nach dem Krieg nahm Toni Kätelhön viele Künstler, Verwandte und Bekannte in Wamel auf. Insgesamt waren zeitweise wohl 28 Personen in ihrem Haus. Die kleine Künstlergemeinschaft setzte sich aus den unterschiedlichsten Gattungen zusammen: der Meisterfotograf Albert Renger-Patzsch, der Bildhauer Robert Ittermann, Hugo Kükelhaus als Grafiker und Philosoph im Reich der Sinne, der Architekt Fritz Schupp, der Werkkunstschul-Professor Walter Herricht und der spätere Folkwangschul-Professor Hermann Schardt, denen das Haus Kätelhön am Möhnesee teils vorübergehend, teils endgültig zur Heimat wurde⁷⁴.

Die Hausherrin Toni Kätelhön betrieb drei Küchen, die gemeinschaftlich genutzt wurden. Neben den Räumen in ihrem Haus hatte sie noch drei Baracken auf ihrem Grundstück aufgestellt, in denen auch einige der Künstler ihre Ateliers hatten, so auch Kükelhaus. Die Eltern hatten ein Schlafzimmer im Haus, die Kinder schliefen in einem Nebengebäude. Ihre Küchenutensilien hatten sie in der so genannten Spülküche. In Wamel lernte Kükelhaus auch die 15 Jahre jüngere Anne Barth kennen, eine Nichte der Familie Kätelhön, die damals im Haus lebte. Eine intensive Freundschaft verband die beiden, die bis über seinen Tod hinaus anhielt⁷⁵.

Nachdem die Wohnungsfrage erst einmal zufriedenstellend gelöst war, traten andere Probleme in den Vordergrund. Im November schrieb Kükelhaus an Walter Kratz: „Ich lebe überhaupt, trotz innerster Gegenwehr, erstmals in schwerer Beklemmung; es ist dann, als wenn Dämonen Besitz von einem nehmen wollten. Kommt hinzu, daß ich ohne jede wirtschaftliche Rücksicherung existiere. Ich weiß nicht, was morgen ist. Ein kleines Fixum wäre eine große Beruhigung und besonders für meine Frau, die muß am meisten drunter leiden. Aber, Gott sei Dank, wir haben eine schöne Behausung! Hatten ein Jahr gelebt wie Ratten. Jetzt kommt die Reaktion bei meiner Frau. Und der Gedanke an das verlorene Stück Heimat in Caputh, dem unvergesslichen. [...] Renger ist hier ein Verbündeter. Wir stehen einsam im Westen. Ich lebe irgendwie auf einem anderen Stern, ein Fremdling dieser Welt.“⁷⁶

Mit Albert Renger-Patzsch (1897-1966), den er noch aus den 30er-Jahren kannte, hatte er einen Gleichgesinnten getroffen. Die beiden inzwischen 50-Jährigen bildeten eine Lausbubengemeinschaft. Als 1952 zur „Bereinigung und Begradigung von Verkehrsstraßen“ fast alle Alleebäume am Möhnesee (von Wamel nach Völlinghausen, nach Wamel-Dorf,

⁷⁴ August Kracht: Hermann Kätelhön und seine Wameler Idee. In: Heimatkalender des Kreises Soest 1981, S. 8-11.

⁷⁵ Gespräch mit Frau Ursula Bänfer geb. Kätelhön am 17.4.2007. – Anne Barth: Hugo Kükelhaus. Sonderheft der ‚Lose Blattfolge‘ (wie Anm. 54) 1987.

⁷⁶ Brief vom 21.11.1949 (StAS P 56.98).



Abb. 4: Das Arbeitszimmer von Hugo Kükelhaus in Wamel. Zeichnung von Hugo Kükelhaus im Nachlass Barth (Stadtarchiv Soest, P 57)



Abb. 5: Haus Kätelhön in Wamel mit der Baracke. Aus einer Werbebroschüre der Fa. Kätelhön o. D.

von Stockum nach Körbecke) u. a. mit der Begründung abgeholzt wurden, die Sicht müsse frei sein, „damit die Autos ihre volle Geschwindigkeit entwickeln können“, schrieb Hugo Kükelhaus einen zornigen Artikel: „Das Baumschlachten am Möhnesee“. Für ihn ging es dabei um wesentliche menschliche Grundeinstellungen: „Denn die Ehrfurcht vor dem Lebendigen

bekundet sich vornehmlich darin, dass ihr Bäume heilig und gleichsam tabu sind.“ Und: „[...] dass gerade diese Ehrfurcht vor dem Lebendigen, die es sich tausendmal überlegt, ehe sie alte Bäume und Wälder umlegt, zum ‚Impuls einer neuen technischen Ära‘ [...] werden könnte.“ Immer wieder hatte Kükelhaus die Hoffnung, dass die enormen Leistungen der Technik dazu beitragen könnten, die Gesellschaft menschlicher zu gestalten, obwohl die Motorsägen hier wieder einmal das genaue Gegenteil bewirkt hatten. Die beiden Lausbuben sollen sich sogar in Soest bei einem Rechtsanwalt erkundigt haben, ob die damals recht große Summe von 150 Mark für die Strafe ausreiche, wenn sie die Verantwortlichen ordentlich verprügeln würden⁷⁷. Ihre gemeinsamen Erkundungen der Umgebung führten auch zu dem später von den Siepmann-Werken in Belecke herausgegebenen Buch ‚Bauten zwischen Ruhr und Möhne‘⁷⁸.

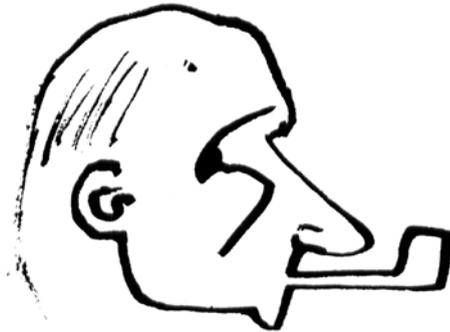


Abb. 6: Albert Renger-Patzsch. Zeichnung von Hugo Kükelhaus, 1952. Für die Verwendung sei Elisabeth Stelkens herzlich gedankt

Dozent an der Werkkunstschule Münster

Durch seine guten Kontakte, insbesondere im Bereich des Handwerks, konnte Kükelhaus das Problem des „kleinen Fixums“ bald entschärfen. Bereits Ende Januar forderte Schulrat Dr. Pollert von ihm Unterlagen für die Bewerbung an der Werkkunstschule Münster an (Zeichnungen und Fotos von Möbeln), so dass er am 15. März 1950 seine Stelle als Leiter des Grundsemesters antreten konnte. Seine Tätigkeit war nebenberuflich und auf zwei Wochentage beschränkt.

Die Innenarchitektin Adelheid Bancken schrieb über ihren Lehrer Hugo Kükelhaus: „Als ich 1951 an der damaligen Werkschule Münster mein

⁷⁷ Hellweger Anzeiger vom 16.12.1952. – Freundliche Mitteilung von Herrn Gert Schegulla, Meisterdrucker bei den Werkstätten Kätelhön.

⁷⁸ Albert Renger-Patzsch, Hugo Kükelhaus: Bauten zwischen Ruhr und Möhne. Belecke 1959.



Abb. 7: Hugo Kükelhaus. Foto von Renger-Patzsch, wohl in der Baracke in Wamel, in StAS, Bildarchiv

Studium in der Abteilung Raumgestaltung begann, war Hugo Kükelhaus dort als Lehrer tätig. Er unterrichtete uns in Entwurf und Gestaltung, Freihandzeichnen, Perspektive und räumlichem Sehen und schulte unseren Blick für Material und seine Eigenschaften, für Farben und Licht, Maße und Zahlenverhältnisse. ‚Alles steht in einem Wechselspiel gegenseitiger Ergänzungen und Veränderungen‘, machte er uns an vielen Beispielen deutlich. Kükelhaus war ein mitreißender Lehrer, seine Vorlesungen stets überfüllt und Kükelhaus jederzeit ansprechbar.⁷⁹

Per Bahn vom Möneseesee nach Münster zu kommen war natürlich immer eine halbe Weltreise. So forderte Kükelhaus im Juli 1953 eine bessere Verkehrsanbindung von Soest zur Universitätsstadt.⁸⁰ Denn bisweilen ging es doch wohl nicht so einfach, wie er es Frau Beyer geschildert hatte: ‚Ach, ich gehe immer einfach zum Bahnhof – dann kommt schon ein Zug.‘⁸¹ Er gab dann auch bald die Stelle in Münster auf. Ab 1954 betätigte er sich ‚nur‘ noch als freier Schriftsteller, Pädagoge, Architekt, Philosoph und Künstler, denn inzwischen hatte er so viele Kontakte, Projekte und Aufträge, dass er damit voll ausgelastet war.

⁷⁹ Hugo Kükelhaus zum 100. Geburtstag. Sonderheft ‚Lose Blattfolge‘ (wie Anm. 54), S. 44.

⁸⁰ Brief vom 13.7.1953 (StAS P 56.116).

⁸¹ Frau Beyer an Anne Barth am 11.11.1989 (StAS P 57).

Arbeiten am Möhnesee

Nach den schwierigen Verhältnissen, die mit der Umsiedlung in den Westen verbunden waren, hatte Kükelhaus nun wieder Bedingungen, die ihm ein intensives Arbeiten erlaubten. Doch auch in der mühevollen Zwischenphase hatte er sich um Kontakte bemüht. So schrieb Hans Voß im Januar 1949, Kükelhaus sei nun glücklich wieder im Werkbund und gebe eine Werkbundfibel heraus. Er sei ein Genie in der Formulierung und im Improvisieren. Auch die Ideen kämen meist von ihm. Ihn störte, dass Kükelhaus so tue, als ob alles früher gemeinsam über die „Neue Heimat“ Diskutierte seine urreigensten Ideen seien⁸².

In der stillen, märchenhaften Umgebung am Möhnesee entstanden dann die wunderschönen Geschichten vom „Träumling“, Parabeln, die Kükelhaus frei erfand oder nach alten Überlieferungen neu erzählte und illustrierte. Die liebenswerte Figur des „Träumling“ beschrieb er als „ein Zwischenwesen von Mensch, Tier, Pflanze und Stern. Er hat immer die Augen zu, – außer wenn er Dir den Rücken kehrt“⁸³. Diese Erzählungen führten die Folge von Parabeln fort, die er schon frühzeitig begonnen hatte; so z. B. die Geschichte vom klugen Köpfchen⁸⁴. Zwei Seeräuber, Käpten und Steuermann, wollten die Glockenseile einer Kirche für ihr Schiff stellen. Sie kletterten an den Seilen hoch. Der Steuermann schnitt, um eine möglichst große Länge zu erhalten, das Glockenseil über sich ab, mit entsprechenden Konsequenzen. Der Käpten glaubte schlauer zu sein als sein abgestürzter Untergebener und kappte das Seil unter sich, worauf er als Klöppel in der Glocke hing. Nicht immer ist das Gegenteil von etwas Falschem richtig. – Oder die Geschichte von Bokold, der seine Laute auseinander nahm, um die Töne zu suchen, mit dem Ergebnis, dass nicht alles Schöne und Wichtige als etwas Materielles zu finden ist – dass das Geistige aber oft nur dinglich zu erfassen ist und mit dem Materiellen auch das Geistige zerstört wird⁸⁵.

Für den Landjugendberatungsdienst verfasste Kükelhaus eine ganze Reihe von Broschüren, „jeweils als Anleitungen zu eigenen Übungen und Verhalten. Ich werde es machen wie Kochbücher mit ‚Man tue‘. Indes wird allen klar werden, daß es soweit nur Gültigkeit hat, als es Bezeugungen sind – Ehrbezeugungen.“ Ein besonders schönes Beispiel dieser Reihe

⁸² Brief an Weckerle am 24.1.1949 (Privatarchiv Adelheid Jacobitz-Voß).

⁸³ Hugo Kükelhaus: Geschichten vom Träumling, in 16 Folgen. Kassel 1952 (diese Erstausgaben sind noch in der schwungvollen Sütterlinschrift geschrieben); Hugo Kükelhaus: Bildgeschichten vom Träumling. Soest 2000.

⁸⁴ Hugo Kükelhaus: Die wahre Geschichte vom klugen Köpfchen. Potsdam 1948.

⁸⁵ Hugo Kükelhaus: Bokold und die Laute. Wamel ca. 1949.

ist das Heft „Augenweide – Wege zur Entfaltung lebensoffener Sinne“, in dem er den Leser anhält, trockene Gräser und Blätter zu sammeln und zu arrangieren, um sich ihre Strukturen und Schönheiten bewusst zu machen⁸⁶.

Milli Kükelhaus schrieb vom Möhnesee an eine gute Freundin in Caputh und schickte ihr zwei Heftchen von Hugo mit: „Es handelt sich dabei um eine Arbeit für die landwirtschaftliche Jugend und wird begeistert aufgenommen. Es folgen in diesem Rahmen weitere Hefte über Farbgestaltung in Räumen, eine kleine Warenkunde und auch noch über alle möglichen Dinge und Belange des Lebens. Es macht meinem Mann viel Spaß, dies zu tun. Daneben sind für ihn viele Vorträge zu halten [...] bei Akademien und sonst aufgeschlossenen Menschen. [...] Er ist fast immer unterwegs. Hinzu kommt erfreulicherweise eine rege Tätigkeit für den Innenausbau von Kirchen und sonstigen Gebäuden. Es ist also das richtige ungebundene Leben für ihn. Sie wissen ja, er lässt sich nicht anbinden. Finanziell ist es nach wie vor ein Kunststück, dass wir durchkommen, es ist ja alles so irrsinnig teuer. [...] Ich bin durch die fast dauernde Abwesenheit meines Mannes sehr viel allein, habe auch kaum Freunde hier und denke umso mehr an Caputh und seine Umgebung mit den vielen lieben Menschen, die dort immer greifbar waren, wenn Not am Mann war. Ich finde immer, es denkt hier jeder zu sehr an sich selbst.“⁸⁷

Das wesentlichste philosophische Werk von Hugo Kükelhaus in dieser Zeit war das Buch ‚Das Wort des Johannes‘, in Wort und Bild eine Schule, eher eine Theologie zur Erweckung der Sinne⁸⁸. Die Abbildungen dieses Buches, wie auch für etliche andere, hatte er in der Druckwerkstatt Kätelhön selbst radiert und geätzt. In einer Werbeschrift des Verlages hieß es zu diesem Buch: „Der Autor ist Tausenden von Menschen bekannt als Vortragender, der seine Hörer zu erfüllen und zu faszinieren weiß; als Philosoph, dessen Lehren dem Leben abgelauscht sind und zu kleinsten Taten auffordern, die jeder Mensch bei sich selbst zu beginnen hat; als Lehrer an einer Kunstschule, der starke Impulse an all das weitergibt, was Architektur, Kunsthandwerk und handwerkliches wie künstlerisches Tun umfaßt; als graphischer Künstler in seinen Bildgleichnissen. Nach dem langanhaltenden Erfolg seines Aufsehen erregenden Buches ‚Urzahl und Gebärde‘

legt Kükelhaus das Ergebnis eines mehr als zehnjährigen Denkens und

⁸⁶ HK an Spranger am 8.11.1953 (StAS P 56.100). Schriftenreihe für den Unterricht in Landschulen. Hrsg. vom Landjugendberatungsdienst der Landwirtschaftskammer Münster 1954.

⁸⁷ Milli Kükelhaus an Gertrud Weinhold am 14.7.1954 (StAS P 56.100).

⁸⁸ Hugo Kükelhaus: Das Wort des Johannes. Frankfurt 1953.

Forschens in dem gewichtigen Buch ‚Das Wort des Johannes‘ vor.“⁸⁹

Er nahm auch wieder Kontakt mit Berlin auf, wollte Bilder ausstellen und Werbung für seine Schriften machen. Der Filmmacher Wolfgang Kiepenheuer, Sohn des Verlegers Gustav Kiepenheuer, schrieb ihm im Februar 1951: „[Frau Schöller ...] macht nur ausdrücklich darauf aufmerksam, dass der Absatz zur Zeit gleich null ist nicht nur in Büchern – überhaupt. Es ist eine wirtschaftliche Depression zur Zeit wie ich sie noch nicht erlebt habe. Das wird sich im Frühjahr weitgehend geben. [...] Ich würde daher vorschlagen dass Sie gleich nach Ostern kommen, dann spriessen die Säfte und der Optimismus und die Leute kaufen leichter Bilder.“⁹⁰ So war Kükelhaus weitgehend darauf angewiesen, selbst Werbung für seine Schriften zu machen: „Meine Hauptnot ist schon jetzt die, es an die richtigen Leute zu bringen. Dem Buchhandel kann ich die Vermittlerschaft nicht überlassen. Ich reise von Ort zu Ort vortragend herum, so daß das Gedruckte durch das Mündliche, vielleicht auch durch das persönliche, den Menschen näher gebracht wird. Das Buch über den Ladentisch, [...] das reicht nicht mehr.“⁹¹

Vortragstätigkeit

Als Erzähler und Vortragender war Kükelhaus sehr gefragt. Es war ein unvergessliches Erlebnis, wenn er auf der Bühne den Gong schlug und aufforderte, die Schwingungen mit dem Bauch zu spüren, oder wenn man ihn in einem seiner Seminare erlebte. Meist schlossen sich Gespräche im kleinen Kreis bis tief in die Nacht an. Das konnte sich in der Woche mehrmals wiederholen. Ein riesiges Arbeitspensum und eine enorme Kraftanstrengung, für das im Folgenden nur stichpunktartig einige Beispiele angeführt sind.

Bereits wenige Wochen nach seiner Umsiedlung an den Möhnesee hielt er in Iserlohn einen Vortrag „Schauende Vernunft“, den er bereits 1942 in der Musikhochschule in Stuttgart vorgestellt hatte⁹². Es folgten Vorträge im Landesmuseum Münster. Beim Pädagogen-Lehrgang auf der Kumburg sprach er fünf Stunden zu „Fragen der Kunsterziehung“, er diskutierte Zeitprobleme in Gütersloh unter dem Titel „Zwischen Inferno und Selbstbesinnung“, sprach über Goethes Farbenlehre oder über „Das Leben und

⁸⁹ Abgedruckt z. B. in: Gemeinschaft und Politik. Zeitschrift für soziale und politische Gestalt. Jg. 1, Nr. 3, Dez. 1953.

⁹⁰ Wolfgang (Wölfchen) Kiepenheuer (Ikaros-Film) an HK am 22.2.1951 (StAS P 56.116).

⁹¹ Brief an Spranger am 14.1.1953 (StAS P 56.100).

⁹² Der Vortrag in Iserlohn datiert vom 25.10.1949 (Iserlohner Kreiszeitung vom 28.10.1949, Manuskript in StAS P 56.38). – Brief an Erika Hoffmann vom 26.12.1941 (StAS P 56.98).

die Dinge“ im Landesmuseum in Kassel. Seinen Vortrag „Die Macht und die Heilkraft des geringen Tuns“ hielt er in Hameln, Tübingen, Stuttgart und Bochum und am 22. Juni 1953 im Hessischen Rundfunk, im Fürstensaal des Ahauser Schlosses hieß sein Vortrag „Die Welt in der Streichholzsachtel“. In Hamm machte er eine Ausstellung „Sehen und Tun“, hielt Seminare zu „Auge, Ohr, Hand, Fuß“, und die Brüder Grimm-Gesellschaft in Kassel bat ihn, anlässlich ihrer Neugründung am 12. Juni 1951 den Eröffnungsvortrag zu halten: „Das Leben und die Dinge“. – „Sein Bemühen gälte der Gesundung der Menschen, indem er die Macht der kleinen Dinge aufdecke“, hieß es⁹³.

Im Frühjahr 1952 hielt Kükelhaus im Sitzungssaal des Soester Rathauses einen Lichtbildervortrag mit dem Titel „Das Geistige muss dinglich werden“. Dies war einer der wenigen Vorträge, die er in 30 Jahren in Soest darbot. Die Westfalenpost vergaß in ihrem Bericht nicht zu erwähnen, dass sie bereits im Herbst 1949, als Kükelhaus nach Wamel zog, sogleich auf ihn eindringlich hingewiesen habe, „weil damit ein wahrhaft Wissender weitesten Ausmaßes zu uns gekommen war“⁹⁴. Doch trotz seiner reichhaltigen Vortragstätigkeit fand in Soest erst im Mai 1977 sein nächster öffentlicher Vortrag mit dem Titel „Organismus und Architektur“ statt.

Das 3. Darmstädter Gespräch

Zu seinem überregionalen Bekanntheitsgrad trug wesentlich seine Teilnahme am „3. Darmstädter Gespräch“ vom 20.-22. September 1952 unter dem Titel „Mensch und Technik“ bei, wo er mit Hans Schwippert, Otto Bartning, Hans Gerhard Evers, G. R. Heyer, Walter Tritsch, Fedor Stepun und Eugen Rosenstock aus den USA und vielen anderen wichtigen Personen drei Tage lang „Um die Dämonie der Technik“ diskutierte.

Die „Darmstädter Gespräche“ waren in den 1950er-Jahren eines der wichtigsten kulturpolitischen Ereignisse der noch jungen Bundesrepublik. „[Die ‚Darmstädter Gespräche‘] vereinigen jährlich eine Elite der europäischen Geistigkeit, um die Mitte unserer Zeit auszuloten und aus dem Begreifen unserer geistigen Situation Aufgaben und Ziele zu weisen. In diesem Jahr hatte man Hugo Kükelhaus, den Kunsthandwerker, Schriftsteller und Erzieher, der seit drei Jahren zu den Soester Kulturschaffenden gehört, nach Darmstadt eingeladen, um am Sonntag ein Diskussionsreferat über das Verhältnis der Technik zum Handwerk zu halten.“⁹⁵ In der Einladung zu diesem Gesprächskreis schrieb ihm Professor Hans Gerhard

⁹³ Vgl. die Zeitungsberichte in StAS P 56.46.

⁹⁴ Zeitungsausschnitt aus der Westfalenpost o. D. (StAS P 56.46).

⁹⁵ Zeitungsausschnitt aus der Westfalenpost, September 1952. StAS P 56.46.

Evers: „Fest steht, dass Sie die besondere Nuance des Handwerks hineinbringen müssen, das Sie ja in einer fast kultischen Form pflegen, und dessen Unersetzlichkeit Sie den Industriellen und Zuhörern klar machen müssen.“⁹⁶

Die örtliche und überörtliche Presse berichtete ausführlich über dieses Ereignis, dessen Schirmherr der damalige Bundespräsident Theodor Heuss war. „Von Neuerscheinungen des zweiten Tages, die sich einprägten, heben wir die Referenten Diesel, Eckstein und Kükelhaus hervor.“ - „Den Fortschrittsoptimisten traten kritische Denker entgegen, die sich aus verschiedenen Lagern zusammenfanden. Die Höhepunkte der Darmstädter Tage waren einzelne Stellen in den Ausführungen von Stepun, Heyer, Kükelhaus und Rosenstock, wobei die rund 1500 Hörer atemlos horchten.“ Die Neue Zeitung schrieb: „Der Schriftsteller Kükelhaus warnte mit poetischen Beispielen vor der Entseelung durch die Technik. Auch er betonte den Prozeß der Entfremdung, die verlorene Unmittelbarkeit gegenüber natürlichen Vorgängen und Verrichtungen.“ Der Rheinische Merkur lobte: „Ausgezeichnet, was Hugo Kükelhaus in die Debatte warf: ‚Wir haben den Produzenten erzeugt, aber nicht den Konsumenten‘.“⁹⁷

1953 wurde er als einer von sieben Mitgliedern unter dem Vorsitz von Prof. Otto Bartning in den „Rat für Formgebung“ berufen, der sich um die Verbesserung der industriellen Formgebung bemühen sollte. Der Rat war im Anschluss an das Darmstädter Gespräch gegründet worden und dem Bundeswirtschaftsministerium angegliedert. Gedacht war er als Gegenstück zum britischen ‚Council of Industrial Design‘. Kükelhaus sollte sich im Rat wesentlich auf die schulische Erziehung konzentrieren. Frau Beyer, Witwe von Oskar Beyer, erzählte von der ersten Sitzung: „Vorstellung der Teilnehmer: gewaltige Titel u. Ämter in Bundestag und Firmendirektionen usw. ‚Und Sie, Herr Kükelhaus?‘ ‚Ich bin Laie.‘“⁹⁸ Auch in das Kuratorium des „Deutschen Heimatwerkes“, das sich um die Interessen der vielen kleinen Handwerksbetriebe kümmerte, wurde er gewählt, dessen Vorsitzender der damalige NRW-Landwirtschaftsminister und spätere Bundespräsident Heinrich Lübke war.

Kükelhaus als Innenarchitekt und Möbelentwerfer

⁹⁶ Evers an HK am 6.9.1952. StAS P 56.37.

⁹⁷ Vgl. dazu die verschiedenen Zeitungsberichte in StAS P 56.46. – Als „Echo zum Darmstädter Gespräch: Hugo Kükelhaus: Erzeugung als Dienst oder das menschliche Handwerk. Krefeld 1952.

⁹⁸ Frau Beyer an Anne Barth am 11.11.1989 (StAS P 57)

Ein wesentliches Arbeitsgebiet war und blieb für Kükelhaus immer das Handwerk, das Tischlerhandwerk und die Innenarchitektur. „Er hat das Tischlerhandwerk erlernt, entwarf zwar einfache Möbel, hat aber selbst nicht an der Werkbank gestanden, um von dem erlernten Beruf zu leben.“⁹⁹ Doch für ihn gehörte das Handwerk zu den wichtigsten Berufsgruppen in der Gesellschaft. „Im technischen Total treibt der Mensch zur Beherrschung der Welt. Im Händewerk überwindet er sich selbst. Und nur in der Selbstüberwindung ist Weltwirklichkeit möglich. Damit ist ein leibeigenes Tun von mir selbst (und nicht eine erhobene Forderung an andere) die Quelle der Ordnung. Und damit gewinnt in den Augen des Einsichtigen eine Berufsgruppe, nämlich die des Handwerks, innerhalb der produzierenden Wirtschaftsgruppe eine entsprechende Zuordnung: Senfkorn am Berg des Totalen.“¹⁰⁰

Zum Holz, dem lebendigen Naturstoff, hatte er ein ganz besonderes Verhältnis. Als bei einem Bombenangriff 1943 das wertvolle Holzlager von Josef Dickerhoff verbrannte, schrieb ihm Kükelhaus: „Daß Ihr Holzlager dahin ist, ist mir als wenn ein Stück aus meinem Leben gebrochen wäre. Das ist nicht übertrieben. Waren doch Ihre Hölzer so, daß man meist bedauerte, was ‚draus machen‘ zu müssen. Ich habe mir die Bohlen und Bretter oft und oft vorstellen müssen, seitdem besonders, in ihrer Pracht [...] Ich glaube, ich könnte erst jetzt richtig mit Holz was beginnen. Man hat Jahrelang und immer noch das Holz falsch gesehen. Und damit zusammenhängend auch das Möbel.“¹⁰¹

Durch den Krieg waren viele Kirchen zerstört. Bei vielen Architekten, die Kükelhaus kannte, übernahm er beim Neu- und Wiederaufbau die künstlerische Beratung und den Entwurf für die Farbgebung und die Holzeinbauten, z. B. der Sakristeieinrichtungen, Kirchenportale, Altartische und Kirchenbänke, Türen und Beichtstühle, wobei für ihn stets die Holz Auswahl sehr wichtig war¹⁰². 1951 war er auch mit der Innenraumgestaltung des Borromäums und des Franz-Hitze-Hauses in Münster betraut.

Die fruchtbarste Zusammenarbeit entstand mit dem Kirchenbaumeister Emil Steffann, mit dem er bereits 1951 am Wiederaufbau des Domes zu Münster beteiligt war. Im Sommer 1953 schrieb ihm Steffann: „Ihre Bänke im Borromäum haben es mir angetan. [...] – Ich habe gerade Bänke

⁹⁹ Adelheid Jacobitz-Voß in: Hugo Kükelhaus zum 100. Geburtstag. Sonderheft der ‚Lose Blattfolge‘ (wie Anm. 54) 2000, S. 28.

¹⁰⁰ Kükelhaus (wie Anm. 96), S. 16.

¹⁰¹ HK an Dickerhoff am 26.6.1943 (StAS P 56.97).

¹⁰² Gute Zusammenstellung bei Peter Knapp: Hugo Kükelhaus. Organ-Logik in Gestaltung und Architektur. Dissertation, Innsbruck 1995.

für eine arme kleine Gemeinde in Duisburg-Hamborn aufgezeichnet.“ Er berichtete, dass er dem Pastor erklärt habe, „dass ich Ihre Bänke, die Sie für das Borromäum gemacht haben, viel schöner fände wie die Bänke, die ich für seine Kirche zeichnete.“¹⁰³ Doch ging es nicht nur um die Gestaltung der Einrichtungen, sondern im Besonderen auch um die Ausführung. Kükelhaus arbeitete nur mit Schreincrn zusammen, denen er voll vertraute: Dickerhoff in Bochum, Kaiser in Elspe und Essmann in Münster. Emil Steffann hatte wohl zum Teil böse Erfahrungen gemacht: „Den Schreiner von der Hütte, welcher Ihre Bänke ausführen soll, kenne ich nicht. Ich nehme aber an, dass es ein Schreiner ist, wie Schreiner so heute sind, dass er genauste Details haben muss und Angaben, wenn nicht etwas ganz fürchterliches aus Ihren Entwürfen werden soll. Aber das wissen Sie ja, denn Sie kennen diese heutigen Schreiner besser wie ich, von denen man nicht mehr das verlangen kann, was früher einmal selbstverständlich war und die Ehre des Handwerks bedeutete.“¹⁰⁴

Aber nicht nur an der Innengestaltung von Kirchen war Kükelhaus beteiligt. Die Farbgebung und Innenausstattung der neuen Stadtverwaltungsräume im „Handelshof“ am Prinzipalmarkt in Münster von Hugo Kükelhaus wurden als „eigenwillige schöpferische Raumgestaltung“ empfunden¹⁰⁵. Bei der Innenraumgestaltung des Vredener Rathauses durch Kükelhaus lobte man, dass „mit einfachen Mitteln“ eine ganz besondere Wirkung erzielt worden sei¹⁰⁶. Als Beispiel sei hier noch die Ausstattung der Werksbücherei der Metallwerke R&G Schmöle in Menden erwähnt. Anne Barth,



Abb. 8: Werksbücherei der Fa. R&G Schmöle (entworfen von Hugo Kükelhaus 1955). Aus einer Broschüre der Fa. Schmöle im Nachlass Barth (StAS, P 57)

¹⁰³ Steffann an HK am 23.6.1953 (StAS P56.109).

¹⁰⁴ Steffann an HK am 25.9.1953 (StAS P56.109).

¹⁰⁵ Münsteraner Stadtanzeiger vom 11.9.1951.

¹⁰⁶ Westfälische Nachrichten vom 3.10.1952.

mit der sich Kükelhaus bei der Familie Kätelhön angefreundet hatte, arbeitete in dieser Firma als Sozialarbeiterin. Sie betreute die Lehrlinge, den Werkswohnungsausschuss und baute eine Werksbibliothek auf, die am 1. Juli 1955 mit 1200 Bänden begann und 1970 mehr als 4000 Bücher besaß. Es war „die gute Stube des Werkes“. Die Einrichtung und der Raum wurden von Hugo Kükelhaus gestaltet. Die Bibliothek diente nicht dazu, das Fachwissen der Belegschaft auf dem neuesten Stand zu halten, sondern zur Entspannung, zum Vergnügen und zur Erweiterung des Allgemeinwissens der Mitarbeiter. Wäre heute so etwas noch denkbar¹⁰⁷?

Eine alte Scheune in Soest

So schön die Umgebung am Möhnesee auch war – mit dem See, der Druckwerkstatt Kätelhön, der befreundeten Künstlergemeinschaft, dem Frieden und der Ruhe der Landschaft –, so wurden doch bald auch die Nachteile immer offensichtlicher: kein Platz für die vielfältigen Tätigkeiten, keine abgeschlossene Wohnung mit Bad und Küche, keine Privatsphäre und ständig das Gewirr einer Vielzahl von Personen in Haus und Garten. Hinzu kam, dass es für den umtriebigen Universalkünstler recht mühsam war, an die Hauptverkehrslinien zu kommen. War er doch ständig unterwegs in ganz Deutschland, nach Münster zur Werkkunstschule, zu Vorträgen, Seminaren, Handwerksbetrieben und sonstigen Kontakten. Andererseits wurde ihm von verschiedenen Seiten angeboten umzusiedeln, nach Darmstadt, Münster, Hamm, Telgte...

Erwin Sylvanus schrieb in der Westfalenpost: „Da seine kleine Klausel in Völlinghausen [Wamel!], in der sich die für ihn und seine Lehrtätigkeit wichtigen Dinge wahrlich bis unter die Decke stapeln, längst nicht ausreicht, um seinem Schaffen den Raum zu geben, der ihm notwendig ist und der ihm auch zukommt, sucht er seit langem für sich einen größeren Werkraum und für seine Familie geeigneten Wohnraum. Natürlich ist man an vielen Stellen bemüht, Kükelhaus Werkraum und Wohnraum zu schaffen, und es liegt eine Anzahl Einladungen von Großstädten vor. Kükelhaus aber möchte gern die Soester Landschaft und der alten Stadt, die er sehr liebgewonnen hat, verhaftet bleiben, da er sich keine schönere Umgebung für sein Schaffen denken kann.“¹⁰⁸

Wer Kükelhaus dann als erster auf die alte Scheune in Soest in der Nöttenstraße hinwies, lässt sich wohl nicht mehr feststellen. Die Stadt hatte dieses Bergenthalsche Grundstück mit der Scheune, in der seit 1936

¹⁰⁷ Nachlass Anne Barth, StAS P 57.

¹⁰⁸ Westfalenpost, 29.5.1953 (StAS P 56.46).

Schreinermeister Sander seine Werkstatt hatte, 1951 erworben¹⁰⁹. Kükelhaus selbst berichtete 30 Jahre später: „Ich war mittellos. Der Zufall führte mich damals vor das Haus Nöttenstraße, das in einem abbruchreifen Zustand war. Im Bodengeschoß arbeitete die Schreinerei Sanders. Als Baufachmann (ich bin gelernter Bau- und Möbelschreiner mit Meisterprüfung) erkannte ich die technischen Möglichkeiten der Umwandlung der Scheune in ein Wohn- und Atelier-Haus.“¹¹⁰

Da ihr Mann selbst dauernd unterwegs war, nahm Milli Kükelhaus nun die Wohnungssuche in die Hand. Am 21. Februar 1953 stellte sie eine Anfrage an die Stadt wegen einer Wohnung in Soest. Kükelhaus aktivierte alle einflussreichen Bekannten, ihm Empfehlungsschreiben zu schicken. So befürwortete Dr. Heinrich Troeger, Staatsminister der Finanzen in Wiesbaden, im März die Ansiedlung von Hugo Kükelhaus in Soest. Auch der Zentralverband des deutschen Handwerks gab eine Empfehlung für ihn ab. Am 18. März lud Kükelhaus den Soester Stadtdirektor Franz Becker, Senator Hubertus Schwartz und Erwin Sylvanus zu sich nach Wamel zum Abendessen ein.

Er argumentierte durchaus politisch, wie Uta Joeressen bemerkte: „An einen Freund schrieb er: ‚Der Haken bei der Sache ist [...] der kurzsichtige Standpunkt der parteimäßig orientierten Stadtverordneten: Kultura ist Luxus.‘ Daher beschloß er, nicht zu sehr als ‚Kulturträger‘ in Erscheinung zu treten, ‚weil alles geistige Tun rotzverdächtig ist‘, sondern als Quartiermeister einer Werkgruppe. Ihm schwebte auch tatsächlich die Gründung einer Werkgemeinschaft vor, ein Ideal, welches in seine ganz frühe Zeit zurückreicht. Diese Gruppe sollte Handwerkspflege ‚in rein menschenbildender Form‘ betreiben sowie Lehrerfortbildung, Kurse für Volksschüler und ähnliches.“¹¹¹

In der Stadtverwaltung entstand bereits am 20. März ein Schreiben, die Stadt sei bereit, die Räume im Bergenthalpark zur Verfügung zu stellen. Wahrscheinlich war der städtische Angestellte der Ansicht, wenn man drei Jahre zuvor Hans Kaiser nach Soest geholt habe, so sei es nun auch sinnvoll, Hugo Kükelhaus bei dieser Absicht zu unterstützen. Doch das ging dem Stadtdirektor zu schnell. Mit dickem Rotstift schrieb er über den Briefentwurf: „Das Schreiben bleibt hier!“ Zuerst einmal mussten doch

¹⁰⁹ Kauf des Grundstücks mit der Scheune durch die Stadt am 10.8.1951; Schreinerei seit dem 24.10.1936 (Betriebsbeschreibung vom 7.11.1938). Der gesamte Vorgang zum Umbau der Scheune befindet sich in der ‚Bauakte Nöttenstrasse 29‘ der Stadt Soest.

¹¹⁰ Brief im Juni 1983 an Wilko Frhr. von Wintzingerode, Oberkreisdirektor in Soest, den er aus dem Widerstand kannte (damals Landrat in Beuthen, Schlesien) (STAS P 56.35).

¹¹¹ Uta Joeressen: Ein universaler Denker in Soest: Hugo Kükelhaus. In: Heimatkalender des Kreises Soest 1993, S. 100-107, hier S. 103.

die zuständigen Stellen informiert und gehört werden.

Bereits eine Woche später wurde die Angelegenheit im Kulturausschuss behandelt: „Herr Klemann berichtet über den Wunsch des Kunsthandwerkers Hugo Kükelhaus sich in Soest anzusiedeln. Kükelhaus würde Soest als Wohnsitz gegenüber Münster und Telgte, für welche Orte Angebote vorlägen, den Vorrang geben. Der Landeshauptmann will Kükelhaus einen Baukostenzuschuss von 10.000 DM bewilligen. Für die Ansiedlung sei die Scheune im Bergenthalpark in Vorschlag gebracht worden, die mit dem zur Verfügung stehenden Betrag ausgebaut werden könne. Die Aussprache ergibt Einmütigkeit darüber, dass die Selbsthaftmachung Kükelhaus‘ in Soest als kultureller Gewinn für die Stadt zu werten sei, weil damit eine Beeinflussung des Handwerks und eine Erziehung der Jugend möglich werde. Das Projekt Bergenthalpark wird als geeignet angesprochen. Die Unterbringung eines Jugendheimes im Park wird mit Rücksicht auf die wünschenswerte Ruhe dort nicht befürwortet. [...] Der Kulturausschuß begrüßt die Ansiedlung des Kunsthandwerkers Kükelhaus in Soest, wenn der Stadt daraus keine finanziellen Belastungen erwachsen.“¹¹²

An Dickerhoff schrieb Hugo gleich in den nächsten Tagen: „Inzwischen hat das Stadtparlament offiziell den Ausbau des betr. Gebäudes (wo z. Zt. nur ein Pferd drin wohnt) für Kükelhaus beschlossen.“¹¹³ Das mit dem Pferd sollte wohl nur den romantischen Eindruck der alten Scheune verstärken.

Nun begann das übliche Verfahren, das alle Bauwilligen kennen. Es mussten Pläne erstellt, Kosten bestimmt, Anträge gestellt und bewilligt und vor allem die Finanzierung sichergestellt werden. So dauerte es dann noch eineinhalb Jahre, bis alles ein gutes Ende fand. Der erste Plan für den Umbau, von Kükelhaus selbst gezeichnet, befindet sich noch in der Bauakte. Im April 1953 erklärte der Landeshauptmann der Provinzialverwaltung gegenüber der Stadt, man habe keine finanziellen Zusagen gemacht. Auch dies erscheint nicht unüblich; man hatte wohl nur ganz unverbindlich darüber gesprochen. Bei diesen Querelen „stand für Kükelhaus durchaus noch nicht fest, ob er auf Dauer in der Soester Gegend bleiben sollte. [...] Was Kükelhaus lediglich wußte: ‚Ich muß ländlich wohnen oder in Gesellschaft mit alten Bäumen‘“, wie er nach Uta Joeressen in einem Brief im April 1953 schrieb¹¹⁴. Mitte Juni bot die Provinzialverwaltung dann doch die 10.000 DM als erststellige Hypothek an. Ende Juni ergab eine erste Kostenschätzung eine Summe von 27.550 DM. Der Finanzierungsplan vier Wochen später sah – bei einer Kostenreduzierung auf 23.000 DM

¹¹² Protokoll der Kulturausschusssitzung vom 25.3.1953 (StAS P 56.119).

¹¹³ Brief an Dickerhoff am 30.3.1953. P 56.97.

¹¹⁴ Joeressen (wie Anm. 110).

– vor: 10.000 DM erste Hypothek der Provinzialverwaltung, 7.000 DM Landesmittel, 1.000 DM aus „Soest baut auf“, der Rest sollte aus Mitteln der städtischen Sparkasse kommen. Inzwischen machten sich auch einige Soester Bürger für die Ansiedlung stark und boten Unterstützung an, besonders der Soester Baustoffhändler Julius Neuhaus. Das Bauholz sollte von einer Münsteraner Firma um 1.000 DM günstiger geliefert werden. Doch trotzdem fehlten immer noch 5.000 DM.

Kükelhaus bekam nun weitere Unterstützung von außen. Erich Kühn, Professor für Städtebau und Landesplanung der RWTH Aachen, schrieb an Stadtdirektor Becker: „Ich schreibe Ihnen aus einer großen Sorge heraus. In Soest hörte ich neulich, dass die Bemühungen, Herrn Kükelhaus zum Soester Bürger zu machen, nicht recht weiter kommen. Zunächst war ich über die Tatsache an sich recht froh, einmal weil überhaupt die Möglichkeit besteht, den Westfalen Kükelhaus in Westfalens heimlicher Hauptstadt eine seiner Bedeutung für die Allgemeinheit würdige Wohnung und eine wirkliche Heimstätte zu verschaffen. Zum anderen weil Soest dadurch wieder eine Gegenwart erhalten würde. Soest steht in der Gefahr allzusehr in der Vergangenheit zu leben; Mittelalter und Morgner allein tun es nicht. Kükelhaus aber wäre beste und lebendigste Gegenwart. Und nun hörte ich, dass Schwierigkeiten aufgetreten sein sollen, deren Ursache und Ausmass ich nicht kenne. Soweit ich unterrichtet bin, ist doch die Provinz bereit großzügig zu helfen. Es ist hohe Zeit, damit nicht Westfalen noch stärker von geistigen Kräften entblößt wird, um die sich seit langem und im vorliegenden Fall besonders stark u. a. die kulturell sehr interessierte Verwaltung von Darmstadt bemüht. Wenn ich irgend etwas helfen kann, stehe ich gern zur Verfügung und Sie selbst, lieber Herr Becker, möchte ich bitten, im Drange der Alltagsgeschäfte, deren Ausmass ich ja leider allzu gut kenne, dieses für Soest so grosse Vorhaben, einen so bedeutenden Mann wie Hugo Kükelhaus zum Bürger der Stadt machen zu können, nicht zu vernachlässigen.“¹¹⁵

Auch die Handwerkskammer schrieb der Stadt, dass sich durch Kükelhaus eine kleine Kolonie erstklassiger Handwerker in Soest etablieren werde. In einem weiteren Schreiben hieß es: „Die in die Breite gerichtete Tätigkeit von Kükelhaus soll in Soest eine zentrale Verankerung finden. Insbesondere soll seine pädagogische Methodik, allgemein bezeichnet als „Musische Bildung“, in die Volkshochschulen von Stadt und Land Soest getragen werden. Ferner Hand-in-Hand-Arbeit mit der VHS. [...] Es wird ein Verlag gegründet werden, Sitz Soest. Mit Stützpunkt der Grafischen Werkstatt Kükelhaus. Der Verlag wirkt ausschließlich volksbildend – ins-

¹¹⁵ Kühn an die Stadt am 23.9.1953 (StAS P 56.116).

bes. im Bereich des Laien-Lebens. Kükelhaus braucht keine Wohnung, sondern eine Wirkungsstätte.“

Inzwischen gingen auch die Verhandlungen mit der Stadt weiter. Der Stadtdirektor empfahl dem Rat: Kükelhaus übernehme den Zinsdienst, der auf die Miete angerechnet werde. Der Schreiner müsse in die Remise ziehen, was bis zum 2. Dezember 1953 erfolgen sollte.

Natürlich hatte Kükelhaus im Laufe dieses Prozesses verschiedene Änderungswünsche. Als er im Oktober 1953 dann noch den Wunsch äußerte, den Eingang zu verlegen und eine Luftheizung einzubauen, kamen dem Stadtdirektor doch Bedenken. In einer internen Notiz schrieb er: „Die Kosten liegen noch nicht eindeutig fest. Mir wird die Sache etwas brenzlich, weil immer wieder neue Gesichtspunkte (Wünsche durch Kükelhaus) auftreten, die eine Verschiebung der Baukosten nach sich ziehen. Ich schlage vor, daß Kükelhaus den Umbau einem Architekten überträgt. Dieser ändert die Zeichnung nach K's Anweisungen und stellt die endgültigen Baukosten fest. Der Architekt stimmt mit der Stadt ab, welche Leistungen K. und welche die Stadt übernimmt.“

Inzwischen hatte sich Kükelhaus so sehr an den Gedanken gewöhnt, im Bergenthalpark in Soest Wohnung zu beziehen, dass er auf keinen Fall das Projekt scheitern lassen wollte. Im November schrieb er an den Stadtdirektor: „Ich hoffe, daß die Sache bald klar kommt, – denn ich persönlich habe entscheidende Existenz-Fragen in diesem Sinne bereits entschieden.“ Notfalls müsse er selbst einen höheren Kredit aufnehmen und eine höhere Belastung in Kauf nehmen, um die fehlende Finanzierung auszugleichen¹¹⁶. Zu Weihnachten versuchte er erneut das Projekt bei der Stadt dringlicher zu machen: „[Wir wohnen] seit vier Jahren, 4köpfige Familie, bei Kätelhön (ich bin politischer Ostvertriebener) ohne Küche, kein Bad. [... und] daß ich meine sehr umfangreiche literarische und grafische Tätigkeit in einem Barackenraum von 3x4 m ausübe.“

Mittlerweile hatte, wie vom Stadtdirektor gewünscht, der Architekt Karl-Heinz Beyerling die Angelegenheit übernommen. Bisher hatte die Stadt versucht, unter Vermeidung eigener Belastung, das Haus für Kükelhaus herzurichten. Nunmehr war Kükelhaus Bauherr und Auftraggeber. Der Architekt erreichte, dass die zu diesem Zeitpunkt festgestellten Umbaukosten von 28.921,95 DM auf 16.654,48 DM ermäßigt werden konnten. Eine wesentliche Position bestand bisher aus den Kosten für die Instandsetzung der baufällig gewordenen Westwand. Dies konnte aber nicht dem Umbau zugerechnet werden. Die Schlussrechnung im Dezember 1954 belief sich schließlich auf 22.100,11 DM. Beyerling verzichtete dann auch

¹¹⁶ HK an Stadtdirektor am 17.11.53 (StAS P 56.119).

noch auf den größten Teil seines Architektenhonorars.

Nun gingen die Umbaumaßnahmen zügig voran. Der Soester Anzeiger schrieb im März unter der Überschrift ‚Kükelhaus übersiedelt nach Soest‘: „Im Frühsommer soll Kükelhaus einziehen, und damit wird ein Element im geistigen Leben Soests wirksam werden, um das uns manche Stadt beneidet.“¹¹⁷ Intensiv bei den Baumaßnahmen hatte sich Julius Neuhaus eingesetzt, während Kükelhaus selbst wohl nur wenig Zeit darauf verwandte, den Baufortschritt zu begleiten. Nachdem er Anfang Juli die Baustelle besichtigt hatte, schrieb er an Julius Neuhaus: „Kürzlich waren wir im Bergenthal Haus. Wir waren bestürzt über das Ausmaß von Mühen und Material, das Sie bereits aufgebracht haben. Nehmen Sie bitte die beiliegende kleine Parabel von Bokold, der die Laute auseinandernimmt, um die Töne zu finden und der bei aller Rechnung leer ausgeht, als einziges Zeichen unseres Dankes.“¹¹⁸

Hugo Kükelhaus als Soester Bürger

Im Juli schrieb Milli Kükelhaus an Gertrud Weinhold in Caputh: „Nach langen Verhandlungen und unendlichen Mühen besteht nun auch für uns die Aussicht, wieder ein Dach für uns über dem Kopf zu haben. In Soest steht eine alte Scheune (16. Jh.) in einem alten Park mit dicken Bäumen, die wir mit öffentlichen Mitteln für uns ausbauen können. Es ist ein Fachwerkbau, sehr schön. Unten ist die Halle in ihrer Größe erhalten mit offenem Kamin, daneben sind Küche und ein kleiner Essraum vorgesehen und oben die für uns erforderlichen Zimmer: je eins für die Kinder, ein Arbeitsraum für meinen Mann und auch eine kleine Webstube. Wir freuen uns sehr, wenn wir mal wieder die Tür zumachen können und nach nahezu fünf Jahren wieder eine eigene Küche haben werden und hoffen, es bald – vielleicht im August, verwirklichen zu können.“¹¹⁹

Die Westfalenpost verkündete Ende August: „In diesen Tagen bezieht Hugo Kükelhaus, der seit 1949 im Haus Kätelhön in Wamel ansässig war, das gänzlich renovierte Haus am Eingang des Bergenthal-Parkes. Damit hat sich die kulturelle Substanz unserer Stadt abermals erheblich vermehrt, sie wird durch das Wirken von Hugo Kükelhaus in unseren Mauern gewiß ständig an innerer Leuchtkraft und gestalterischer Kraft zunehmen.“¹²⁰

¹¹⁷ Soester Anzeiger vom 20.3.1954.

¹¹⁸ Brief an Neuhaus am 9.7.1954 (StAS P 56.119).

¹¹⁹ Brief vom 14.7.1954 (StAS P 56.100).

¹²⁰ Westfalenpost vom 30.8.1954.

Hugo Kükelhaus war über die neue Situation begeistert. An Erika Hoffmann schrieb er: „Sind jetzt seit 10 Tagen in Soest wohnhaft. Sehr Standes, gemäß’ Du müßtest mal kommen. War eine Fachwerkscheune aus dem Jahr 1670. In einem Park. Ist jetzt ganz doll schön. Für Milli: Seit 6 Jahren wieder eine eigene Küche und Badezimmer. Es war (jetzt merkt man es erst recht) eine schlimme Belastung.“¹²¹ Als Dank an die Stadt – wie er es einmal bezeichnete – schrieb er einen Artikel für das Merian-Heft ‚Soest’: „Wie es (nach Eugen Rosenstock) den ‚unbezahlbaren Menschen’ gibt, so gibt es auch das unbezahlbare Ding, das unbezahlbare Haus. Das ist das schicksalgeladene Haus; schicksalträchtig, da in höherem Gesetz beruhend. Die Japaner nennen dieses Schicksal eines Dinges sein ‚Agi’ – die Luft, die es umwittert, seine Aura, seine geheime Waltung. [...] Im Falle Soest verhält sich, das muß gesagt werden, eine weise Stadtbehörde gegenüber der Stadt und seinem Agi als bewußter Hüter und Mehrer.“¹²²

Obwohl Kükelhaus anfangs durchaus überlegt hatte, im Park eine Werkgemeinschaft anzusiedeln, genoss er nun die friedliche Ruhe. Als er sie gefährdet sah, schrieb er an Senator Schwartz: „Bei dieser Gelegenheit möchte ich mitteilen, daß womöglich der Bergenthalpark in seinem Charakter als Asyl der Stille, der Besinnlichkeit, des Luftschöpfens gefährdet ist. Umliegende Bewohner sollen darauf drängen, einen Kinderspielplatz darauf einzurichten. Mir scheint, daß das große Ponderabil, die Stille, in seiner Bedeutung auch in diesem Falle verkannt wird. Die Unwägbarkeit, das Unausgenutzte, das über die Zwecke hinausgehende, sind der Ausrottung mit Stumpf und Stiel verfallen. [...] Es ist symptomatisch. Und es ist dann auch der Anfang vom Ende.“¹²³ Hubertus Schwartz war ganz seiner Meinung.

Dieses Haus bot Kükelhaus nun auch die Möglichkeit, im mehr privaten Bereich Seminare und weitere pädagogische Aktivitäten nach seinen Vorstellungen abzuhalten. In einem ersten, dreitägigen Seminar im neuen Hause ging es darum, farbige Scherenschnitte zu einem Märchen von Grimm herzustellen. In der großen Deele hatten sich 15 Kunsthandwerker und Künstler verschiedenster Richtungen – Kunsttischler, Bildhauer, Töpfer, Kunstschmied, Weberin, Stickerin, Buchbinderin – vor dem offenen Feuer des Kamins zusammengefunden. Es dauerte nicht lange, bis die Gruppe an den schnell improvisierten Arbeitstischen eifrig mit Schere, Buntpapier und Kleber am Werk war. Überrascht von der Qualität der Ergebnisse beschloss man, sie im Schaufenster der Webstube Timmermann

¹²¹ Brief vom 15.9.1954 (StAS P 56.98).

¹²² Das unbezahlbare Haus. In: Soest-Heft des Merian, Jg.8 (1955), Heft 7, S.46-48.

¹²³ Brief vom 23.6.1955 (StAS P 56.119).



Abb. 9: Hugo Kükelhaus mit 83 Jahren bei einem Seminar im „unbezahlbaren Haus“. Foto im Nachlass Barth (Stadarchiv Soest, P 57)

in der Schonekindstraße der Öffentlichkeit zu präsentieren¹²⁴.

In den folgenden Jahren übernahm Kükelhaus viele Aufträge zur Innengestaltung von Kirchen und öffentlichen Gebäuden¹²⁵. Von seinen Arbeiten in den 1950er-Jahren dürfte die architektonische Neugestaltung des Innenraumes der Essener Erlöserkirche am bekanntesten sein. Ab Mitte der 1960er-Jahre galt sein Hauptinteresse dem Auf- und Ausbau sowie dem philosophischen Unterbau des Erfahrungsfeldes zur Entfaltung der Sinne, dessen erste Anfänge auf der Weltausstellung in Montreal 1967 gezeigt wurden. Kernaussagen seiner ‚Philosophie‘ sind: ‚Nicht das Gehirn macht den Menschen aus, sondern die Gesamtheit aller Organe. – Nicht das Gehirn denkt, sondern der mit Haut und Gliedern erlebende Mensch! Nicht das Auge sieht, sondern der Mensch, der „ganz Auge“ ist, ist es, der sieht. Nicht das Ohr hört, sondern der ganz Ohr seiende Mensch ist es, der hört. Nicht der Körper, sondern der sich bewegende und bewegte Mensch ist es, der sich bewegt.‘

Die Erwartungen jedoch, dass Kükelhaus in Soest das kulturelle Schaffen wesentlich prägen würde, er sich an Überlegungen und Disputen über kulturelle Fragen der Stadt öffentlich beteilige, wurden nicht erfüllt. Diskussionen und Gespräche fanden im „Kükelhaus“ mehr im privaten Rah-

¹²⁴ Soester Anzeiger vom 25.4.1955.

¹²⁵ Knapp (wie Anm. 101).

men statt. Es gibt in Soest durchaus einige bemerkenswerte Arbeiten im öffentlichen und privaten Raum, wesentlich stärker orientierte er sich jedoch nach außen, nach Westfalen und ins Ruhrgebiet, nach München und Bayreuth, aber auch in die Schweiz. Wichtig jedoch war, dass er in der alten Scheune in Soest die Ruhe und Atmosphäre fand, die ihn zu seinen nationalen und internationalen Aktivitäten befähigten.

MARIA SPERLING

SPUREN JÜDISCHEN LEBENS: VON KÖRBECKE IN DIE MUSEEN DER WELT

Im alten Vertiko auf dem Dachboden unseres Hauses Meister-Stütting-Straße 3 in Körbecke entdeckten wir zwischen Testamenten, Kriegstagebüchern, Poesiealben, vergilbten Photos und frühen Gedichten einen Brief, maschinengeschrieben an meinen Vater Karl Feldmann mit Datum vom 1. Oktober 1948, unterschrieben von Elly Fleischmann.

Wer war Elly Fleischmann? Ich erinnere mich daran, dass meine Eltern öfter von der jüdischen Familie Meyerhoff sprachen, die häufig in unserem Manufakturwarengeschäft gekauft, dabei ein nachbarschaftliches Schwätzchen gehalten, oft auch ihre Sorgen mit meinen Eltern geteilt hatten. Elly war eines der drei Kinder der Familie Max Meyerhoff und seiner Ehefrau Henriette, die als geachtete Mitbürger im Schatten der Körbecker Kirche ihre Metzgerei betrieben.

Walter E. Lutter hat die Geschichte der Familie Meyerhoff, der letzten Familie jüdischen Glaubens in Körbecke, mit großem Einsatz erforscht und in seinem im Jahr 2000 erschienenen Buch „Der Todtenhof in Körbecke - ein (fast vergessener) Jüdischer Friedhof“ wie folgt niedergeschrieben:

„Meyer (Max) Meyerhoff wird am 29.11.1869 in Körbecke geboren. Die Eltern sind Jakob Meyerhoff, Handelsmann und später auch Metzger, geb. 1825 in Allagen, und Jenni, geb. Goldschmidt, geb. 1833 in Verne bei Paderborn. [...] Meyer steht unter 7 Geschwistern – alle in Körbecke geboren – an 4. Stelle. [...] Während die Geschwister nach ihrer Heirat Körbecke verließen, blieb Meyer als einziger zusammen mit seiner Mutter, der ‚Witwe Meyerhoff‘, zurück, übernahm die Metzgerei seines verstorbenen Vaters und heiratete am 15.6.1905 Henriette Neukamp aus Soest. Am 22.3.1906 wird Tochter Elly Henriette geboren; der erste Sohn Walter stirbt noch am Tage seiner Geburt am 15.6.1908 und wird neben seinem Großvater auf dem jüdischen Friedhof begraben; Sohn Ernst erblickt am 24.5.1910 das Licht der Welt.

Beide Kinder wachsen vollständig integriert in Körbecke auf, besuchen zuerst die katholische Volksschule des Ortes und anschließend weiterführende Schulen in Soest. Elly besteht das Abitur, Ernst ergreift nach

der „Mittleren Reife“ den Beruf seines Vaters und tritt in das Geschäft ein. Elly heiratet am 31.8.1931 in Soest den Kaufmann Otto Abendstern, geboren in Stuttgart, und folgt ihm zu den verschiedenen Orten seiner Tätigkeit, zuletzt Hamburg; am 29.10.1932 wird Sohn Peter in Schwerin geboren.“



Abb. 1: Wohnhaus und Metzgerei Meyerhoff, davor bis 1879 Jakob Stern und bis 1890 Simon Stern, Manufaktur- und Colonialwaren-Geschäft, aus dem auch meine Großmutter Bertha Feldmann, geb. Stern, stammte. Heutige Adresse: Am Kirchplatz 10. Foto: privat

Elly Fleischmann, geborene Meyerhoff, verwitwete Abendstern, schildert in ihrem Brief an meinen Vater vom 1. Oktober 1948 die Flucht 1938 über die luxemburgische Grenze, ihr Untertauchen in Frankreich, ihre Rettung 1945 und ihre Heirat 1948 mit dem Maler Adolf Fleischmann. Dieser Brief erscheint mir wert, auch nach 60 Jahren gelesen zu werden.

„Lieber Karl,

als ich Anfangs September mit meinem Sohn von einer Ferienreise aus England zurückkam, fand ich Deinen Brief mit den Geburtsurkunden vor. Ich danke Dir für die Zusendung der Schriftstücke und besonders für Deinen Brief, der mich sehr erfreute aber auch eine schmerzvolle Erinnerung hervorrief. Du nennst Körbecke ‚Heimat‘ ich muss gestehen, dass ich

dieses Gefühl nicht mehr kenne nach allem was geschehen ist. Ich habe Deutschland sehr geliebt und bin 1938 weinend über die luxemburgische Grenze gegangen. Nicht etwa, weil wir einer unsicheren Zukunft entgegenfuhren (es ging uns dort *sehr* [Hervorhebung im Original] gut) sondern weil ich die Stätte [!] und die Menschen verlassen musste, mit denen ich verwachsen war, mit einem Wort: die ich liebte. Ich habe sehr darunter gelitten, jahrelang. Aber heute zieht mich garnichts mehr nach Deutschland zurück, und das einzige Gefühl, das ich für Deutschland und sein Volk aufbringen kann ist Verachtung und Hass. Es ist bequem, heute zu sagen, dass man nicht mit dem Regime einverstanden war, fast alle haben sich mitschuldig gemacht daran. Damit will ich nicht sagen, dass ich die Ausnahmen nicht anerkenne, es gibt auch Deutsche, die ich als *Menschen* [Hervorhebung im Original] betrachte. Den Beweis hast Du, dass ich mich (dieses Jahr) wiederverheiratet habe mit einem deutschen *Reinrier* [Hervorhebung im Original]. Somit hast Du die obige Namensänderung erklärt. Mein Mann gehört heute zu den in Frankreich und darüber hinaus bekannten modernen Maler [!]. Er wurde von der Gestapo verfolgt, weil er sich weigerte, der Reichskulturkammer beizutreten und konnte erst nach Kriegsende wieder an die Öffentlichkeit treten.

Nun will ich Dir in kurzen Zügen meine traurigen Erlebnisse nach der Kriegserklärung bis Kriegsende schildern.

Anfang Mai 1940, als Hitler in Luxemburg, Belgien und Holland einfiel, befand mein Mann sich in Brüssel auf einer Geschäftsreise. Er wurde dort - wie alle Deutschen, denn für die Belgier waren wir immer noch Deutsche - verhaftet und mit einem Sammeltransport nach Südfrankreich verschickt. Nach fünf Monaten hatte ich die erste Nachricht von ihm. Ich verliess kurz darauf mit Peter, unserm Kind, das damals sieben Jahre alt war, Luxemburg, um wieder bei meinem Mann zu sein und von Frankreich aus nach Amerika auszuwandern. Meine Eltern musste ich zurücklassen, weil wir nach Frankreich illegal rein gingen, damit rechneten eingesperrt zu werden, und mein Vater, der damals schon krank war, hätte die Strapazen nicht ertragen. Ich hoffte, vor allem, dass man meine Eltern in Ruhe lassen würde, bis sie nach Amerika könnten. Du weisst, dass sie ein Jahr später deportiert wurden und mein Vater unter traurigen Umständen in Theresienstadt starb. Meine Mutter ist wie durch ein Wunder gerettet worden. Ich durfte sie, als sie 1945 in der Schweiz war, für fünf Tage besuchen. Sie hat sich wie eine Heldin benommen während der Deportation, was sie mitgemacht hat, sah man ihr an. Jetzt hat sie es gut bei meinem Bruder, der mit einer Amerikanerin verheiratet ist.

Und nun zurück zu mir. Ich kam also Ende 1940 nach Frankreich. Ein halbes Jahr später konnte ich zum ersten Male meinen Mann in einem Lager sehen. Es ging ihm nicht gut, aber er lebte in einem Paradies im Vergleich zu den deutschen Konzentrationslagern.

Wir bearbeiteten [!] unsere Auswanderung nach Amerika und hofften täglich auf das Visum, als am 10 August, die Vichy-Regierung viele Juden an Hitler auslieferten [!], darunter mein Mann. Er wurde verschickt nach Auschwitz --- ich hörte nie mehr wieder etwas von ihm.....

14 Tage später wollte man Peter und mich holen. Freunde benachrichtigten uns in der Nacht (die französische Polizei hatte dafür gesorgt), so sprangen wir um zwei Uhr nachts aus dem Fenster. Man versteckte Peter bis zum andern Morgen, wo man ihn in ein Kinderheim in die Pyrenäen brachte. Dort hielt eine Dame ihn zwei Jahre lang versteckt. Ich konnte mich zu einem ganz armen Schuster flüchten, der mich vom 25 August 1942 bis zum 25. August 1944 in einer dunklen Kammer, ohne Fenster, verbarg. Er riskierte sein Leben und das seiner Frau und seiner beiden kleinen Kinder, er teilte zwei Jahre lang sein kärgliches Brot mit mir -----und er rettete mich. Denn am folgenden Morgen um fünf Uhr war das Haus, in dem wir ein Zimmer bewohnten bereits umstellt und man suchte uns tagelang in dem Ort.

Das ist in kurzen Zügen meine Geschichte.

Als ich nach der Befreiung mein Versteck verliess, war ich ein gebrochener Mensch, der Kummer um meinen Mann, die Sorge um Peter, die Angst um meine Eltern ... ich weiss heute selber nicht, wie ich alles überstanden habe. Und verglichen mit den Leiden der Konzentrationslager habe ich nicht gelitten. Alles ist relativ.

Das Leben war sehr, sehr schwer für mich, ich hatte kein Geld mehr, *alles* [Hervorhebung im Original] was wir besessen war inzwischen von den Deutschen in Luxemburg gestohlen. Im Herzen meinen grossen Schmerz um meinen Mann... so, habe ich mich recht und schlecht durchgeschlagen. Ich muss sagen, ich hatte unter den Franzosen viele Freunde, die mir geholfen haben, meistens ganz einfache Menschen. So habe ich dann meinen jetzigen Mann kennen gelernt und vor einigen Monaten wieder geheiratet, und nun hat das Leben wieder einen Sinn für mich. Peter geht ins Lyzeum, ist ein ausgezeichnete Schüler, leider sehr nervös durch alles, was er mitgemacht hat. Er war vollkommen unterernährt und hatte schwere Darmstörungen. Ich selbst habe ein Gallenblasenleiden davongetragen.

In England lebt der einzige Bruder meines verstorbenen Mannes. Im vorigen und in diesem Jahre verlebte ich mit Peter seine Ferien dort. In

Elly Fleischmann
1, Avenue de la Dame Blanche

Fontenay-sous-Bois Seine
den 1. Oktober 1948.

Lieber Karl,

als ich Anfang September mit meinem Sohn von einer Ferienreise aus England zurückkam, fand ich Deinen Brief mit den Geburtsurkunden vor. Ich danke Dir für die Zusendung der Schriftstücke und besonders für Deinen Brief, der mich sehr erfreute aber auch eine schmerzvolle Erinnerung hervorrief. Du nennst Körbecke "Heimat" ich muss gestehen, dass ich dieses Gefühl nicht mehr kenne nach allem was geschehen ist. Ich habe Deutschland sehr geliebt und bin 1938 weinend über die luxemburgische Grenze gegangen. Nicht etwa, weil wir einer unsicheren Zukunft entgegenzuehen (es ging uns dort sehr gut) sondern weil ich die Stätte und die Menschen verlassen musste, mit denen ich verwachsen war, mit einem Wort: die ich liebte. Ich habe sehr darunter gelitten, ja, gelang. Aber heute zieht mich garnichts mehr nach Deutschland zurück, und das einzige Gefühl, das ich für Deutschland und sein Volk aufbringen kann ist Verachtung und Hass. Es ist bequem, heute zu sagen, dass man nicht mit dem Regime einverstanden war, fast alle haben sich mitschuldig gemacht daran. Damit will ich nicht sagen, dass ich die Ausnahmen nicht anerkenne, es gibt auch Deutsche, die ich als Menschen betrachte. Den Beweis hast Du, dass ich mich (dieses Jahr) wiederverheiratet habe mit einem deutschen R e i n a r i e r. Somit hast Du die obige Namensänderung erklärt. Mein Mann gehört heute zu den in Frankreich und darüber hinaus bekannten modernen Malern. Er wurde von der Gestapo verfolgt, weil er sich weigerte, der Reichskulturkammer beizutreten und konnte erst nach Kriegsende wieder an die Öffentlichkeit treten.

Nun will ich Dir in kurzen Zügen meine traurigen Erlebnisse nach der Kriegserklärung bis Kriegsende schildern.

Anfang Mai 1940, als Hitler in Luxemburg, Belgien und Holland einfiel, befand mein Mann sich in Brüssel auf einer Geschäftsreise. Er wurde dort wie alle Deutschen, denn für die Belgier waren wir immer noch Deutsche, verhaftet und mit einem Sammeltransport nach Südfrankreich verschickt. Nach fünf Monaten hatte ich die erste Nachricht von ihm. Ich verliess kurz darauf mit Peter, unserem Kind, das damals sieben Jahre alt war, Luxemburg, um wieder bei meinem Mann zu sein und von Frankreich aus nach Amerika auszuwandern. Meine Eltern musste ich zurücklassen, weil wir nach Frankreich illegal reingingen, damit rechneten eingesperrt zu werden, und mein Vater, der damals schon krank war, hatte die Strapazen nicht ertragen. Ich hoffte, vor allem, dass man meine Eltern in Ruhe lassen würde, bis sie nach Amerika könnten. Du weisst, dass sie ein Jahr später deportiert wurden und mein Vater unter traurigen Umständen in Theresienstadt starb. Meine Mutter ist wie durch ein Wunder gerettet worden. Ich durfte sie, als sie 1945 in der Schweiz war, für fünf Tage besuchen. Sie hat sich wie eine Heldin benommen während der Deportation, was sie mitgemacht hat, sah man ihr an. Jetzt hat sie es gut bei meinem Bruder, der mit einer Amerikanerin verheiratet ist.

Und nun zurück zu mir. Ich kam also Ende 1940 nach Frankreich. Ein halbes Jahr später konnte ich zum ersten Male meinen Mann in einem Lager sehen. Es ging ihm nicht gut, aber er lebte in einem Paradies im Vergleich zu den deutschen Konzentrationslagern.

Frankreich ist das Leben sehr schwer infolge der schrecklichen Teuerung [!], aber abgesehen davon fühlen wir uns wohl hier. Wir wohnen in einem Vorort von Paris in einer möblierten Wohnung, da wir selbst keine Möbel besitzen.

Ich freue mich, dass Du mit dem Leben davon gekommen bist und kann mir vorstellen, dass es nicht immer leicht für Dich war. Wie geht es Maria und Deinen Kindern? Was macht Dein Bruder Aloys? Ich hoffe, es geht Deiner Familie gut. Nimm nochmals vielen Dank für Deinen Brief, der mir wirklich Freude gemacht hat, und grüsse Deine Angehörigen von mir. Herzliche Grüsse.“

Bei meinen Recherchen stieß ich im Westfälischen Landesmuseum Münster auf einen bemerkenswerten Bericht von Elly Fleischmann. Sie hatte ihn 1991 geschrieben aus Anlaß der Retrospektive zum 100. Geburtstag ihres inzwischen berühmten Mannes, des Malers Adolf Fleischmann, einem bedeutenden Vertreter des Konstruktivismus, dessen Werke in den Museen der Welt zu finden sind. Er erschien im von Renate Wiehager herausgegebenen Ausstellungskatalog der Galerie der Stadt Esslingen in der Villa Merkel (20.3. bis 8.5.1992):

„Von Adolf Fleischmann habe ich zum ersten Mal gehört, als ein Lederfabrikant in Graulhet mich fragte, ob ich mich für Bilder eines Malers interessieren würde. Er zeigte mir Bilder Fleischmanns, die noch nicht abstrakt waren. Die Bilder waren halbabstrakt. Der Fabrikant wollte mir auch Manuskripte Fleischmanns zeigen. Das habe ich aber abgelehnt. ‚Wenn er so schreibt, wie er malt, dann brauchen Sie mir nichts zeigen!‘

Ich sah Fleischmann zum ersten Mal im Sommer 1945 in Südfrankreich. Wir machten beide einen Kondolenzbesuch. Eine junge Frau war gestorben. Wir standen uns an der Totenbahre gegenüber. Vielleicht symbolisch, denn Tote standen in der Tat zwischen uns, hatten doch die Nazis meinen Mann nach Auschwitz ‚umgesiedelt‘ und Ado’s Freundin, Erna Ries, in den Wahnsinn getrieben.

Wir waren beide häufig genug der Liquidierung nur mit knappster Not entronnen, hatten nur noch einen Teil unseres normalen Körpergewichts und vor allen Dingen Sorge um das tägliche Brot, zumal ich auch noch für meinen damals kleinen Sohn Peter verantwortlich war.

Ich lebte damals bei einem Schusterehepaar in Graulhet, das mich versteckt hatte. Der Schuster hatte mir gesagt, da gibt es einen Mann, der sieht merkwürdig aus und niemand weiß, wer er ist. ‚Man erzählt, er sei Maler und er malt so komisch.‘

Als die Nazi-Zeit zu Ende war und man wieder auf die Straße konnte, sah ich in Graulhet einen Mann, der wirklich nicht in das Bild dieses Städtchens

paßte. Er hatte eine unheimliche Ähnlichkeit mit dem Schauspieler Stroheim, wie dieser einen Stiernacken, kaum Haare auf dem Kopf und eine Lederjacke an (Graulhet lebte von der Lederproduktion und Verarbeitung). Später erzählte mir Fleischmann, daß auch ich ihm aufgefallen sei, weil ich so ungewöhnlich bleich war. Während der Nazi-Zeit durfte ich mich zwölf Jahre lang tagsüber nicht im Freien sehen lassen.

Bei der ersten Begegnung auf dem Rückweg vom Kondolenzbesuch sprach Fleischmann von Kalligraphie, von der ich bisher keine Ahnung hatte. Vermutlich haben wir während des Besuchs französisch geredet und uns nachher in deutscher Sprache verständigt.

Fleischmann war nicht besonders sprachlich begabt. Er konnte sich in Französisch und später in Englisch verständigen, aber die Feinheiten und sprachlichen Nuancen nur in seiner deutschen Muttersprache zum Ausdruck bringen. Das ist mir besonders aufgefallen, als wir zum ersten Mal gemeinsam wieder in Deutschland waren; da war er ein anderer Mensch, wenn er deutsch sprechen konnte. Im Ausland wirkte er sprachlich immer irgendwie gehemmt, ging z. B. sehr ungern ans Telefon.

Zum zweiten Mal trafen wir uns zufällig einige Wochen später auf dem Polizeibüro, das für Auswanderungsangelegenheiten zuständig war. Ich dachte damals: ‚Da sitzt er schon wieder!‘ Dann merkte ich aber schnell, daß Fleischmann in dem Dschungel der Vorschriften und beizubringenden Dokumente schon viel weiter und erfahrener war als ich. Er bot mir seine Hilfe an, die ich dankbar annahm.

Zu diesem Zweck besuchte mich Fleischmann kurz darauf und wir kamen auch in ein persönliches Gespräch. Erst durch solche Gespräche wurde er mir langsam sympathisch, denn zunächst hatte mich sein sehr deutsches Aussehen, groß, stattlich, durchtrainiert, stiernackig, Lederjacke usw. eher abgestoßen.

Fleischmann war immer sehr zurückhaltend. Anders hätte sich unsere Beziehung auch nicht aufbauen können, weil wir beide tiefe seelische Narben verkraften mußten. Dabei beeindruckte mich, wie liebevoll er mit meinem Sohn Peter umgehen konnte, den er später oft ‚seinen‘ Sohn genannt hat.

Nach etwa eineinhalb Jahren haben wir geheiratet. Wir lebten in Paris, weil Ado nur dort die Verbindung zur Kunst-Szene aufnehmen konnte, die für ihn lebenswichtig war. Ado war praktisch mittellos und hat auch so gut wie nie etwas verkaufen können. Er wurde von Ernas Bruder aus Amerika unterstützt. Wir lebten auch davon, daß ich Pullover strickte und aus Graulhet, der Lederstadt, Täschchen aus Leder nach Paris schmuggelte, die sich dort gut verkaufen ließen. Manchmal konnten wir auch Naturalien tauschen: Ich gab gebackene Kuchen und bekam dafür andere Lebensmittel. Schließlich

erhielten wir von Verwandten und Bekannten aus Amerika Care-Pakete, die uns über Wasser hielten.

Ado hatte eine starke Beziehung zur Musik, besonders zur Barockmusik. Bach und Händel liebte er sehr und hörte sie häufig auch während seiner Arbeit. Aber auch die Tanzmusik lag ihm sehr. Weil wir kein Geld hatten, um großartig auszugehen, haben wir oft zu Hause getanzt, Blues und Tango. Ado war ein hervorragender Tänzer.

In Paris haben wir uns beide um die Einbürgerung bemüht, jedoch bekamen wir sie ebensowenig wie eine Arbeitserlaubnis. Deshalb war der Kampf um das tägliche Brot immer riskant; man konnte jederzeit ‚auffliegen‘. [...]

Nach seinem Schlaganfall kehrten wir wieder nach Deutschland zurück. Ado konnte nicht mehr malen. Aber als er die Lähmung wenigstens teilweise überwunden hatte, wollte er unbedingt wieder arbeiten. Er hatte sich Collagen ausgedacht und ich ging in die Stadt, um das benötigte bunte Papier zu besorgen. Fleischmann zeichnete auf Papier mit Bleistift die Formen, die ich ihm dann ausschnitt, denn eine Schere konnte er nicht mehr benutzen. Wenn die Formen zu seiner Zufriedenheit ausgeschnitten waren, legte er die Collage nach seinen Ideen zusammen.

Fleischmann ist 1968 als Amerikaner in Stuttgart gestorben. Auch ich habe bis heute meine amerikanische Staatsbürgerschaft behalten. Ado hat die Nazi-Zeit und seine Mitarbeit in der Resistance nie vergessen können. Gleichwohl ist er im Herzen ein Deutscher geblieben.

Ich habe mit Erstaunen erlebt, wie er nach seinem Schlaganfall in Deutschland wieder aufblühte und wie er froh war, seine Muttersprache wieder sprechen zu können.

Schade nur, daß ich ihm zu seiner Beerdigung in Esslingen nicht sein geliebtes Halleluja aus dem Messias von Händel spielen lassen durfte, aber in seiner vornehmen Art hat er sicher verstanden, daß ich es gesummt habe.“



Elly Meyerhoff, verwitwete Abendstern - ihr Mann, Vater ihres Sohnes Peter, wurde in Auschwitz ermordet, ihr Vater starb in Theresienstadt -, die als Körbecker Kind mit den Dorfkindern, auch meinen Eltern, im Schatten der Kirche aufwuchs – ihrem Lebensweg nachzusinnen erscheint mir wichtig, sind doch Brief und Bericht authentische Zeugnisse auch der Körbecker Geschichte.

Abb. 2: Elly Abendstern, geb. Meyerhoff, 1939 in Luxemburg. Foto: privat

ANDREAS POST

DIE KIRCHENGLOCKEN IN SOEST

Die Zusammenstellung der nachfolgenden Glocken erfolgt in alphabetischer Reihenfolge aller Kirchen der Stadt Soest ohne die Ortsteile. Dem Glockensachverständigen des Landeskonservators und der ev. Kirche von Westfalen, Herrn Claus Peter in Hamm, sei an dieser Stelle für Hinweise und Korrekturen besonders gedankt. Sein demnächst erscheinender kommentierter und bebildeter Glockenatlas der Stadt Soest würdigt die Glocken in historischer, technischer und musikalischer Hinsicht. Daher verzichtet das folgende Register auf einen Kommentar. Danken möchte ich auch den Pfarrern, Kirchmeistern, Küstern und Pfarrbüros der Soester Gemeinden sowie Herrn Fritz Risken (Soest), Herrn D. Elbert (Stadtarchiv Soest) und Herrn Dechant Dr. Gerd Best (Möhnesee-Körbecke) für Auskünfte und Hilfe. Der vorliegende Beitrag stellt den historischen und gegenwärtigen Bestand der Soester Kirchenglocken anhand vorliegender und neuer Unterlagen vor. Auf eine objektbezogene Forschung wurde verzichtet.

Alt St. Thomae

Quellen:

Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern, Bd. 2: Romanische Kirchen (Soester wiss. Beiträge. 15). Soest 1956, S. 174 f., 178; Abnahmegutachten Michael Gerding, Regensburg 2005 (einsehbar bei der ev.-ref. Kirchengemeinde in Soest); Archivalische Forschungen und Bestandsaufnahme auf Turm: Claus Peter, Hamm (mündliche Mitteilungen).

Verlorenes Geläut:

1. Glocke ohne Namen:

13./14. Jh., Gießer, Gewicht und Schlagton unbekannt, Dm. 1270 mm, ohne Inschrift, 1918 eingeschmolzen, Datierung von Schwartz („16. Jh.“) nicht zutreffend.

2. Glocke ohne Namen:

1742 umgegossen, Gießer, Schlagton und Dm. unbekannt, 319 kg, In-

schrift: „Anno 1742 umbgegossen durch besondere Aufsicht Dñi Pastoris Magistri Francisci Thomae Molleri et Dñi Theodori Christiani Crusemanni juris consulti et provisoris regentis et Joh. Justiani Saure Custodis et Notarii P.“

3. Glocke ohne Namen:

1649, Gießer, Schlagton und Dm. unbekannt, 297 kg, Inschrift: „Provisores sumptibus Parochialium ad divum Thomam fieri fecerunt erant pastor Zacharias Molerus, Herman Duncker, Herman Deichman anno 1649“; 1742 umgegossen, 1801 umgegossen von Josef Greve aus Meschede, Inschrift: „Et rustici et cives munera larga dederunt pastori M. H. C. Müller et provisorio A. PASEHE ut denuo fundatur haec campana nostra quod fecit greve 1801.“ Diese im 1. Weltkrieg vernichtet.

4. Glocke ohne Namen:

1706, Gießer, Schlagton und Dm. unbekannt (nach Schwartz, S. 178, kleinste Glocke), Inschrift: „3 V. Zur Kirchen rufe feiner Klang Stets die gemeine ohne Zwang. anno 1706“.

Heutiger Bestand:

1. Glocke I oder Betglocke (Schwartz: „Thomasglocke“):

1571, Rochus Nelman aus Essen, ca. 1400 kg, Dm. 1227 mm, Schlagton fis²-5, Bronze, Obere Inschrift: „CHRISTUS • SPRICHT THOMA DE WILE DV MI GESEIEN HEFST SOGELOVES DV SALICH SINT DE NICHT SEIEN UND DACH GELOVEN“, Untere Inschrift: „KRATE KAMPHAF WILLEM 3(Z)OLMVS LONHEREN W. TH. DEM FVIR ICH FLODT ROCHUS NELMAN VAN : ESSEN MI GODT ANO DNI M D LXXI“.

2. Glocke II oder Friedensglocke:

1962, Fa. Rincker aus Sinn, ca. 750 kg, 999 mm, Schlagton a²-3, Bronze, Obere Inschrift: „+ VERLEIH UNS FRIEDEN GNAEDIGLICH, HERR, GOTT ZU UNSEREN ZEITEN“, Wolms-Inschrift: „1662 – 1962 EVANGELISCH-REFORMIERTE GEMEINDE SOEST“.

3. Glocke III oder Lutherglocke:

1767, I. F. Heintz aus Trier, ca. 200 kg, Dm. 721 mm, Schlagton c²-5, Bronze, Obere Inschrift: „ICH RUFEN ZU DES LUTHERS LEHR NUR LUTHERS LEHR LEHRT GOTTES EHR 1767 • IO. IUST. I=“, Untere

Inscription: „SAVRE NOT: ET CUST. TEMPLI IO HERM. RITTERHAUSEN • IO ARV [oder N] PILGER PROVISORES I=“, Wolms-Inschrift: “I • F • HEINTZ GOOS MICH“.

Heilig Kreuz

Quellen:

Kath. Pfarrgemeinde Heilig Kreuz, Soest (Hrsg.): 25 Jahre Heilig-Kreuz-Kirche Soest. Soest 1992, S. 30-32; Gerd Best und Theo Halekotte (zit. nach C. Peter); Claus Peter, Hamm (mündliche Mitteilungen),

1967-1990 Gottesglocke von Rochus Nelmann von 1577, siehe unter St. Patrokli, Nr. 5.

1. Christusglocke:

1990, Florence Huesker der Fa. Petit & Edelbrock aus Gescher/Westf., 1051 kg, Dm. 1181 mm, Schlagton f'-4, Inschriften: „CHRISTUS – HERR DER WELT“ und „+ WIR RÜHMEN UNS DES KREUZES UNSERES HERRN JESUS CHRISTUS + DURCH IHN SIND WIR ERLÖST UND BEFREIT +“.

2. Marienglocke:

1990, Florence Huesker der Fa. Petit & Edelbrock aus Gescher/Westf., 745 kg, Dm. 1056 mm, Schlagton g'-3, Inschriften: „DURCH MARIA – ZU JESUS“ und „ICH BIN DIE MAGD DES HERRN + WAS ER EUCH SAGT, DAS TUT +“.

3. St.-Patroklus-St.-Bonifatius-Glocke:

1990, Florence Huesker der Fa. Petit & Edelbrock aus Gescher/Westf., 607 kg, Dm. 988 mm, Schlagton as'-3,5, Inschriften: „ST. PATROKLUS – ST. BONIFATIUS“ und „+ IHR WERDET MEINE ZEUGEN SEIN + WER MEIN JÜNGER SEIN WILL, NEHME SEIN KREUZ AUF SICH +“.

4. St.-Hildegard-St.-Franziskus-Glocke:

1990, Florence Huesker der Fa. Petit & Edelbrock aus Gescher/Westf., 438 kg, Dm. 878 mm, Schlagton b'-2, Inschriften: „ST. HILDEGARD – ST. FRANZISKUS“ und „+ ICH WILL DICH PREISEN TAG FÜR TAG + DEINEN NAMEN LOBEN IMMER UND EWIG +“.

Auf den Rückseiten aller vier Glocken die Inschriften: „HEILIG KREUZ 1990“, „ME FECIT FLORENCE HUESKER PETIT & EDELBROCK GESCHER / WESTFALEN“.

Neu St. Thomae

Quelle:

Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern, Bd. 3: Gotische Kirchen (Soester wiss. Beiträge. 16). Soest 1957, S. 50.

1. Glocke ohne Namen:

1956, Gebr. Rincker in Sinn Nr. 9570, Gewicht und Schlagton nicht eruierbar, Dm. 580 mm, Inschrift: „Unser Glaube ist der Sieg der die Welt überwunden hat + 1. Joh. 5, 4 + Vikar Albert Schmidt 14. 6. 1926. 22. 6. 1954 (Gegossen von Gebr. Rincker in Sinn) Gußnummer 9570.“

St. Albertus Magnus

Quellen:

Claus Peter: Die romanischen Glocken von St. Patrokus in Soest. In: Soester Zeitschrift 85 (1973), S. 11-20, hier S. 11; Gerhard Breker: Schauen und Beten. Eine Einladung in die Pfarrkirche St. Albertus-Magnus Soest. Soest 1996, S. 45 f.; Dr. Gerd Best (mündliche Mitteilungen); Theo Halekotte (zit. nach Claus Peter).

1. Heilig-Kreuz-Glocke oder Totenglocke:

Gussjahr und Gießer nicht eruierbar, 1054 kg, Dm. 1208 mm, Schlagton e'-6, Inschrift: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir und Deine Auferstehung preisen wir, bis Du kommst in Herrlichkeit“.

2. Albertus-Magnus-Glocke oder Patronatsglocke:

Gussjahr und Gießer nicht eruierbar, 764 kg, Dm. 1076 mm, Schlagton fis'-6, Inschrift: „Albertus, unser Schutzpatron, o bitt' für uns an Gottes Thron, Dich uns'rer Not erbarme“.

3. St.-Marien-Paradiese-Glocke:

Gussjahr und Gießer nicht eruierbar, 479 kg, Dm. 914 mm, Schlagton a'-2, Inschrift: „Gegrüßest seist Du, Maria. Der Mächtige hat Großes an mir getan.“

4. St.-Petrus-St.-Patroklus-Glocke:

Gussjahr und Gießer nicht eruierbar, 330 kg, Dm. 813 mm, Schlagton h'-3, Inschrift: „Du bist Petrus, der Fels....Dir werde ich die Schlüssel des Himmelreiches übergeben. Patroklus, heut Dich preiset laut die Stadt, die Deinem Schutz vertraut.“

St. Bruno

Quelle:

Jan Hendrik Stens, Münster.

1. Glocke:

Ohne Namen, 1946, Albert Junker aus Brilon, 1100 kg, Dm. nicht eruierbar, Schlagton e'-6 (Sonderbronze).

2. Glocke:

Ohne Namen, 1946, Albert Junker aus Brilon, 800 kg, Dm. nicht eruierbar, Schlagton fis'-7 (Sonderbronze).

3. Glocke:

Ohne Namen, 1947, Albert Junker aus Brilon, 430 kg, Dm. nicht eruierbar, Schlagton a'-12 (Sonderbronze).

4. Glocke:

Ohne Namen, 1960, Petit & Gebr. Edelbrock aus Gescher/Westf., 450 kg, Dm. nicht eruierbar, Schlagton a'-6.

Ehemals St. Georgii

Quelle:

Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern, Bd. 2: Romanische Kirchen (Soester wiss. Beiträge. 15). Soest 1956, S. 198.

1. Glocke ohne Namen:

Ursprünglich vier Glocken, davon eine erhalten in der ev.-luth. Kirche in Wuppertal-Ronsdorf, eine nach Lohne, dort umgegossen.

Nach 1696, Gießer und Schlagton nicht eruierbar, 1048 kg, Dm. 1150 mm, Inschrift: „Aerea clangore ut cunctos campana sonoro, Ipsa licet penitus sit sibi surda vocat. Sic es recta docens alios perversa sequutus Quisque aliis sapiens non sapit ipse sibi.“

Johannes

Quellen:

Pfarrbüro Johannes-Kirchengemeinde (mündliche Mitteilungen); Claus Peter, Hamm (mündliche Mitteilungen).

1. Totenglocke:

1963, Petit & Gebr. Edelbrock aus Gescher/Westf., Gewicht nicht eruierbar, Dm. 1135/1137 mm, Schlagton f' -2, Inschrift: „+ ER MUSS WACHSEN, ICH ABER MUSS ABNEHMEN“.

2. Abendmahlsglocke:

1963, Petit & Gebr. Edelbrock aus Gescher/Westf., Gewicht nicht eruierbar, Dm. 977 mm, Schlagton as' -2,5, Inschrift: „+ VATER; ICH WILL, DASS, WO ICH BIN, AUCH DIE/ + BEI MIR SEIN, DIE DU MIR GEBEN HAST!“

3. Trauglocke:

1963, Petit & Gebr. Edelbrock aus Gescher/Westf., Gewicht nicht eruierbar, Dm. 853 mm, Schlagton b' -3, Inschrift: „+ LASSET UNS LIEBEN, DENN ER HAT UNS ZUERST GELIEBT“.

4. Taufglocke:

1963, Petit & Gebr. Edelbrock aus Gescher/Westf., Gewicht nicht eruierbar, Dm. 765 mm, Schlagton c'' -2, Inschrift: „+ WIR SIND NUN GOTTES KINDER! 1963“.

St. Maria zur Höhe

Quellen:

Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern, Bd. 2: Romanische Kirchen (Soester wiss. Beiträge. 15). Soest 1956, S. 234 f.; Jahresbericht der Hohne-Gemeinde über das Jahr 1928; Archivalische Forschungen und Bestandsaufnahme auf Turm: Claus Peter, Hamm (schriftliche und mündliche Mitteilungen).

Von dem historischen Geläut der Kirche wurden 1892 drei Glocken umgossen, von denen zwei 1917 eingeschmolzen und 1928 durch Ersatzglocken ersetzt wurden (Schlagttöne e, g), die dritte im selben Jahr umgegossen wurde (Schlagton a). Dazu kam die Glocke mit Schlagton as'. 1942 wurden die beiden großen Glocken von 1928 (e und g) vernichtet, die kleine Glocke as' verblieb der Kirche, die 1960 eine zweite Glocke erhielt.

Historisches Geläut:

1. Glocke:

Wohl Anfang 14. Jh., Gießer unbekannt, Dm. 1310 mm, Schlagton unbekannt, Bronze, Inschrift „Defunctos plango vivos voco fulgura frango“, umgegossen 1892 von W. Rincker aus Westhofen, Dm. 1310 mm, Schlagton unbekannt, Bronze, Inschrift „Seid froelich in Hoffnung (Röm. 12, 12)“, 1917 eingeschmolzen. Ersatzglocke „Glaube“ 1928 von F. W. Rincker, 1421,5 kg, Dm. 1320 mm, Schlagton e, Bronze, Inschrift „Im Jahre des Heils 1928 goss mich F. W. Rincker in Sinn. No. 3785. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat (Joh. 5, 4). Des Volkes Not rief mich zur Wehr. Erneut künd ich Gottes Ehr, Dass Not und Tod euch niemals rauben Den frohgemuten Christenglauben“, 1942 eingeschmolzen.

2. Glocke:

1791 umgegossen von Josef Greve, im 19. Jh. abgegangen.

3. Glocke:

1508 von Hermann Vogel (?), Dm. 720 mm, Schlagton unbekannt, Bronze, Inschrift und Verbleib unbekannt.

4. Glocke:

13./14. Jh., Gießer unbekannt, Dm. ca. 500 mm, Schlagton unbekannt, Bronze, ohne Inschrift, Verbleib unbekannt.

5. Glocke:

1892 umgegossen von W. Rincker aus Westhofen, Dm. 1120 mm, Schlagton unbekannt, Bronze, Inschrift: „Geduldig in Truebsal“, 1917 eingeschmolzen; Ersatzglocke „Liebe“ 1928 von F. W. Rincker, 816 kg, Dm. 1120 mm, Schlagton g, Bronze, Inschrift: „Im Jahre des Heils 1928 goss mich F. W. Rincker in Sinn. No. 3786. Die Liebe höret nimmer auf (1. Kor. 13, 8). Auch ich gab mich dem Vaterland zum Opfer hin, elf Jahre drauf hat mich erneut der Liebe Opfersinn“, 1942 eingeschmolzen.

6. Glocke:

1892 umgegossen von W. Rincker in Westhofen, Dm. 900 mm, umgegossen 1928 „Hoffnung“, 594 kg, Dm. 990 mm, Schlagton a, Bronze, Inschrift: „Im Jahre des Heils goss mich F. W. Rincker in Sinn. No. 3787. Hoffnung lässt nicht zu Schanden werden (Röm. 5, 5). Als einzige schont mich Kriegsnot, bis neu mich schuf der Flammentod. Wo Glaub und Liebe mächtig klingen, will ich das Lied der Hoffnung singen“.

Heutiger Bestand:

1. Glocke:

1928, Rincker/Sinn, Guß-Nr. 3787, ca. 500 kg, Dm. 970 mm, Schlagton as' +8 (Tieferstimmung der alten a-Glocke von 1928), Inschrift: „* Hoffnung lässt nicht zu schanden werden Röm. 5,5 *“, dazwischen eingefügt Inschrift: „+ IM + JAHRE + DES + HEILS + 1928 / GOSS + MICH + F + W + RINCKER + IN + SINN + N° 3787.“.

2. Glocke:

1960, Rincker/Sinn, ca. 500 kg, Dm. 903 mm, Schlagton b' +11, Inschrift auf Schulter: „KOMMT UND LASST UNS CHRISTUM EHREN!“, Inschrift auf Wolm „KONFIRMANDEN 1955-1960“, gegenüber Gießerzeichen und Jz. 1960.

St. Maria zur Wiese

Quellen:

Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern, Bd. 3: Gotische Kirchen (Soester wiss. Beiträge. 16). Soest 1957, S. 132f.; <http://www.wiesenkirche.de/glocken.htm>, zuletzt aufgerufen am 24.11.2008, Archivalische Forschungen und Bestandsaufnahme auf Turm: Claus Peter, Hamm (schriftliche und mündliche Mitteilungen).

Glockengüsse für 1628, 1674, 1699, 1767 überliefert, auch zwei mittelalterliche Glocken im 19. Jh. erhalten, gesamter Bestand 1856 eingeschmolzen von Wilhelm Rincker.

Dann drei Glocken 1856: Dm. 1351 mm, 1100 mm, 930 mm, davon die kleineren 1917 eingeschmolzen, 1933 zwei Glocken von Schilling (Apolda), von denen die größere erhalten, die andere im 2. Weltkrieg vernichtet.

Heutiger Bestand:

1. Gloriosa:

1856, Wilhelm Rincker aus Westhofen, 2275 kg, Dm. 1353 mm, Schlagton h°-1, Inschrift: „UNSER GOTT KOMMT UND SCHWEIGT NICHT.“

2. Sonntagsglocke I:

1933, Franz Schilling Söhne Apolda, 1490 kg, Dm. 1600, Schlagton d'-9, Inschrift: „EHRE SEI GOTT IN DER HÖHE“.

3. Sonntagsglocke II:

2002, Fa. Bachert, Bad Friedrichshall, 1094 kg, Dm. 1135 mm, Schlagton g', Inschrift: „KOMM, O MEIN HEILAND JESU CHRIST, MEINS HERZEN TÜR DIR OFFEN IST. ACH ZIEH MIT DEINER GNADE EIN, DEIN FREUNDLICHKEIT AUCH UNS ERSCHEIN.“

4. Sonntagsglocke III oder Sterbeglocke:

2002, Fa. Bachert, Bad Friedrichshall, 835 kg, Dm. 1033 mm, Schlagton a'-1, Inschrift: „DEIN HEIL'GER GEIST UNS FÜHR UND LEIT DEN WEG ZUR EW'GEN SELIGKEIT“.

5. Sonntagsglocke IV oder Vaterunserglocke:

2002, Fa. Bachert, Bad Friedrichshall, 585 kg, Dm. 907 mm, Schlagton h', Inschrift: „DEM NAMEN DEIN, O HERR, SEI EWIG PREIS UND EHR“.

6. Sakramentsglocke:

2002, Fa. Bachert, Bad Friedrichshall, 408 kg, Dm. 795 mm, Schlagton d''-1, Inschrift: „DEINEN TOD, O HERR, VERKÜNDEN WIR UND DEINE AUFERSTEHUNG PREISEN WIR BIS DU KOMMST IN HERRLICHKEIT“.

7. Gottvaterglocke:

2002, Fa. Bachert, Bad Friedrichshall, 291 kg, Dm. 719 mm, Schlagton e''-1, Inschrift: „SANCTUS SANCTUS SANCTUS DEUS SABAOTH, PLENI SUNT COELI ET TERRAE GLORIA EIUS / AD SIGNANDUM ET CANTANDUM GLORIAM DEI AETERNI“.

8. Christusglocke:

2002, Fa. Bachert, Bad Friedrichshall, 249 kg, Dm. 666 mm, Schlagton fis''-1, Inschrift: „CHRISTUS EST IMAGIO DEI INVISIBILIS, PRIMOGENITUS OMNIS CREATURAE / NOCTE DIEQUE VIGIL DEPRIMUM CARMINA CHRISTO“.

9. Heiliggeistglocke:

2002, Fa. Bachert, Bad Friedrichshall, 204 kg, Dm. 621 mm, Schlagton g''', Inschrift: “SPIRITUS DOMINI REPLEVIT ORBEM TERRARUM / CUM SEX SORORIBUS FUSA SUM UT LAUDEM DEI AETERNI TANTUMMODO SIGNEM”.

St. Nicolai-Brunstein

Quellen:

Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern, Bd. 3: Gotische Kirchen (Soester wiss. Beiträge. 16). Soest 1957, S. 83; Gutachten Claus Peter, Hamm.

1. Glocke ohne Namen:

1727 umgegossen, Bernhard Wilhelm Stule zugewiesen, ca. 30 kg, Dm. 363 mm, Schlagton d''' - ca. 5, Inschrift: „DIE REFORMIRTE GEMEINDE BINNEN SOIST / HABEN MICH UMBGIESEN LASSEN IM JAHR 1727“, mit Rankenvoluten (im 17. Jh. zwei Glocken vorhanden gewesen).

St. Nikolai am Kolk

Quellen:

Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern, Bd. 2: Romanische Kirchen (Soester wiss. Beiträge. 15). Soest 1956, S. 184; Dr. Gerd Best und Theo Halekotte (mündlich zit. Claus Peter, Hamm).

1. Nikolausglocke:

Alte Glocke des 13./14. Jh., Dm. 500 mm, Gewicht und Gießer unbekannt, ohne Inschrift, 1917 eingeschmolzen. Neuguß 1991 von Hans-August Mark in Brockscheid, 76 kg, Dm. 459 mm, Schlagton des''', Inschrift: „Soest Nicolaikapelle“.

St. Patrokli

Quellen:

Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern, Bd. 2: Romanische Kirchen (Soester wiss. Beiträge. 15). Soest 1956, S. 77 ff.; http://www.sankt-patrokli.de/der_dom/glocken.htm, zuletzt aufgerufen am 10.10.2008; Archivalische Forschungen und Bestandsaufnahme auf Turm: Claus Peter, Hamm; Abnahmegutachten: Dr. Gerd Best und Theo Halekotte (zit. nach C. Peter).

Vom historischen Geläut wurden 1917/18 die Patrokloglocke, die Bürgerschuster-Glocke und eine Glocke ohne Inschrift, Dm. 410 mm, Schlagton unbekannt (aus dem Dachreiter) eingeschmolzen.

Wiederum zu Kriegszwecken wurden fünf Glocken im Februar 1942 eingezogen, darunter eine Glocke ohne Inschrift (Dm. 1100 mm, Schlagton b): davon die drei Glocken von 1931 eingeschmolzen: die Patrokloglocke von 1931, eine Glocke aus dem Dachreiter (1931, Gebr. Ulrich, Glo-

ckengießereien Apolda Kempten im Allgäu, Schlagton unbekannt, Inschrift „Sancta Maria ora pro nobis. Fundavit Maria Müller Anno MDCCCCXXI“, vorher im Hauptturm) und eine weitere Glocke. Der Verbleib der beiden nicht eingeschmolzenen Glocken konnte Verf. nicht eruieren; evtl. verschollen.

1. Patrokliglocke:

1633, Gießer unbekannt, Dm. 1260 mm, Schlagton e, Inschrift „Solvit in hoc dono pia plebs sua vota patrono. Renovata mense septembri anno Christi mdcxxxIII“, 1918 eingeschmolzen, Ersatzglocke 1931, Gebr. Ulrich, Glockengießereien Apolda, Kempten im Allgäu, 2285 kg, Dm. 1650 mm, Inschrift: „Solvit in hoc dono pia plebs sua vota patrono. Sancte Patrocle ora pro nobis. Renovatum mense Septembri Anno Christi MDCCCCXXI“, 1942 eingeschmolzen, Ersatzglocke 1954, Dm. 2215 mm, Schlagton g^o-11, Klangstahl, Neuguß 1991 von Hans-August Mark in Brockscheid, 5840 kg, Dm. 2050 mm, Schlagton as^o-6, Inschrift: „DICH, GOTT, LOBEN WIR, DICH HERR, PREISEN WIR, DIR, DEM EWIGEN VATER, HULDIGT DAS ERDENRUND, DIR RUFEN DIE ENGEL ALLE, DIR HIMMEL UND MÄCHTE INSGESAMT MIT NIEMALS ENDENDER STIMME ZU: HEILIG, HEILIG, HEILIG, DER HERR, DER GOTT DER SCHAREN! VOLL SIND HIMMEL UND ERDE VON DEINER HOHEN HERRLICHKEIT.

+ WAS KRIEGSGEWALT ROH ZERSTÖRTE, BAUTEN GLAUBE UND OPFERSINN WIEDER AUF 1945-1954 NEU GEGOSSEN VON HANS AUGUST MARK, BROCKSCHEID, 1991“

2. Carl-Borromäus-(Glaubens-)Glocke:

1954, Gießer unbekannt, 3000 kg, Dm. 1901 mm, Schlagton b^o-7, Inschrift: „HEILIGER CARL BORROMÄUS BITTE FÜR PRIESTER UND GEMEINDE.“

3. Allerheiligenglocke:

1931, 470 kg, Dm. 900 mm, Ersatzglocke 1954, 1688 mm, Schlagton c^o-11, 1991 von Hans-August Mark in Brockscheid umgegossen, 2460 kg, Dm. 1550 mm, Schlagton des^o-4, Inschrift: „DICH PREIST DER GLORREICHE CHOR DER APOSTEL, DICH DER PROPHETEN LOBWÜRDIGE ZAHL, DICH DER MÄRTYRER LEUCHTENDES HEER, DICH PREIST ÜBER DAS ERDENRUND DIE HEILIGE KIRCHE, DICH DEN VATER, DEINEN EINZIGEN SOHN UND DEN HEILIGEN FÜRSPRECHER GEIST.

+ ZUR ERINNERUNG AN DIE DOMWEIHE VOR 827 JAHREN + WURDE DIESES GELÄUT AUS 11 GLOCKEN + IM JAHRE 1993 WIEDER ZUSAMMENGEFÜHRT + RESTAURIERT UND ERGÄNZT.“

4. Marienglocke:

1469 von Johannes von Dortmund, 1820 kg, Dm. 1398 mm, Schlagton es-6, Inschrift: „Du trahor audite voco vos ad gaudia vite. O rex gloriae Christe veni cum pace, anno Domini mccccLxIx sancta maria johannes de tremonia fecit me“.

5. Sturmglocke:

1200, eher 13. Jh. (so Schwartz) von Hermann von Lemgo, 2100 kg, Dm. 1385 mm, Schlagton f'-4, Inschrift: „+ O cive rite cu pulsor ad arma venite + op magistri hermanni de lemego“, mit Strickringen.

6. Bürger-Schuster-Glocke:

1720, Johann Georg Schnapp und Johann Heinrich Stute, Dm. 960 mm, Schlagton as, Inschrift: „Ex mandato magistratus tempore dominorum quatuor...Johannis Georgi Schnapp et Jo. Henric. Stute haec campana refusa anno mdc[...]“, 1918 eingeschmolzen, Ersatzglocke 1931, Gebr. Ulrich, Glockengießereien Apolda, Kempten im Allgäu, 819 kg, Dm. 1050 mm, Inschrift: „Sancte Ludovice ora pro nobis. Sancta Theresia ora pro nobis. Fundavit Ludovicus Müller et uxor Theresia nata Drep- per anno MDCCCXXXI“, 1942 eingeschmolzen, Ersatzglocke 1954, 2442 kg, Dm. 1901 mm, Schlagton b'-6, Klangstahl, Neuguß 1991 von Hans-August Mark in Brockscheid, 1280 kg, Dm. 1210 mm, Schlagton ges'-5, Inschrift „DU KÖNIG DER HERRLICHKEIT, CHRISTUS, DU BIST DES VATERS ALLEWIGER SOHN. DU HAST DER JUNGFAU SCHOSS NICHT VERSCHMÄHT, BIST MENSCH GEWORDEN, DEN MENSCHEN ZU BEFREIEN. DU HAST BEZWUNGEN DES TODES STACHEL UND DENEN, DIE GLAUBEN, DIE REICHE DER HIMMEL AUFGETAN. ALS RICHTER, SO GLAUBEN WIR, KEHRST DU EINST WIEDER. DICH BITTEN WIR DENN, KOMM DEINEN DIENERN ZUR HILFE, DIE DU ERLÖST MIT KOSTBAREN BLUT.“

7. Stephanusglocke:

13. Jh., 765 kg, Dm. 995 mm, Schlagton b'-5, ohne Inschrift.

8. Gottesglocke:

1577 von Rochus Nelmann in Essen, 310 kg, Dm. 757 mm, Schlagton es''-7, Inschrift: „Anno domini 1577 ad laudem et gloriam die opt. Max. haec campana renovata est . + Wth . dem . fuir . bin . ich . geflaten . rochus nelmann . van . essen . hadt . mich . gegaten .“, im Dachreiter.

9. Große Silber- oder Ratsglocke:

Um 1200 (im Mittelalter einmal umgegossen), 170 kg, Dm. 587 mm, Schlagton as-3, ohne Inschrift.

10. Kleine Silber- oder Ratsglocke:

Ende 12. Jh., 106 kg, Dm. 495 mm, Schlagton ca. b'', ohne Inschrift.

11. Wandlungsglocke (im Dachreiter):

1991 von Hans-August Mark in Brockscheid, 75 kg, Dm. 456 mm, Schlagton c''.

St. Pauli

Quellen:

Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern, Bd. 3: Gotische Kirchen (Soester wiss. Beiträge. 16). Soest 1957, S. 75; Archivalische Forschungen und Bestandsaufnahme auf Turm: Claus Peter, Hamm (mündliche und schriftliche Mitteilungen).

1. Fleischhauerglocke:

1720, Bernhard Wilhelm Stule, 1267 kg, Dm. 1250 mm, Schlagton es', Inschrift: „CaMpana CaDente Vna tre sVrgVnt noVae [1720][.....]tille freytag[...] war hat mich herabgezogen doch sindt zu OTSEHRR drey wieder abgewogen iohan Ludolff Weinhagen i. u. doctor admrdus Dnvs gerhard goswin andreae pastor johan Sybel goswin schütte anton sasse diederich overmeir iohan florens sasse.“

2. Glocke ohne Namen:

1720, Bernhard Wilhelm Stule, 940 kg, Dm. 1126 mm, Schlagton f'+7, Inschrift: „UnIVs CorrUptIo est Mea aeDIfICatIo [1720] gott verletzt und verbindet er zerschmeist und seine hand heilt. Hiob 5. No. 18 Gotfrid lambert marquardt m. doctor iohan henrich schütte ioan iulius sybel andreas thomee georg haverlandt peter koper.“

3. Glocke ohne Namen:

1720, Bernhard Wilhelm Stule, 605 kg, Dm. 992 mm, Schlagton g'-5, Inschrift: „MInVs CeCIDIt hIs resUrgentIbVs III an welchem orte ich meines namens gedechtnis stiften werde, da wil ich zu dir kommen und dich segnen. exod. 20. iohan gerhardt ahasverus did. ludolff weinhagen i. u. doctor iohan laurentz schoff i. u. doctor et advocatus ordinarius georg freund.“

4. Glocke ohne Namen:

1711, Bernhard Wilhelm Stule, 230 kg, Dm. 730 mm, Schlagton c''+0,5, Inschrift: „mar. X. 14. 15. ut veniant verboq' sacro ceu lucte beentur. Propterea huc pueros quem queo voce voco. hinc tu qui tenera qua convoco voce vocatus hus venis esto puer seu puero similis anno mdccXI.“

5. Uhrglocke:

1728, Bernhard Wilhelm Stule, Dm. 516 mm, Schlagton fis''+6, Bronze, Inschrift: „estote parati qUIa NesCIItis[...]Vatoris matth. XXIII VE 44 Johann Georg Hermanni Johann[...]“.

St. Petri

Quellen:

Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern, Bd. 2: Romanische Kirchen (Soester wiss. Beiträge. 15). Soest 1956, S. 141 f.; Bernd-Heiner Röger: Die St. Petrikirche in Soest. München o. J. (DKV-Kunstführer 397/4), S. 36ff.; Archivalische Forschungen und Bestandsaufnahme auf Turm: Claus Peter, Hamm (mündliche und schriftliche Mitteilungen).

Um 1633 Glockenguss nachgewiesen, 1702 Turmbrand: vier Glocken und Turmuhr zerstört.

Läuteglocken:

1. Feuerglocke (auch Schmiedeglocke):

1702, Bernhard Wilhelm Stule und Johann Georg de la Paix aus Eslohe, 2600 kg, Dm. 1610 mm, Schlagton h°-4, Bronze, Inschrift: „NoX fUIt InfeLIX qVa CoeLI rege tonante tUrrIs et aes resonans Igne CaDente rVVnt. at feLIX et faVsta Dles qVa Lapsa nItoRI CoetVs aC UrbIs restItVVntVr ope. Johann Georg de la paeix ex Esloh me fecit 1702 Berndt Stüle me fudit“.

2. Bäckerglocke:

1702, umgegossen 1711, Bernhard Wilhelm Stule und Johann Georg de la Paix, 1650 kg, Dm. 1396 mm, Schlagton cis'-1, Bronze, Inschrift: „sanCte DeVs VerBI Constanter protege seMen [1711]“.

3. Glocke ohne Namen:

1702, Bernhard Wilhelm Stule und Johann Georg de la Paix aus Eslohe, 1000 kg, Dm. 1227 mm, Schlagton e'-7, Bronze, Inschrift: „A^o 1702 turris huius templi una cum campanis coelestibus die 12. Mart. exusta flammis ecclesiae et civitatis sumptibus restaurabatur mense Octobri.“

4. Taufglocke:

1702, 1711 umgegossen, 1801 als „Leineweberglocke“ von A. Greve neu gegossen, Dm. 1050 mm, Gewicht und Schlagton unbekannt, Inschrift: „K. VORSTEHER WAREN HR. FL. V. DOLFES (so). U. HR. CAM. LUDW. WEDEKING. PREDIGER! HR. INSP. JO. LUDW. FL. SIBEL. V. HR. JO. JUST. WILH. DOHM. RICHTMANNER DES LÖB. L: T: M: (Leinentuchmacher) GEWERS WAREN. ANDR. WALLER. U. HEN. KEIMER. ARMENVORSTEHER THOMAS GÖBBEL JOHANNES WIETLER. FLORENS HALLERMANN CHRISTOPH KIELHORN WILHELM SOMMER KÜSTER UND RENDANT GEGOSSEN DURCH A. GREVE 1801“, 1918 eingeschmolzen, Ersatzglocke „Lutherglocke“ 1933, Gebr. Rincker in Sinn, Gewicht unbekannt, Dm. 1120 mm, Schlagton fis', Inschrift: „Lutherglocke: Für die im Kriege geopferte Glocke kam ich im Jubeljahr der Soester Reformation 1933 zu künden mit ehernem Mund: Deutschland erwache und hüte den Glauben der Väter. Mich goss Gebr. Rincker in Sinn 4039“, 1942 eingeschmolzen, Neuguß 1992, 690 kg, Dm. 990 mm, Schlagton gis1+3, Karlsruher Glockengießerei, Material und Inschrift nicht eruierbar.

Uhrsglocken:

1. Stundenglocke:

1711, 200 kg, Dm. 663 mm, Schlagton cis''+9, Bronze, Gießer unbekannt, Inschrift: „horas InDICO fLVIt IrreMeabLIIs hora (1711).“

2. Viertelstundenglocke:

Um 1600, Gießer unbekannt, mit Ornamentband, Dm. 410 mm, Inschrift unbekannt, vom inneren Jakobitor, nach dessen Abbruch 1824 in die Petri-

kirche gelangt, 1907 (!) umgegossen von F. Schilling aus Apolda, Schlagton f, Gewicht und Dm. unbekannt, Inschrift: „Gegossen von F. Schilling in Apolda 1908“, 1917 eingeschmolzen, Neuguß 1933 durch Gebr. Rincker in Sinn, Dm. 640 mm, Gewicht und Schlagton unbekannt, Inschrift: „1933. Mich goss Gebr. Rincker in Sinn 4040.“, 1942 eingeschmolzen, Neuguß 1956 durch Gebr. Rincker in Sinn, 130 kg, Dm. 620 mm, Schlagton e“, Bronze(?), Inschrift: „+ Meine Zeit steht in Deinen Händen + D. Dr. Hubertus Schwartz 1956. [Firmenzeichen der Glockengießerei] Gebr. Rincker in Sinn 9573“.

ELISABETH MEEDER

SILBERNE WAPPENSCHIEBEN AUF PARAMENTEN - EINE SOESTER BESONDERHEIT?

Zum Kirchenschatz des Soester Patroklimünsters gehören eine Anzahl von liturgischen Gewändern, die aus dem reichen Bestand des Kanoniker-Stiftes St. Patrokli stammen, das 1811 durch die Verwaltung des Großherzogtums Berg aufgelöst und enteignet wurde. Bei der Säkularisation verblieben diese Paramente, zusammen mit den liturgischen Geräten, im Besitz der Gemeinde, da sie für den Gottesdienst gebraucht wurden. In meiner Magisterarbeit, die ich 2005 als Abschluss meines Studiums an der Universität Dortmund angefertigt habe, versuchte ich die Geschichte der historischen Paramente nach 1811 nachzuzeichnen. Bei den Forschungsarbeiten haben sich einige Fragen ergeben, deren Beantwortung mir nicht gelungen ist.

Eines dieser Probleme betrifft eine Schmuckform auf mehreren Gewändern, die in der Literatur über historische Paramente meines Wissens nirgendwo erwähnt wird. Es sind am unteren Rand des Gewandes aufgenähte silberne (oder versilberte) Scheiben in runder oder leicht ovaler Form, die außer einem Familienwappen meist



Abb. 1. Foto: Ludger Meeder, Dortmund



Abb. 2. Foto: Ludger Meeder, Dortmund

auch den dazugehörigen Namen tragen. Die Stifter dieser kostbaren Messgewänder waren Angehörige des Kapitels von St. Patrokli, adlige Priester, die diese Paramente auch getragen haben.

Das älteste Beispiel, von dem es zwei identische Exemplare gibt¹, wird das mit dem Wappen der Familie v. Böckenförde genannt v. Schüngel sein, das mit dem eingravierten Namen „VON SCHVNGEL“ (Abb. 1) auf den Stiftsdekan Stephan Hermann von Böckenförde gnt. von Schüngel verweist, der dem Kapitel von 1662 bis 1702 vorstand² und einem

alteingesessenen westfälischen Landadelsgeschlecht entstammte. Das Wappenschild hat eine leicht ovale Form (ca. 10 x 9 cm) und ist als Treibarbeit ausgeführt; seine genauen Maße und die Befestigungsart sind nicht festzustellen, da die Ränder von einer gewebten Borte überdeckt sind.

Einen gelochten Rand hat die ebenfalls ovale getriebene Silberscheibe (10,5 x 9 cm), die das Wappen von Krane und den eingravierten Text „VON KRAN PROBEST VON SOST“ [sic!] (Abb. 2) trägt. Das Schild zeigt einen Kranich als Wappentier; mit zwei Kranichen übereinander, aber ohne Text, ist das runde Exemplar geschmückt, das mit 6 cm Durchmesser die kleinste Ausführung zeigt (Abb. 3). Johann Wilhelm von Krane³ war Stiftspropst von 1690-1723; seine Wappenscheiben gehören also in die gleiche Zeit wie die des Dekans v. Schüngel.

¹ Eines befindet sich auf der Dalmatik (Diakongewand), die in der Paramenten-Vitrine im Dommuseum ausgestellt ist.

² Rolf-Dieter Kohl: Zum Verhältnis Stadt Soest und St.-Patrokli-Stift im 16. und 17. Jahrhundert. In: Soester Zeitschrift 88 (1976), S. 68-76.

³ Wilhelm Janssen: Art. Soest - Kollegiatstift St. Patrokli. In: Karl Hengst (Hg.): Westfälisches Klosterbuch. Teil 2, Münster 1994, S. 346-353, hier S. 352.



Abb. 3. Foto: Ludger Meeder, Dortmund

Das vierte Beispiel einer silbernen Wappenscheibe auf einem Messgewand bietet keine Datierungsprobleme. Auch diese ist kreisrund und mit 14 cm Durchmesser die größte der noch erhaltenen (Abb. 4). Die Umrahmung des Wappens ist stilistisch eng verwandt mit den entsprechenden Schmuckelementen auf den ovalen Scheiben der anderen Stiftsherren, obwohl diese Silberarbeit in einer anderen Technik gearbeitet wurde: Sie ist ganz als Gravur ausgeführt. Mit dem Text „G. D. De Papen Decanus 1714“ wird ein Stiftsdekan genannt, dessen Familie auch zum alten westfälischen Landadel gehörte⁴.

Diese insgesamt fünf Wappenscheiben sind erhalten geblieben. Im 19. Jahrhundert waren noch mehr vorhanden, die vielleicht auch eine andere Form hatten, denn sie wurden als „Plat[t]e“ bezeichnet. In einem Inventar von 1828 wird eine weitere Stiftung des Dekans v. Schüngel genannt, eine Kasel mit Dalmatiken aus aschgrauer Seide „mit einer silbernen Plate“⁵. Dem „Canonicus von Vagedes“ gehörte eine Kasel von weißgeblümter Seide mit rotem Kreuz „und silber Platte“. Deren Schild muss die Jahreszahl 1792 getragen haben, denn in einer Bestandsaufnahme von 1879 wird eine ebensolche Kasel mit dieser Jahreszahl datiert.

⁴ Janssen (wie Anm. 3) kennt keinen Dekan v. Papen; seine Aufzählung der Dekane (ebenda, S. 353) hat eine Lücke zwischen v. Böckenförde (-1713 (?)) und Droste zu Erwitte (1719-1724).

⁵ Pfarrarchiv St. Patrokli, Akten Band 20.



Abb. 4. Foto: Diözesanmuseum Paderborn -
Kunstinventarisierung im Erzbistum

In einem anderen Soester Inventar vom Anfang des 19. Jahrhunderts werden auch Silberplatten bzw. -schilde genannt. Das Dominikanerkloster wurde 1814 säkularisiert und seine Vermögenswerte erfasst⁶. Eine Kasel trug ein kleines silbernes Schild; eine zweite hatte eine Silberplatte gehabt, „welche nicht mehr vorhanden“.

In der Literatur über Paramente in anderen Sammlungen oder kirchlichen Beständen gibt es keinen Hinweis darauf, dass diese spezielle Form des Schmucks auch anderswo bekannt war. Zunächst schien es naheliegend, darin eine Art von Mode zu sehen, die die Pröpste des Patroklistiftes um 1700 aus Köln mitgebracht hatten, da sie immer auch Mitglieder des dortigen Domkapitels waren. Anfragen beim Museum Schnütgen und bei der Domschatzkammer in Köln aber brachten die Auskunft, dass das Phänomen der Kennzeichnung von Paramenten durch silberne Scheiben dort unbekannt ist⁷.

Diese silbernen Wappenscheiben oder -platten scheint es nur in Soest oder in seinem westfälischen Umfeld gegeben zu haben. Weitere Forschungen wären nötig, um diese Beobachtung zu bestätigen oder zu widerlegen.

Darum habe ich eine Bitte an die Leser der „Soester Zeitschrift“: Für jeden Hinweis auf solche oder ähnliche Silberarbeiten im Zusammenhang mit kirchlichen Textilien wäre ich sehr dankbar. Dies scheint ein interessantes Forschungsfeld zu sein, das noch nicht die Aufmerksamkeit gefunden hat, die es gewiss verdient.

⁶ Ebd., Akten Band 2.

⁷ Auskunft von Dr. Gudrun Sporbeck, Verfasserin des Katalogs des reichen Paramentenbestands des Museums Schnütgen (Köln 2001), vom 18.05.2005 und von Dr. Leonie Becks, Leiterin der Domschatzkammer in Köln, vom 19.05.2005.

DIETER LAMMERS, ULRICH LÖER,
WOLFGANG STELBRINK, NORBERT WEX

NEUERSCHEINUNGEN
ANZEIGEN UND BESPRECHUNGEN

Wilhelm Becker: Hugo Kükelhaus im Dritten Reich. Ein Leben zwischen Anpassung und Widerstand. Soest 2005. 176 S.

Drastisch, einprägsam und treffsicher waren die Worte, die der Tagebuchschreiber 1942 voller Abscheu auf das Papier kritzelte. Wie eine „Horde Zooaffen“ seien die Nazis 1933 in den „Staats-Apparat“ (S. 131) eingedrungen. Nun „stampft das augenlose, herzlose Nazi-Ungeheuer über die Erde: es soll der Mensch als Ebenbild Gottes ausgetilgt werden“ (S. 129).

Der Autor dieser Zeilen stand damals schon in engem, ja freundschaftlichem Kontakt mit dem Widerstandskämpfer Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg. Kein Wunder also, dass der Schreiber sich bedroht fühlte. Einige Zeit später vergrub er seine höchst kompromittierenden, ja lebensgefährlichen Aufzeichnungen im märkischen Sand seines damaligen Wohnortes Caputh bei Potsdam. Die Rede ist vom sogenannten „Vergrabenen Tagebuch“ (S. 127, Anm. 304) eines Wahlsoesters, der es in der Nachkriegszeit als universaler Denker, Pädagoge und Künstler zu einiger Bedeutung gebracht hat; die Rede ist von Hugo Kükelhaus, der von 1954 bis zu seinem Tode 1984 in einer umgebauten Scheune an der Nöttenstraße 29 in Soest ansässig war. Dort im Bergenthalpark befindet sich bekanntlich heute noch ein kleines Kükelhaus-Museum, dort hat auch die „Hugo-Kükelhaus-Gesellschaft“ ihren Sitz. Einige Schulen tragen heutzutage seinen Namen. Trotzdem – so wird man feststellen dürfen – ist der Mann abseits der einschlägigen Expertenkreise weithin vergessen.

Wie ist es zu erklären, dass die politische Vergangenheit dieses ausgewiesenen NS-Gegners nach 1945 verschiedentlich Anlass zu ehrabschneidenden Verdächtigungen gab? Wie konnte es geschehen, dass ihm 1953 vom amerikanischen Konsulat sogar die Einreise in die USA verwehrt wur-

de? Die Antworten auf diese Fragen konnten bis vor wenigen Jahren nur wortkarg ausfallen. Zu Vieles lag im Dunklen. Daran hat sich nun einiges geändert. Wilhelm Becker, der seinem „Helden“ mit kritischer Sympathie gegenübersteht, hat sich der verdienstvollen Aufgabe unterzogen, anhand aller ihm erreichbaren Quellen eine kleine Monographie über „Hugo Kükelhaus im Dritten Reich“ zu verfassen. Sie basiert im Wesentlichen auf dessen reichhaltigem Nachlass von insgesamt etwa 160 Archivkartons, der seit 1989 im Stadtarchiv Soest aufbewahrt wird und noch einer gründlichen Aufarbeitung harret.

Beckers Darstellung reicht von der Jugend bis in die frühe Nachkriegszeit, sie will und kann aber keine erschöpfende Biographie dieser Jahre sein. Auch die philosophische Gedankenwelt von Kükelhaus erschließt sich einem Leser ohne Vorkenntnisse nur schemenhaft und bleibt ohne rechte Einordnung in die Ideenküche der damaligen Zeit. Bisweilen wird man mit höchst erklärungsbedürftigen Buchtiteln und Briefzitatzen des Protagonisten recht alleine gelassen. Insofern wurde vom Autor hier sicherlich eine Chance vertan. Stattdessen führt Becker den Leser aber mitten hinein in die diffizile Lebensrealität einer „vielschichtigen und widerspruchsvollen Persönlichkeit“ (S. 9) unter einer totalitären Diktatur. Das Ergebnis ist – so Johannes Tuchel in seinem Geleitwort – „keine einfache Schwarz-Weiß-Geschichte“, sondern eine „Vielfalt der Grautöne“ (S. 11).

Vor dem Auge des Lesers entsteht das Bild eines jungen Mannes – Jahrgang 1900 –, der in einem „religiös geprägten, national-konservativen Elternhaus“ (S. 17) im Ruhrgebiet aufwuchs. Der gelernte Schreiner mit Abitur und Studiererfahrungen an verschiedenen Universitäten sympathisierte bereits seit Mitte der 1920er-Jahre mit einigen grundlegenden, im Wesentlichen antimodernistischen Elementen des nationalsozialistischen Ideengemenges. Eine frühe Parteimitgliedschaft in der NSDAP sowie eine Beteiligung an einem Sprengstoffattentat während des Ruhrkampfes 1923 sind nicht auszuschließen. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten im Januar 1933 gab sich der mittlerweile vornehmlich künstlerisch, schriftstellerisch und pädagogisch tätige Kükelhaus der Illusion hin, seine rückwärtsgewandten Vorstellungen von Tradition, Volkstum und wiederbelebter Handwerkskunst mit Hilfe der neuen Machthaber entscheidend voranbringen zu können. Entsprechende Anstrengungen unternahm der „sehr aktive“ (S. 46) und erfolgreiche Handwerksfunktionär etwa als Berliner Amtsleiter der „NS-Kulturgemeinde“ Alfred Rosenbergs zwischen 1935 und 1937 sowie als Landeshandwerkspfleger der Provinz Schlesien 1940/41. Kükelhaus war damit nicht nur unorthodoxer Denker, sondern wiederholt auch ein funktionierendes Rädchen des NS-Kulturbe-

triebs, letztlich also des sich zunehmend radikalisierenden Unrechtsstaates. Und er litt daran!

Dies war jedoch nur die eine Seite seiner Existenz. Den Grausamkeiten und Fehlentwicklungen des Regimes, die er anfangs noch als „Kinderkrankheiten“ (S. 52) toleriert hatte, stand der „sehr religiöse“ (S. 77) Kükelhaus mit wachsender Kritik gegenüber. Seine Erfahrungen als Soldat im Polenfeldzug, seine weitgehenden Kenntnisse über die Kriegsgräuereien in der Sowjetunion taten ein Übriges. Auf dieser Ablehnung basierte wohl auch die Mitte der 1930er-Jahre beginnende, sich zunehmend verfestigende Freundschaft mit dem Verwaltungsexperten und späteren Widerstandskämpfer Schulenburg. Durch diesen „in Vielem wesensverwandten“ (S. 51) Freund und Förderer bekam er weitreichende Kenntnisse von und auch persönliche Kontakte zu anderen aktiven Regimegegnern aus dem bürgerlichen Lager. Wahrscheinlich brachte er über seinen unbestreitbaren Einfluss auf Schulenburg sogar „einige seiner Ideen in den Kreis des Widerstandes ein“ (S. 47). Vieles spricht nach Beckers Recherchen auch dafür, dass Kükelhaus über die Umsturzaktivitäten der Männer vom 20. Juli weitgehend informiert war. Ein Mitwisser, ein Sympathisant also! „Ein aktiver Widerständler in dem Sinne, dass er Sprengstoff besorgt hätte, aktiv an den Beratungen des inneren Kreises teilgenommen und ganz konkrete Aufgaben übernommen hätte“, so resümiert der Autor entgegen manchen anderslautenden Bekundungen der frühen Nachkriegszeit zu Recht, „war er aber wohl nicht“ (S. 173). Niemand wird ihm das verübeln. Niemand lege deswegen dieses aufschlussreiche Buch Beckers ungelesen aus der Hand!

Stelbrink

Rudolf Fidler, Meinolf SchulteBraucks: Das Zisterzienserinnenkloster St. Mariae zu Welper und seine Pfarr- und Klosterkirche St. Bernhard. Paderborn 2007. 235 S., 29 Abb.

Anlässlich der 300-Jahr-Feier des Bestehens der Pfarr- und ehemaligen Klosterkirche St. Bernhard und des 200-jährigen Bestehens der katholischen Pfarrgemeinde zu Welper legen die Autoren eine Monographie des Zisterzienserinnenklosters vor, versehen mit einem Grußwort des Paderborner Erzbischofs.

Für die mittelalterliche Geschichte des Klosters, seine Gründung (1240) und weitere Entwicklung stützen sich die Autoren auf die von Seibert im Westfälischen Urkundenbuch und von Vogeler in dieser Zeitschrift pub-

lizierten Urkunden. Im Rückgriff auf neuere Forschungen von K. Elm, G. Muschiol, K. Schreiner und G. Gleba (Ausstellungskatalog Krone und Schleier, München 2005) werden die *Consuetudines* von Frauenklöstern wie Aufnahme, Stundengebet, Konversen dargestellt. Von dem Reformationsgeschehen in Soest wird breit berichtet mit dem Ziel, das Ausgreifen von Predigt und neuer Lehre nach Welper und die Konfessionalisierung vor Ort im 17. Jahrhundert verständlich zu machen. Letztere kommt im Neubau der Klosteranlage seit 1685 und dem Neubau der Kloster- und Pfarrkirche (1697-1701) unübersehbar zum Ausdruck. Mit Hilfe des Soester Bördekatasters wird der Grundbesitz des Klosters vor 1700 belegt. Der Aufhebung des Klosters durch das Großherzogtum Berg 1809 gehen umfassende grundsätzliche Bemerkungen und Einschätzungen der Säkularisation voraus. Für das Kloster Welper werden die Akten des Staatsarchivs Münster hier berücksichtigt. Eher wohl als Anhang ist der Rückblick auf die katholische Pfarrgemeinde St. Bernhard zu verstehen (S. 202-212).

In der Aufarbeitung der Rekonstruktion der Klosteranlage auf Grund überlieferter Grundrisse und in der kunsthistorischen Betrachtung der Ausstattung der neuen Barockkirche sehen die Autoren einen Schwerpunkt ihrer Monographie. Beide, Klosterbau und Kirchengestaltung, werden in der nachtridentinischen „Propaganda“ (Ausdruck des Tridentinischen Konzils) gesehen und durchaus überzeugend gedeutet. Besonderes Interesse der Autoren spürt man auch in der Beschreibung und Deutung der beiden gotischen illuminierten Handschriftenfragmente aus einem Antiphonar. Der Interpretation des Fragments B 1267 b im Sinne des Motivs „Allerheiligen“ ist sicher zuzustimmen.

Insgesamt haben Fidler und SchulteBraucks die Fülle der Informationen über nahezu alle Aspekte der Klostersgeschichte Welpers, die das Westfälische Klosterbuch (1994) liefert, entschlossen reduziert und mit Hilfe der allgemeinen Frauenkloster- und Barockforschung ein ansprechendes Bild des Welperaner Klosters entworfen.

Löer

Susanne Jülich: Die frühmittelalterliche Saline von Soest im europäischen Kontext (Bodenaltertümer Westfalens 44). Münster 2007. XIV, 480 S. mit 70 Abb. im Text, Taf. 1-63. Schuber: IV S., Taf. 64-133.

In den Jahren 1980-1982 fand in Soest eine bedeutende, auch überregional beachtete archäologische Ausgrabung in dem bis dahin weitgehend unbekanntem Sälzer-Quartier statt. Die Saline von Soest und ihre Bedeutung

als Wirtschaftsfaktor für den „Standort“ Soest und den gesamten Hellwegraum wurden seitdem bereits mehrfach, vor allem von der Ausgräberin Gabriele Isenberg, herausgestellt. Allerdings geschah dies immer nur in Aufsätzen, in denen keine Gelegenheit bestand, die aufgedeckten Funde und Befunde umfassend zu beschreiben und den Ablauf der Grabung nachvollziehbar darzustellen. So hat es dann weit über 20 Jahre gedauert, bis eine solche umfassende Grabungsauswertung nun gedruckt vorliegt. Dass es nach so langer Zeit überhaupt dazu gekommen ist, ist einem Forschungsprojekt von Volker Pingel von der Ruhr-Universität Bochum in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen Museum für Archäologie in Münster zu verdanken, in dessen Rahmen die Autorin des hier zu besprechenden Buches, Susanne Jülich, ihre Dissertation verfasste, die erfreulich schnell veröffentlicht werden konnte.

Die Arbeit beginnt mit Beschreibungen der naturräumlichen Gegebenheiten, die das Vorhandensein salzhaltiger Sole im Hellwegraum erklären. Es folgt eine ausführliche Darstellung der Funde und Befunde in beschreibenden Texten, zu denen zahlreiche Kataloge und Tafeln herangezogen werden, aus denen ein Teil des sehr umfangreichen Anhangs besteht. Diese Beschreibungen sind in erster Linie für Archäologen von Bedeutung, denn die Archäologie lebt und arbeitet mit Vergleichen. Die Beschreibungen von Susanne Jülich ermöglichen es den Ausgräbern anderer Salinen, die Soester Befunde mit den ihren in Verhältnis zu setzen. Daraus können sich künftig neue Schlüsse und Interpretationen ergeben. Erfreulicherweise scheut sich die Autorin dabei nicht, auf die speziellen Probleme und Lücken hinzuweisen, die diese – wie auch jede andere Ausgrabung – mehr oder weniger aufweist. So war es wohl nur in Soest möglich, dass eine nur teilweise untersuchte Grabungsfläche für eine Kirmes mühevoll zugefüllt und später erneut aufgebaggert werden musste.

Leider ergeben sich für die Datierung der Saline keine neuen Erkenntnisse. Weder der Anfang noch das Ende der Tätigkeit lassen sich auf archäologischem Wege derzeit bestimmen. Fest steht allerdings weiterhin, dass die Saline vom Ende des 6. Jahrhunderts bis in das 10./11. Jahrhundert in Betrieb war.

Dass die Arbeit von Susanne Jülich nicht nur für auf Salinen spezialisierte Fachleute von Interesse ist, erschließt sich im Hauptteil, in dem sie sich in ganz Europa auf Spurensuche nach vergleichbaren zeitgenössischen Salinen begibt. Was sie dabei zusammenträgt, trägt schon Züge eines Handbuchs zur historischen Salzgewinnung in Europa. Sie zeigt auf, dass es eine gleichbleibende Grundform für Salzsiedeöfen gab, die über lange Zeit und in ganz Europa genutzt wurde: langschmale Öfen, bestehend aus

parallelen Längswänden, auf denen Gefäße für die Sole standen. Zugleich beschreibt Jülich zahlreiche Unterschiede in den Details der Ofenkonstruktionen, sei es durch die Verwendung unterschiedlicher Materialien für die Öfen und für die Siedegefäße oder durch unterschiedliche Befeuerungs- und Belüftungstechniken.

Als Salzsiedegefäße haben in Soest flache Bleipfannen gedient. Susanne Jülich geht intensiv auf die mögliche Herkunft des Bleis ein und beleuchtet die derzeit in der Forschung diskutierte Frage nach einem vormittelalterlichen Bergbau im nördlichen Sauerland. Denkbar ist, dass die einheimische Bevölkerung bereits während der römischen Kaiserzeit Bergbau auf Blei im nördlichen Sauerland betrieb. Eine Weiterverarbeitung des Bleis konnte in den letzten Jahren bei den Ausgrabungen im Soester Westen nachgewiesen werden. Die Autorin schließt allerdings auch andere Herkunftsregionen nicht aus. Jedoch auch für England kann die Autorin eine räumliche Nähe von Salz- und Bleivorkommen nachweisen.

In vorgeschichtlichen Zeiten wurde Salz in Tongefäßen, der sogenannten Briquetage, gewonnen. Die Autorin beschreibt die verschiedenen Formen und Entwicklungen, wie sie sich in ganz Europa nachweisen lassen. Ebenso ausführlich fasst sie den Kenntnisstand zur Verwendung von Metallgefäßen für die Salzproduktion zusammen und stellt eine kontinuierliche Entwicklung von der vorgeschichtlichen zur frühmittelalterlichen Salzgewinnung fest. Erneut wird dabei die Bedeutung der Soester Saline deutlich. So handelt es sich bei der Saline am Kohlbrink erst um die dritte Saline Deutschlands, in der eine frühmittelalterliche Nutzung von Metallpfannen belegt ist.

Belege für Bleipfannen gibt es außerdem aus Lüneburg, vor allem aber aus England. Während in Deutschland sich die Verwendung von Metallpfannen historisch und archäologisch nur bis in das 6. Jahrhundert zurückverfolgen lässt, sind aus England spätrömische Bleipfannen bekannt. In Lüneburg wurden solche Pfannen noch bis in das 18. Jahrhundert verwendet. Die Autorin hat zahlreiche farbige Abbildungen von Bleipfannen auf Tafeln zusammengestellt. Auch andere Objekte sind erfreulicherweise farbig dargestellt. Solche Farbtafeln sind deutlich aussagekräftiger als die immer noch üblichen Schwarzweiß-Abbildungen.

Die frühmittelalterliche Saline von Soest lieferte neben deutlichen Ofenbefunden auch Einblicke in die Struktur einer Saline, die einen geplanten Aufbau belegen. Hierzu zählt der Nachweis von Wegeführungen, die sich in der Konzentration von Asche- und Holzkohleansammlungen erkennen lassen. Hierzu zählen auch Flechtwerkelemente mit Hinweisen auf Umgehungen, die zum einen als Windschutz dienten, zum anderen be-

sitzrechtliche oder organisatorische Abgrenzungen gewesen sein können. Susanne Jülich stellt solche Elemente dar und vergleicht sie mit anderen europäischen, vornehmlich englischen Salinen. Demnach gehörten zu einer Saline auch Solevorratsbehälter zum Lagern und Vorklären der Sole, die sich in Soest nicht belegen ließen. Eine Klärung der Sole ist aber nicht in jedem Fall vonnöten. Eine Überdachung zum Schutz vor Regen ist für eine Saline in Mitteleuropa dagegen sicherlich immer notwendig. In Soest lassen sich solche Überdachungen durch einzelne Pfostenstellungen erahnen. Die Öfen wurden an immer gleicher Stelle von Zeit zu Zeit durch neue Öfen ersetzt, die über den alten errichtet wurden. Dies lässt auf eine feste räumliche Struktur der Saline schließen, die sich nicht ohne Weiteres verändern ließ und sich daher offensichtlich auf besitzrechtliche Vorgaben zurückführen lässt.

Erst durch den Vergleich der Soester Saline mit anderen europäischen Fundorten wird die Bedeutung der Soester Fundstelle richtig deutlich. Im kontinentalen Europa ist lediglich eine Handvoll von Salinen bekannt und archäologisch untersucht. Die Saline von Soest ist eine davon. Ihre wirtschaftliche und politische Bedeutung für die Anfänge der Stadt Soest steht außer Frage. Dies belegt die Arbeit von Susanne Jülich eindrucksvoll.

Lammers

Gerhard Köhn: Neue Soester Stadtgeschichten. Soest 2008. 456 S., zahlr. Abb.

Jahrzehntlang hat Gerhard Köhn den Soester Rat und dessen Gäste mit seinen Philippsreden bestens unterhalten. Und wie es einem Stadtarchivar so gehen kann: Auch bei anderen Gelegenheiten wird er immer wieder einmal an das Rednerpult gebeten. So entsteht über die Jahre eine Sammlung von Vorträgen, die zu schade sind, um dauerhaft in der Schublade zu vergilben. Was liegt also näher, als sie in einem Band zusammengefasst zu publizieren?

So erschien bereits 1985 der erste Band der „Soester Stadtgeschichten“ aus seiner Feder. Über 20 Jahre später veröffentlicht Köhn nun seine anschließend verfassten Philippsreden, Vorträge und kleineren Beiträge. Überarbeitet, erweitert und durch Quellenanhänge ergänzt, präsentieren die Vorträge eine Fülle von teils kuriosen Fakten in unterhaltsamer Form. Auto und Obrigkeit – Frauen und Kleider – Hanse und Hering – Große Tiere und rauschende Feste – breit ist das Spektrum der Themen und geradezu unerschöpflich das Arsenal an Anekdoten und Absonderlichkeiten,

über das Köhn verfügt und das er zum Einsatz bringt. Immer wieder setzt er seine „Beschreibungen und Begebenheiten“ in ein originelles Licht, stellt Gegenwartsbezüge her, spricht die Hörer oder nun Leser direkt an... man ahnt die Lebendigkeit der ursprünglichen Vorträge. Ergänzt wird die Sammlung durch einen Rückblick auf die Philippsessen von 1985 bis 2001 – unter anderem eine bemerkenswerte Revue von prominenten Ehrengästen, die deutlich macht, dass es sich beim Philippsessen um eine mehr als beachtliche Traditionsveranstaltung handelt. Und ein zusätzlicher Reiz liegt in den reichhaltig dargebotenen, höchst kenntnisreich und sorgfältig ausgewählten Abbildungen: Schon das Blättern durch die Bilder macht großen Spaß. Insgesamt also liegt ein Lese- und Bilderbuch mit Unterhaltungswert und viel Information vor, das sicher seine Leser finden wird.

Wex

Barbara Köster, Dorothea Simon: St. Bruno in Soest. Porträt einer Gemeinde ... es begann Anno Domini 1928. Soest 2006. 201 S., zahlr. Fotos, CD-ROM.

Zum 50-jährigen Bestehen der selbstständigen Pfarrei im Soester Süden legt die Kirchengemeinde St. Bruno durch die beiden Autorinnen und Redakteurinnen eine Festschrift vor, die den Charakter einer üblichen Jubiläumschronik weit überschreitet.

Die Ereignisse der Gemeinde, die Gründungsinitiativen 1928, die Kirchbauaktionen, die Erweiterung durch gemeindliche Einrichtungen wie Pfarrhaus und Kindergarten werden chronikalisch mitgeteilt. Doch die Redakteurinnen belassen es nicht bei der additiven Aufreihung. Sie sehen die Gründung einer Filialkirche im Rahmen der Stadtgeschichte und insbesondere der Besiedlung des Soester Südens, berichten von Kriegs- und Nachkriegserfahrungen auch der hier angesiedelten Schlesier und spüren dem Orientierungsbedürfnis der Menschen und somit den gemeindlichen Erwartungen nach. Informative Fotos vermitteln einerseits die Entbehrungen dieser Zeit, andererseits aber auch die Atmosphäre in den bescheiden und liebevoll eingerichteten Sakralräumen.

In einem zweiten Teil „Kirche und Kunst“ werden der Kirchbau als Zentralbau mit Kreuzform detailliert beschrieben, die künstlerische Ausstattung und deren spirituelle Aussage sensibel nachempfunden und die angesprochenen Heiligen und ihre Verehrung gewürdigt. Die Festschrift schließt mit einer tabellarischen Übersicht der Pfarrvikare und Pfarrer, der Primizianten, Diakone und Gemeindereferentinnen. Äußerst erwünscht

stellt sich schließlich die Reihe der acht Künstlerprofile dar. Ein Literaturverzeichnis hilft dem Interessierten weiter. Anlässlich eines Jubiläums erscheint es allzu verständlich, wenn nach den religiösen Aufbruchjahren der Nachkriegszeit die pastoralen Problemzonen der neueren Zeit nicht angesprochen werden. Eine vergleichbar informative und einladend gestaltete Vorstellung der anderen neueren Kirchengemeinden in Soest (Albertus Magnus, Johannes und Hl. Kreuz) erscheint sehr wünschenswert.

Löer

Walter Melzer (Hrsg.): Archäologie und mittelalterliches Handwerk – Eine Standortbestimmung. Beiträge des 10. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks (Soester Beiträge zur Archäologie. 9). Soest 2008. 317 S. mit 250 Abb.

Das Programm dieser Tagung – von der Stadtarchäologie Soest initiiert und im Frühjahr 2006 im Ressourcengebäude abgehalten – umfasste Themen von der Verarbeitung unterschiedlichster Werkstoffe wie Metall, Holz, Textilien, Leder und Knochen bis hin zum (nur in Teilbereichen möglichen) Vergleich von archäologischem Fundgut mit zeitgenössischen Abbildungen. Ergänzt wurden diese materialspezifischen Referate durch Betrachtungen mittelalterlichen Handwerks, das an geographisch abgrenzbaren Arealen wie Klöstern, Burgen oder anderen Fundorten nachweisbar ist.

Der Band enthält Beiträge von Walter Melzer und Ralph Röber (Der Arbeitskreis zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks), Claudia Theune (Handwerk in der Wüstung Pagram bei Frankfurt (Oder); Zentrum und Peripherie – Aussagemöglichkeiten zum mittelalterlichen Handwerk aufgrund archäologischer Quellen), Matthias Untermann (Handwerk im Kloster), Michael Herdick und Thomas Kührtreiber (Burgen, Handwerk und Gewerbe – Anmerkungen zum Forschungsstand), Michael Schmaedecke (Das Bauhandwerk im Mittelalter und in der frühen Neuzeit – Beobachtungen an den Burgen der Nordschweiz), Ralph Röber (Das mittelalterliche Schmiedehandwerk – Quellensituation und Forschungsstand), Sonja König (Eine Gussanlage des 13. Jahrhunderts aus der Stadtwüstung Nienover im Solling), Stefan Krabath (Spätmittelalterliche Metallgießer am Burglehn in Bautzen), Caroline Leterme (Töpferräder und Töpferscheiben: archäologische Befunde und zeitgenössische Abbildungen), Ulrich Müller (Drechseln und Böttchern – Holz verarbeitende Handwerke), Renata Windler (Mittelalterliche Webstühle und

Weberwerkstätten – Archäologische Befunde und Funde), Bertram Jenisch (Von der grünen Haut zum Leder – Archäologische und historische Spuren des Gerberhandwerks), Marianne Erath (Mittelalterliche Geweih- und Knochenbearbeitung – Forschungsstand und Entwicklungen), Felix Biermann (Die Knochen- und Geweihbearbeitung im nordwestslawischen Siedlungsgebiet vom 7./8. bis 12. Jahrhundert n. Chr.), Jens Berthold (Edle Steine, edler Befund – eine hochmittelalterliche Bergkristallwerkstatt in Köln), Anke K. Scholz (Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster/Westfalen: Hort eines Goldschmieds, Händlers oder jüdischen Pfandleihers?), Birgit Kulesa und Birgit Tuchen (Von Chirurgen, Badern und Apothekern – Handwerkliche Aspekte in medizinischen Berufen).

Beate von Miquel: Evangelische Frauen im Dritten Reich. Die Westfälische Frauenhilfe 1933-1950. Bielefeld 2006. 263 S., 52 Abb.

Die Westfälische Frauenhilfe ist in Soest wahrlich keine Unbekannte. Viele Soester Bürger dürften das 1911 neu erbaute Haus am Feldmühlenweg kennen, das seither als Organisationszentrale für eine breite Palette karitativer und seelsorgerischer Verbandsaktivitäten dient. Die Westfälische Frauenhilfe feierte im März 2006 ihren 100. Geburtstag. Mehrere tausend Gäste waren in die Dortmunder Westfalenhallen geladen. Dort konnte man im Großen und Ganzen auf eine Erfolgsgeschichte zurückblicken. Bereits Anfang der 1930er-Jahre gehörten dem Verband rund 155.000 Frauen in 780 örtlichen Vereinen an. Die Dachorganisation auf Provinzebene betrieb damals u. a. mehrere Müttererholungsheime sowie Haushaltungs- bzw. Wohlfahrtsschulen. Die Westfälische Frauenhilfe bildete seinerzeit die größte evangelische Frauenorganisation in Deutschland.

Jeder, der sich auch nur leidlich in der Geschichte der NS-Zeit auskennt, kann sich unschwer vorstellen, dass ein derartiges „diakonisches Großunternehmen“ (S. 18) zwischen 1933 und 1945 aus mehreren Gründen in schweres Wetter geraten musste. Die konkreten Kenntnisse über die Geschichte der Westfälischen Frauenhilfe zwischen den erbittert geführten kircheninternen Auseinandersetzungen, einer antikonfessionellen Politik der Staatsbehörden und den ausufernden Machtansprüchen nationalsozialistischer Massenorganisationen waren bis vor wenigen Jahren allerdings nur fragmentarisch. Dies hat sich nun gründlich geändert. Aus Anlass seines 100-jährigen Gründungsjubiläums vergab der Verband ein einjähriges Forschungsstipendium an die einschlägig ausgewiesene Historikerin und Theologin Dr. Beate von Miquel, deren Arbeitsergebnisse nunmehr in Buchform vorliegen. Die Autorin hat für ihre Forschungen nicht nur

sämtliche einschlägige Literatur ausgewertet, sondern nicht weniger als 13 staatliche und kirchliche Archive besucht. Wichtigster Anlaufpunkt war für sie dabei das Archiv der Westfälischen Frauenhilfe in Soest.

Niemanden wird es überraschen, dass die Westfälische Frauenhilfe die nationalsozialistische Machtübernahme im Januar 1933 – nicht anders als die Mehrheit der deutschen Protestanten – hoffnungsvoll begrüßte und dem NS-Regime in der Folgezeit loyal zuarbeitete. Bedenken gegen die menschenverachtenden Prämissen und Konsequenzen der NS-Wohlfahrts- und Gesundheitspolitik wurden nicht deutlich. Im Vordergrund stand für die Funktionäre vornehmlich das Überleben der eigenen Institution in größtmöglicher Autonomie. Kein Wunder also, dass die Frauenhilfe seit 1934 auch an den zahlreichen Zwangssterilisationen von Insassinnen ihres Frauen- und Mädchenheims Wengern „konsequent“ (S. 178) mitwirkte.

Bedenklicher gestaltete sich für die Verbandsoberen da schon der sogenannte „Kirchenkampf“, der gerade auch in den mitgliederstarken lokalen Gruppen der Westfälischen Frauenhilfe heftig ausgetragen wurde. Ausführlich rekonstruiert die Autorin die organisationsinternen Konflikte zwischen den Sympathisanten der „Bekennenden Kirche“ (BK), den Verfechtern eines strikten Neutralitätskurses und der Minderheit der „Deutschen Christen“ (DC). Als sich der erweiterte Vorstand der Westfälischen Frauenhilfe schließlich durch die Soester Erklärung vom Oktober 1934 mit großer Mehrheit auf die Seite der BK schlug, stürzte das viele örtliche Gruppen, Stadt- und Kreisverbände in eine tiefe Krise und führte in letzter Konsequenz zur Spaltung der gesamten Organisation. Eine exakt kaum zu beziffernde Zahl, möglicherweise aber über 100 örtliche Frauenhilfsgruppen schlossen sich 1935 schließlich ganz oder teilweise dem neu gegründeten deutsch-christlichen „Frauendienst“ an. Zahlreiche Ortsvereine waren noch jahrelang internen Streitereien ausgesetzt.

Während sich Westfalen damit zu einer Hochburg des deutsch-christlichen Frauendienstes entwickelte, taten sich zunehmend neue Konfliktfelder auf: Die Spannungen zwischen der auf Ausgleich bedachten Frauenhilfe und der auf Konfrontationskurs befindlichen „Nationalsozialistischen Frauenschaft“ (NSF) nahmen trotz zahlreicher Doppelmitgliedschaften vielerorts deutlich an Schärfe zu. Der vom NSF gesteuerte „Reichsmütterdienst“ führte letztlich zu einer weitgehenden Verdrängung der Frauenhilfe aus der Mütterschulung. Auch die „Nationalsozialistische Volksfürsorge“ (NSV) schickte sich an, durch ihr Hilfswerk „Mutter und Kind“ Teilbereiche der Müttererholungsfürsorge zu usurpieren. Überdies wurden die Arbeitsbedingungen der Frauenhilfsgruppen vor Ort immer schwieriger, weil die Gestapo ab 1937 ihre Repressionen deutlich intensi-

vierte. Das Ergebnis dieser Entwicklungen war die partielle Verdrängung der Frauenhilfe aus der karitativen Arbeit und der erzwungene Rückzug auf religiöse Besinnung und Seelsorge.

Die Krise der Frauenhilfe erfuhr in der Kriegszeit eine zusätzliche Verschärfung. Die begehrte direkte Mitwirkung am Kriegseinsatz scheiterte am Desinteresse der staatlichen Stellen. Stattdessen wurden Mütterheime beschlagnahmt und in Lazarette umfunktioniert. Die finanzielle Lage des Verbandes spitzte sich zu, an der Basis machte sich eine personelle Auszehrung und Überalterung immer deutlicher bemerkbar. Die schweren Belastungen des Kriegsalltags sowie ein wachsendes religiöses Desinteresse der Mitglieder taten ihr Übriges. Trotz dieses unübersehbaren Niederganges blieb die Organisation in ihrer Grundsubstanz jedoch erhalten, so dass sich nach dem Ende des NS-Regimes in der Westfälischen Frauenhilfe schnell eine neue „Aufbruchsstimmung“ (S. 201) breitmachte. Dass diese oft genug auch eine Schlussstrichmentalität war, ist allgemein bekannt und daher überrascht auch nicht, dass die für die Zwangssterilisationen in Ungarn verantwortliche Heimleiterin bis 1959 im Amt blieb. Diese dunklen Seiten des „Aufbruchs“ kommen im abschließenden „Ausblick“ auf die beträchtlichen Erfolge und gravierenden Probleme der Frauenhilfe in den ersten Nachkriegsjahren ein wenig zu kurz.

Die Kärnerarbeit der Autorin – so ist zu resümieren – hat sich gelohnt. Das vorgelegte Ergebnis ist nicht nur ein lesenswerter, sondern über weite Strecken auch ein gut lesbarer Beitrag zu einem bisher vernachlässigten Unterkapitel kirchlicher Zeitgeschichte. Durch zahlreiche Photos und Faksimiles wird die Lektüre auf informative Weise aufgelockert. Gleichzeitig allerdings – so betont Präses Alfred Buß in seinem Grußwort zu Recht – stellt das Buch auch ein Stück „schwer zu ertragender Erinnerungsarbeit“ (S. 8) für die Auftraggeberin dar.

Stelbrink

Geschichte des Erzbistums Köln, Bd. 3: *Hansgeorg Molitor*: Das Erzbistum Köln im Zeitalter der Glaubenskämpfe 1515-1688. Köln 2008. 864 S., 108 Abb., XXIV Farbtaf.

Fast fünf Jahrzehnte sind vergangen, seit der erste Band der Geschichte des Erzbistums Köln erschien und mit dem dritten Band nunmehr die schmerzlich empfundene Lücke geschlossen wurde. Während die Geschichte des Erzbistums Köln bis 1449, also die Bände I und II, für Soest und die Börde Kirchen-, Landes- und Territorialgeschichte bedeutet, bezieht sie sich

für die kommenden Jahrhunderte nur auf das Reformationsgeschehen und die konfessionelle Entwicklung. In sieben Kapiteln werden das Kölner Erzstift, Kurfürstentum und Erzbistum systematisch vorgestellt. In prägnanten Kurzbiographien begegnen die zehn residierenden Erzbischöfe, die institutionelle Gestalt der Kölner Kirche (Domkapitel, Generalvikare, Archidiakone, Dekane, Pfarreien) und das reformatorische und „gegenreformatorische“ Geschehen in seiner territorialen Ausprägung und gesamtkirchlichen Relevanz. Die Kapitel „Klerus und Klöster“, „Seelsorge und Frömmigkeit“ sowie „Bildungseinrichtungen“ liefern umfassende Informationen über das Erzbistum und seinen religiösen Alltag in seinen rheinischen und westfälischen Regionen, so z. B. auch über das Dominikanerinnenkloster Paradiese. Etwa 1200 Titel des Literaturverzeichnisses verweisen auf den herausragenden Handbuchcharakter dieses Standardwerkes.

Wir beschränken uns hier auf einzelne Bezüge zum Reformationsgeschehen in Soest. Die beiden Dominikanermönche Thomas Borchwede und Johann Host von Romberg werden angesprochen, der eine als Kämpfer für die neue Lehre, der andere als kompromissloser Gegner Luthers. Das Archigymnasium wird den städtischen Neugründungen zugerechnet, die im Dienste der Reformation Kandidaten für Führungspositionen in Kirche, städtischer Verwaltung und Schulwesen auszubilden hatten. Im Abschnitt „Prozessionen und Wallfahrten“ erzählt Molitor von der Verehrung des Gnadenbildes der Muttergottes in der Soester Wiesenkirche bis 1531, von dem Jagdfrevel der Soester Bürger in kurkölnischen Wäldern, von der Wiedergutmachung durch Überlassung des Gnadenbildes und von der neuen Wallfahrtsbewegung in Werl in der Regie der Kapuziner. Die Abbildungen 99 und 100 zeigen das Marienwallfahrtsbild, die Tafel IX das Porträt des Kardinals Johannes Gropper aus der Kapitelstube des Patroklstifts.

Dem Soester Stiftsherrn und Pfarrer an St. Petri Johannes Gropper (1503-1559) wird eine achtseitige Kurzbiographie gewidmet. Als „Pfründenjäger mit juristischer Qualifikation“ steigt er über Pfründen in Soest, Köln, Xanten und Bonn auf der erzbischöflichen Karriereleiter auf, nimmt am Reichstag zu Speyer 1529 teil und wird zum engen Berater des reformfreudigen Erzbischofs Hermann von Wied. Durch sein „Echiridion christiana institutionis“, ein Handbuch zur Provinzialsynode 1536, wird Gropper bekannt, tritt in Gesprächen mit Martin Bucer auf, liefert dem Kaiser Karl V. ein Gutachten über den Passauer Vertrag (1552) und ebenso dem Papst Paul IV. über die konfessionelle Lage im Reich und über den Augsburger Religionsfrieden. 1556 legt Gropper auch ein theologisches

Werk über das Sakrament der Eucharistie vor. 1558 hält er sich in Rom auf, gerät durch eine Intrige in die Inquisition, kann sich durch eine Verteidigungsschrift rechtfertigen und wird uneingeschränkt rehabilitiert. Papst Paul IV. hält ihm im März 1559 in Rom die Grabrede, nachdem er ihn zuvor mit der Kardinalswürde ausgezeichnet hat.

Löer

ILSE MAAS-STEINHOFF

JAHRESBERICHT DES VEREINS FÜR GESCHICHTE UND HEIMATPFLEGE SOEST E. V. 2007

Eine Zäsur prägte das zurückliegende Vereinsjahr: Auf der Mitgliederversammlung am 18. Februar 2007 gab Dr. Ulrich Löer nach vierzehn Jahren den Vorsitz ab. In ihrem Dank an den scheidenden Vorsitzenden blickte die Nachfolgerin auf diese Zeit zurück. Nach allem, was erreicht wurde, wird es nun darum gehen müssen, das gewonnene Profil beizubehalten, zumal im Hinblick auf den in der Satzung festgelegten Hauptzweck unseres Vereins: „die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte der Stadt Soest, der Börde und des Kreises sowie die Verbreitung des Wissens darüber in der Öffentlichkeit“.

So konstituierte sich, angespornt durch den Erfolg der „Soester Schau-Plätze“, ein Arbeitskreis zum Thema „Nachkriegszeit“. Geplant ist, sich in einer wissenschaftlich orientierten Veröffentlichung verschiedenen Aspekten dieses Themas der Zeitgeschichte zu nähern, das bisher für Soest nicht ausreichend erarbeitet wurde.

Im Verlauf des Vereinsjahres erwiesen sich Aktivitäten „außer der Reihe“ als überraschend erfolgreich, besondere Führungen, die zusätzlich zu den im Programmheft ausgewiesenen Terminen angeboten wurden: eine bereits von Dr. Löer angestoßene sechsteilige Serie thematischer Führungen durch das Burghofmuseum; ein Matinee-Stadtpaziergang zur Geschichte der Armut in Zusammenarbeit mit den „Obdachlos-Aktionswochen Soest“ und die Besichtigung des City-Center-Rohbaus am Bahnhof unter Führung des Architekten. Aufgrund der positiven Resonanz sollen auf aktuelle Fragen bezogene Angebote im neuen Programm 2008 nun in ähnlicher Form fortgeführt werden.

Eine weitere Aktivität „außer der Reihe“ stellte der Ankauf von Möbeln des Werkbund-Mitbegründers und Stararchitekten der 1920er-Jahre, Bruno Paul, aus Privatbesitz dar. Die Stücke bildeten ursprünglich eine Einheit mit Bruno Pauls Entwurf für die Privatvilla des Mühlenbesitzers Georg Plange, Sigefridwall 20, die heute das Kreisarchiv beherbergt. Hier werden die Stücke auch der Öffentlichkeit zugänglich wieder aufgestellt. Sie bezeugen exemplarisch einen der ehemals in Soest beheimateten groß-

industriellen Familienbetriebe einerseits, die besondere Rolle der Stadt Soest im Œuvre Bruno Pauls andererseits. Weiteres s. „Mitteilungen“ Nr. 37.

I. Mitgliederbewegung:

Am 1.1.2006 zählte der Verein	769 Mitglieder.
Ausgeschieden sind	31 Mitglieder
a) durch Tod	12 Mitglieder
b) aus anderen Gründen	19 Mitglieder
Eingetreten sind im Berichtsjahr	21 Mitglieder,
so dass der Verein am 31.12. 2007	759 Mitglieder
zählte.	

Der Verein bewahrt seinen verstorbenen Mitgliedern ein ehrendes Gedenken:

Elisabeth Becker-Glauch, Ennigerloh
 Gudrun Blume, Bad Sassendorf-Lohne
 Günter Goege, Soest
 Anna Grewe, Soest
 Dr. Friedrich-Wilhelm Hemann, Münster
 Andreas Kampmann, Soest
 Gudrun Mestermann, Soest
 Hans Jürgen Müller, Soest
 Werner Orschel, Soest
 Ludvig Petersen, Soest
 Werner Schmidt, Soest
 Hans-Jürgen Wiesmann, Soest

Im Berichtsjahr begrüßt der Verein als neue Mitglieder:

Dieter Brüseke, Soest
 Susanne Fabian, Soest
 Benedikt Flecke, Lippetal
 Michael Guthof, Soest
 Ulrich Gunkel, Möhnesee
 Anne Hay, Soest
 Dorothea Elisabeth Hillebrand, Soest

Dr. Heinz-Josef Kaum, Soest
Heinrich-Theodor-Maria König, Bad Sassendorf
Markus Madeia, Möhnesee
Guido Niermann, Soest
Wanda Adrienne Niermann, Soest
Monika Lüdemann, Soest
Wilhelm Mestermann, Soest
Maria-Luise Pepinghege, Soest
Heinz-Helmut Piel, Soest
Erdmute Schmidt, Soest
Monika Schmitz, Soest
Joshua Ernst Josef Vogel, Soest
Karl-Heinz Volke, Soest
Jörg Wibbeke, Soest

II. Der Vorstand

Der Vorstand traf sich im Jahr 2007 zu sieben Sitzungen. Breiteren Raum nahm die Vorbereitung künftiger Vorhaben ein: Neben dem neu gebildeten Arbeitskreis Nachkriegszeit standen Planungen für den 125. Geburtstag des Soest-Förderers und langjährigen Vereinsvorsitzenden Hubertus Schwartz am 4. Juli 2008 an. Gespräche mit Geschichtslehrern der weiterführenden Schulen führten dazu, dass diese Thematik im Fach Geschichte aufgegriffen wurde.

Zur Restaurierung des angekauften Bruno-Paul-Mobiliars waren Förderanträge sowie Verhandlungen mit der Kreisverwaltung und verschiedenen Restauratoren vonnöten. Ein Zuschuss der Bürgerstiftung Hellweg-Region ermöglichte es, eine Wandkonsole, einen Tisch und einen Hocker restaurieren zu lassen. Eine Kölner Textilrestauratorin konnte damit beauftragt werden, Originalbezüge der Polster aufzuarbeiten.

Mit kleineren Beträgen konnte die Drucklegung folgender Autoren und Forschungsarbeiten bezuschusst werden: Benedikt Knoche: „Die Erdwerte von Soest (Kreis Soest) und Nottuln-Uphoven (Kreis Coesfeld). Studien zum Jungneolithikum in Westfalen“ (Dissertation Münster 2000). - Stephan Dusil: „Die Soester Stadtrechtsfamilie. Mittelalterliche Quellen und neuzeitliche Historiographie“. (Veröffentlichung der Dissertation im Böhlau-Verlag) - Hannalore Reuter: „Orgeln in Soest“ (Ardey-Verlag).

Auch in diesem Jahr erschienen eigene Veröffentlichungen verschiedener Vorstandsmitglieder. Darunter ist eine besonders hervorzuheben: Dr. Ulrich Löer legte als Band 50 im Forschungsprojekt Germania Sacra der

Akademie der Wissenschaften zu Göttingen den Titel „Das adlige Kanonissenstift St. Cyriakus zu Geseke“ vor, als einzige umfassende historische Aufarbeitung der Geschichte eines Frauenklosters in der Region des ehemaligen Fürstbistums Paderborn und des Kölnischen Sauerlandes.

Bei dem Schriftgut des Vereins änderte sich das Layout des Programmblattes 2008, das der bereits im Jahr 2002 neu gestalteten Soester Zeitschrift angepasst wurde.

Im Bereich Stadtbildpflege setzte sich der Vorstand mit aktuellen Baumaßnahmen auseinander. Er bezog bei einer Bürgeranhörung und in einer öffentlichen Stellungnahme kritisch Position zu den Bebauungsplänen 101/1 und 102. Außerdem unterbreitete er einen Vorschlag zur Gestaltung des Brüdertorkreisels und regte an, das Motiv einer Kogge dort zu realisieren.

Am 13./14. September veranstalteten das Institut für westfälische Regionalgeschichte des Landschaftsverbandes, die Historische Kommission für Westfalen und die Abteilung für Westfälische Landesgeschichte der Universität Münster in Soest eine Tagung zum Thema: „Räume, Grenzen, Identitäten – Westfalen als Gegenstand landes- und regionalgeschichtlicher Forschung“. Mehrere Vorstandsmitglieder nahmen daran teil. Fortlaufend setzte sich das Vorstandsmitglied Bettina Steinfeld-Hösel als Ansprechpartnerin für den Arbeitskreis Genealogie ein.

Von Beginn an begleitete man das Vorhaben des von Dr. Frieder Schütz angestoßenen mittelalterlichen Stadtspieles zur Soester Fehde im Jahr 2009. Der Initiator referierte selbst dazu in einer Sitzung des Vorstandes, dessen Mitglieder Jochen Grade, Gerhild H'loch und Dr. Norbert Wex im eigens gegründeten Verein Kulturforum die Aktionen rund um das Stadtspiel maßgeblich mit vorbereiten.

III. Vorträge, Führungen und Erfahrungsberichte

- 24.1. Ralf Schlüter, Hamburg, stellvertretender Chefredakteur des Kunstmagazins ART:
Chinas neue Kunstszene - Zeichen politischer Öffnung?
- 18.2. Klaus Schulze, Soest, Garten- und Landschaftsarchitekt: Soest extra muros - Städtebauliche Entwicklungspotentiale der Stadt Soest und ihres Umlandes (im Rahmen der Mitgliederversammlung)
- 20.3. Dr. Stephan Dusil, Frankfurt: Neues zum Soester Recht (im Rahmen des „Herrenessens mit Damen“)
- 20.6. Heinz Cortner, Soest: Führung durch die Kreisverwaltung am Hohen Weg (im Rahmen der Sommerfete)

- 19.9. Dr. Justin Kroesen, Dr. Regnerus Steensma, Groningen: Die Ausstattung der mittelalterlichen Kirchen Soests - Wie wurden die Kirchen für den Gottesdienst benutzt?
- 20.11. Prof. Dr. Werner Abelshauser, Bielefeld: Aufbau West – Musste NRW dem Wirtschaftswunder seine eigene politische Zukunft opfern?
- 9.12. Dr. Susan Marti, Dortmund/Bern: Malen, Schreiben und Beten. Neue Funde zur Buchmalerei der Nonnen des Klosters Paradise.

IV. Studienfahrten und Exkursionen

- 10.3. Erste Etappe der fünfteiligen „Hansewanderung 2007“: Soest - Rüthen – Brilon – Korbach, initiiert vom Heimatverein Brilon: Wanderung von Soest nach Brüllingsen/Möhnesee. Weitere Etappen: 14.4.: Brüllingsen – Rüthen; 9.6.: Rüthen – Hoppecke; 18.8.: Hoppecke – Schweinsbühl; 13.10.: Schweinsbühl – Korbach.
- 28.4. Ganztagesexkursion nach Mühlhausen und Bad Langensalza
- 12.5. Ganztagesexkursion in die Hansestadt Lemgo: Neues Bauen in alter Umgebung
- 17.6. Radwanderung nach Herringhausen und Cappel
- 4.7. Abendexkursion zum Gestüt Soestblick, Deiringsen
- 13.-15.7. Wochenendexkursion zu den Schauplätzen hochadeliger Frauen am Harz: Bad Gandersheim – Gernrode – Nordhausen
- 5.8. Halbtagesexkursion nach Schloss Rheder bei Brakel
- 25.8. Schnadegang
- 22.-23.9. Zweitagesfahrt nach Trier
- 5.-7.10. Wochenendstudienfahrt nach Herzberg/Brandenburg
- 13.10. Geld und Markt im spätmittelalterlichen Soest

V. Veröffentlichungen

Mitteilungen 37:

Norbert Wex: Schwierigkeiten mit der Dienstpflicht. Behördliche Vorteilsnahme im napoleonischen Soest. – Anne Sträter mit Ergänzungen von Gerhard Köhn: Der Soester Zahnarzt Bernd Sträter – ein rassistisch Verfolgter während der NS-Zeit. – Gerhard Köhn: Eine Verlobungsfeier auf Plattdeutsch.

Soester Zeitschrift 118/119 (2006/07):

Ulrich Lör: In memoriam Heinrich Hillebrand; Géza Jászai: „Das schaubare Wort“ – Randbemerkungen zum Antependium aus der ehemaligen romanischen Klosterkirche St. Walburga zu Soest; Othmar Rütting: Neue Einsichten zum Nikolaus-Votivbild in der Soester Nikolaikapelle; Wilhelm Becker: Die Harnischmühle am Großen Teich in Soest; Susan Marti: „Blätter aus dem Paradies“ – Zum Neufund von Handschriftenfragmenten aus dem Kloster Paradiese (Tagungsbericht); Ulrich Lör: Adlige Repräsentation im frühneuzeitlichen Westfalen – Domherr Dietrich von Plettenberg (+1643) und Haus Nehlen; Hans-Ulrich Musolff: Aufklärung am Archigymnasium – zur Krise der Orientierung an der lutherischen Orthodoxie 1697-1708, Volker Jarren: Der „Pesthauch“ der Cholera – Soest im Jahr 1866, Rainer Enders: Arnold Topp – Der Weg eines großen Künstlers, Gerhard Köhn: Dietrich Klagges aus Bad Sassendorf-Herringsen - ein zweiter „Steigbügelhalter“ Hitlers aus dem Kreis Soest?; Gerhard Köhn: Karl Alexander Raidas Volksoper „Der Jäger von Soest“ und die Frage ihrer „Umdeutung im nationalsozialistischen Sinn“ bei der Soester Aufführung von 1936; Gerhard Köhn: Die Kunstsammlung der Stadt Soest und ihre „Ausrichtung nach den Prinzipien nationalsozialistischer Kulturpolitik“ ab 1936/37; Hans-Jürgen Hoeck: Korrekturen und Ergänzungen zu dem Beitrag von Reimer Möller „Entartete Kunst in Soest“ in der Soester Zeitschrift 115 (2003); Mechtild Brand: Das Oflag VI A im Spiegel des Internationalen Roten Kreuzes; Othmar Rütting: Zum Soester Petruschlüssel; Thomas Howe, Gerhard Köhn, Thomas Küster, Ulrich Lör, Wolfgang Maron, Wolfgang Stelbrink, Norbert Wex: Neuerscheinungen, Rezensionen und Besprechungen; Ulrich Lör: Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest e. V. 2005; Ulrich Lör: Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest e. V. 2006.